CARNIOLA

Zeitschrift für Heimatkunde

Geleitet von

Dr. phil. WALTER ŠMID

Erster Jahrgang 1908

LAIBACH 1908

Herausgegeben und verlegt vom Musealvereine für Krain

Druck von Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg

INHALT

Kleine Mitteilungen

Literaturbericht

Verzeichnis der Tafeln und Abbildungen

Textabbildungen

Tafeln

BERICHT

des Landesmuseums Rudolfinum in Laibach

für das Jahr 1907

erstattet vom Musealkustos Dr. phil. WALTER ŠMID

Durch Munifizenz der Krainischen Sparkasse mit Illustrationen ausgestattet

Zeichnungen vom akademischen Maler P. Zmitek

Klischeeausführung der Hofkunstanstalt J. Löwy in Wien

Museumschronik

Infolge planmäßiger Grabungen und Erwerbungen der letzten Jahre wuchsen die Sammlungen derart an, daß eine Neuordnung einzelner Abteilungen notwendig wurde. Die Altertümer der Hallstatt- und Latèneperiode im Saale II wurden neu konserviert und nach Fundorten eingereiht. Neugeordnet sind ebenfalls die römischen Funde aus Neviodunum und aus verschiedenen Fundorten im Saale III. Saal IV wurde in zwei Abteilungen geteilt; in der östlichen Hälfte sind römische Altertümer aus Laibach und Funde des frühen Mittelalters aufgestellt. Ein großer, 12 m langer Schrank in Hufeisenform birgt die in den letzten drei Jahren zutage geförderten Funde aus dem großen Gräberfelde an der Wiener Straße. Der westliche Teil des Saales IV ist der späteren Kultur des Mittelalters und der numismatischen Schausammlung vorbehalten. Neugeordnet wurde ferner die Abteilung der kirchlichen Kunst. In der volkskundlichen Abteilung wurden die reichhaltigen Gegenstände aus Weißkrain in einem neuen Schranke aufgestellt, einen eigenen Schrank erhielten auch die Figurinen; kleinere volkskundliche Sammlungen (Ostereier, Lebkuchen, Holzarbeiten) fanden ihre Aufstellung in Pultkasten an den Fenstern. Die bisher im volkskundlichen Saale aufbewahrte Sammlung Smole wird im sogenannten Doberletzimmer aufgestellt.

Die Neuordnung der Münzensammlung wurde mit der Bearbeitung der mittelalterlichen Münzen fortgesetzt. Im Berichtsjahre wurden 1934 italienische, 246 französische und 1315 österreichische Münzen und Medaillen, im ganzen 3595 Stück, neugeordnet, etikettiert und katalogisiert. Rechnet man dazu noch 2273 im Jahre 1906 neugeordnete Münzen des ehemaligen deutschen Reiches, so ergibt sich als Gesamtzahl aller neugeordneten mittelalterlichen Münzen 5868. Nach der noch durchzuführenden Ordnung der restlichen österr. Münzen ist die Neuordnung der numismatischen Sammlung als abgeschlossen zu betrachten, da die Sammlung antiker Münzen leidlich geordnet erscheint.

Die Reliefkarte Krains im Maßstabe 1 : 25.000 wird demnächst vom Geoplasten B. Lergetporer in Veldes fertiggestellt werden, worauf die Aufstellung des monumentalen, 8 m langen und 6 m breiten Werkes in Angriff genommen werden kann.

Am 16. Oktober 1907 wurde die vom Verbande österr. Kunstgewerbemuseen veranstaltete Ausstellung moderner graphischer Arbeiten der Hofkunstanstalt J. Löwy in Wien eröffnet, die von 1073 Personen besucht worden ist.

Der Besuch des Landesmuseums erreichte im Berichtsjahre die Zahl von 13.052 Personen (gegen 11.388 des Vorjahres). Das Museum wurde von zahlreichen Anstalten und Volksschulen in Begleitung ihrer Lehrer korporativ besucht; die Zahl der Schüler betrug 1450.

Über Ansuchen der Musealleitung vom 25. November 1907 hat das k. u. k. Obersthofmeisteramt den Betrag von 4000 K zur Errichtung einer modernen knnstgewerblichen Abteilung gewidmet.

Der hohe Landesausschuß für Krain hat am 22. Februar 1907 Herrn Dr. Gvidon Sajovic zum Volontär am Landesmuseum ernannt und mit der Neuordnung der naturgeschichtlichen Abteilung betraut.

Personalstand des Landesmuseums Rudolfinum im Jahre 1907

Die oberste Leitung steht dem hohen Landesausschusse für Krain zu.
Vorsitzender: Herr Landeshauptmann *Otto Edler von Detela.*
Referent: Herr Landesausschußbeisitzer *Dr. Ivan Tavčar.*

Musealkustos: *Dr. phil. Walter Šmid.*
Volontär: *Dr. phil. Gvidon Sajovic.*
Präparator: *Assistent Ferdinand Schulz.*
Hausmeister: *Franz Kobal.*

Mit dem Ehrenamte eines Mandatars hat der Landesausschuß für Krain folgende Herren betraut:

Rudolf Edler von Andrejka Livnogradski, k. k. Bezirkskommissär in Adelsberg;
Johann Baraga, Oberlehrer in Karner Vellach;
Johann Berlic, Pfarrer in Wocheiner Mitterdorf;
Martin Humek, Oberlehrer in Wocheiner Feistritz;
Gabriel Jelovšek, Gemeindevorsteher in Oberlaibach;
Adolf Kappus Edler von Pichelstein, Gemeindevorsteher in Steinbüchel;
Johann Kušar, Gemeindevorsteher in Notranje gorice bei Laibach;
Josef Lavtižar, Pfarrer in Ratschach bei Kronau;
Janko Lokar, Oberlehrer in Dobliči;
Franz Lovšin, Oberlehrer in Weinitz;
Richard Megušar, Oberlehrer in Podzemelj;
Leopold Podlogar, Kooperator in Aich;
Johann Renier, Pfarrer in Gurkfeld;
Johann Ruper, Postmeister in Hl. Kreuz bei Landstraß;
August Sedlar, k. k. Finanzkonzipist in Laibach;
Johann Šašelj, Pfarrer in Adlešiči;
Franz Šetina, Oberlehrer in Tschernembel;
Karl Ritter von Strahl, Oberlandesgerichtsrat a. D. und Gutsbesitzer in Altlack;

Hubert Završnik, k. k. Notar in Seisenberg;

Michelangelo Freiherr von Zois, k. k. Bezirkskommissär, derzeit zugeteilt der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale in Wien;

Josef Zurc, Gemeindevorsteher in Kandia bei Rudolfswert.

Archäologische Abteilung

Da in der Carniola regelmäßig die Resultate der archäologischen Forschungen des Landesmuseums veröffentlicht werden, gibt der Berichterstatter hier nur eine Übersicht der archäologischen Ausgrabungen.

1. Der Pfahlbau von Notranje gorice am Laibacher Moore. Spuren des Pfahlbaues wurden bereits im Frühjahr 1905 konstatiert, die Durchforschung jedoch erst im Berichtsjahre durchgeführt; die Kosten deckte in hochherziger Weise die Krainische Sparkasse. Es wurden eine Feuerstelle und ein Arbeitsraum festgestellt. Unter den Funden sind besonders Gegenstände aus bearbeitetem Stein, Feuerstein und Blutjaspis zahlreich vertreten, die im spätneolithischen Pfahlbau von Brunndorf nur selten vorkommen. Dieser Umstand und die rohe, nur spärlich verzierte Keramik rücken das Alter des neuen Pfahlbaues in den Beginn der neolithischen Periode hinauf.

2. Das römische Gräberfeld an der Wiener Straße in Laibach. Die Durchforschung dieses Gräberfeldes wurde im Berichtsjahre abgeschlossen. Mit Erlaubnis der Direktion der Kmetska posojilnica wurde der neben dem Hause Deghenghi liegende restliche Teil durchforscht und mehrere Gräber mit reichen Beigaben aufgedeckt, unter denen besonders schöne Gefäße erwähnenswert sind. Ein Grab barg ein gelbglasiertes Tongefäß vom Ende des 2. nachchr. Jahrh. mit der Inschrift NEMESIS, zwei goldene und zwei bronzene muschelbehängte Ohrgehänge, einen silbernen Armring und eine Halskette aus Silberdenaren, darunter einen der Faustina jun. Eine größere Anzahl Firma- und Relieflampen, Ton- und Glasgefäße verschiedener Form, Teller und Schalen aus Terra sigillata vervollständigen die bisherige reiche Sammlung.

Mit Erlaubnis des Präsidenten der krainischen Handelskammer Herrn Jos. Lenarčič in Oberlaibach und der Direktion der Südbahn wurde noch die zwischen dem Hotel Graiser, der Wiener Straße und der zum Südbahnhof führenden Straße liegende Wiese durchforscht und 81 Gräber aufgedeckt. Das reichhaltige und wertvolle Inventar der Gräber offenbart den ältesten Teil des Gräberfeldes an der Wiener Straße.

In den letzten drei Jahren wurden in diesem Gräberfelde 757 Gräber aufgedeckt.

3. Das altslovenische Gräberfeld in Wocheiner Mitterdorf wurde Ende Oktober 1907 durchforscht; das Ergebnis ist S. 17 ff. ver-

öffentlicht. Die Vorstehung fühlt sich vor allem Herrn Pfarrer Berlic für die tatkräftige Wahrung der Interessen des Landesmuseums zu besonderem Danke verpflichtet.

Archäologische Einzelfunde. Von der Alpe Belščica ober Karner Vellach stammt ein schmaler Bronzedolch mit leichtgebogener Schneide, hervortretender Mittelrippe und zwei Löchern für die Griffnieten (Länge 19·5 cm). Eine mittelständige Lappenaxt von Bronze aus dem Laibacher Moore in der Umgebung von Log; die gedrungene, 11·5 cm lange Axt, deren Bahnende mit italischem Ausschnitt versehen ist, gehört dem Typus der österr.-ungar. Zwischenform an (nach Lissauer, Dritter Bericht über prähistorische Typenkarten in der Zeitschrift für Ethnologie 1906 S. 823). Ein verziertes bronzenes Tüllenbeil aus einem Moorgraben von Vnanje gorice.

Aus dem Mühlwehr in Tschernembel stammt ein römischer Inschriftstein mit mehreren Reliefbildern und der Darstellung des Totenopfers; der Inschriftteil ist unter D·M abgebrochen; Geschenk der Stadtgemeinde Tschernembel. Ein römischer Inschriftstein des Tertius Epponis (CJL III 3816, Müllners Emona S. 231), der bisher in der Filialkirche St. Johann bei Tomišelj als Schwelle gedient hatte, wurde von der Kirchenvorstehung dem Landesmuseum überwiesen. An der Reichsstraße Laibach - Rudolfswert wurde in Lanišče bei Škofljica knapp vor der Bahnübersetzung ein römischer Inschriftstein bei einer Erdabrutschung in situ gefunden.

Herr Michelangelo Freiherr von Zois schenkte dem Museum einen römischen Löwenkopf aus Marmor, gefunden in einer Schottergrube bei Egk.

Herr Prof. Dr. J. Žmavc übergab dem Landesmuseum folgende, beim Grundausheben für den neuen Pfarrhofbau zu St. Jakob in Laibach gefundene Gegenstände: eine Sonde aus Bronze, an einem Ende befindet sich die kolbenförmige Sonde, am anderen der ruderförmige Salbenreiber; Teile eines Bronzebeschlages; Teile eines Spiegels aus Silbermetall, einen Bronzenagel und eine blaue Glasperle.

Auf der Parzelle in der Gregorčičgasse hinter dem Regierungsgebäude in Laibach wurden mehrere römische Ziegel aufgedeckt, unter denen ein eisernes Messer lag.

Aus Neviodunum stammt eine schön verzierte Armbrustcharnierfibel aus Bronze mit dickem Bügel und Zwiebelköpfen. Da die Nadelrinne etwas weit geraten war, brachte man an ihr eine gezahnte Leiste aus Bronze an, die die Nadel in der Rinne festhalten sollte.

Herr Bauunternehmer Anton Hudovernik in Veldes schenkte die im Jahre 1894 gefundene vergoldete Münzfibel aus Kupfer und mehrere Schläfenringe aus Silber und Bronze aus dem altslov. Gräberfelde in Veldes. Herr Bezirkstierarzt N. Sadnikar in Stein übergab einige altslovenische Schläfenringe aus dem Mannsburger Gräberfelde.

Münzen. Mehrere Kleinerze der Kaiser Konstantin und Konstans; aus Neviodunum. Ein Kleinerz des Kaisers Probus; vom Deutschen Grunde in Laibach. Aureus Justinus II 565–578 (Well. 16066); aus Oberkrain.

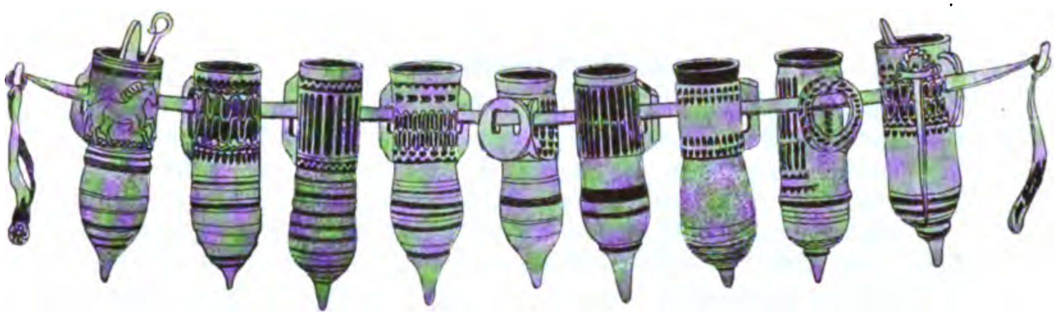


Abb. 1. Wetzsteinkumpfe mit Verzierungen in Kerbschnitt und Hohleisenschnitt. Aus Koprivnik und Gorjuše in der Wochein.

Kulturgeschichtliche, volkskundliche und gewerbliche Abteilung

Infolge planmäßiger Aufsammlungen gelang es, einige Gruppen der volkskundlichen Abteilung in wünschenswerter Vollständigkeit abzurunden; es glückte ferner die Erwerbung sämtlicher Bestandteile einer Bauernstube; diese soll im Jahre 1908 eingerichtet werden. Die bisher in den verschiedenen Sälen aufgestellten Möbel aus dem Nachlasse Viktor Smolés werden in nächster Zeit in einem eigenen, nach dem Spender benannten Saale aufgestellt und sollen das Bild eines vornehm bürgerlichen Raumes aus dem 18. Jahrh. darbieten.

Die Vorstehung des Landesmuseums hätte das vorgesteckte Ziel, die lokale Kultur Krains in übersichtlichen Beständen vorzuführen, nicht so rasch erreicht, wenn nicht warme Freunde des Museums ihre tatkräftige Mithilfe der Vorstehung zur Verfügung gestellt hätten. Die Leitung erfüllt eine angenehme Pflicht, indem sie ihren Dank ausspricht den Herren Pfarrern Josef Lavtižar in Ratschach und Ivan Šašelj in Adlešiči, Herrn Adolf Kappus von Pichelstein und den Herren Oberlehrern Janko Baraga in Karner Vellach, Janko Lokar in Dobliči und Franz Lovšin in Weinitz.

Durch die Zuwendung der namhaften Summe von 4000 K aus dem Hoftiteltaxfonde wurde die Musealleitung in die Lage versetzt, den lange gehegten und bereits bei der Erbauung des neuen Musealgebäudes vorgesehenen Plan der Errichtung einer modernen kunstgewerblichen Abteilung zu verwirklichen. Sorgfältig ausgewählte Gegenstände des modernen Kunsthandwerks, Möbel, Metallarbeiten, Objekte der modernen Porzellan- und Glasindustrie, der Buchbindetechnik, eine Übersicht der modernen Medaille und Plakette, sollen den Besucher mit den Bestrebungen und Zielen des Kunsthandwerks der Jetztzeit bekannt machen, dem einheimischen Handwerker aber Vorbilder und Anregung zur Fortbildung und Nachahmung bieten.

Für die Widmung der oben genannten Summe haben sich große Verdienste Herr Reichsrats- und Landtagsabgeordneter Josef Pogačnik und Herrenhausmitglied Herr Hofrat Universitätsprof. A. Luschin Ritter v. Ebengreuth erworben, denen die Musealvorstehung den wärmsten Dank ausspricht.

I. Familienaltertümer

Infolge Vermächtnisses des Herrn Generalmajors a. D. Rudolf Freiherr Gall von Gallenstein erhielt das Landesmuseum einen mit dem Jahre 1234 beginnenden Stammbaum der Gallen in Glas und Rahmen sowie einen Stammbaum der gräflichen Familie Barbo von Waxenstein aus dem 17. Jahrh.

Herr Advokat Dr. M. Hudnik in Laibach widmete dem Landesmuseum acht große, bisher im Schlosse Plankenwart bei St. Oswald bei Graz aufbewahrte Familienbilder des Geschlechtes Valvasor, die um so bemerkenswerter sind, da sie, wie aus der folgenden genealogischen Tabelle hervorgeht, die nächsten Verwandten unseres heimischen Geschichtschreibers darstellen. (Gesperrter Druck bedeutet, daß der Betreffende im Bilde dargestellt ist.)

Hieronymus Valvasor
vermählt 1596 mit Agnes v. Scheyer

sein Vetter Johann Baptist Valvasor
vermählt 1574 mit Emerentiana v. Khisel
ohne Nachkommen

Bartholomaeus Valvasor v. Galleneck
Generaleinnehmer der krainischen Stände
1. Gem. Maria Elisabeth Freiin v. Dornberg; 2. Gem. Anna Maria Freiin v. Rauber

Karl
Gem. Anna Christina Freiin v. Schrottenbach

Johann Karl † 3. Jänner 1697
Gem. Anna Elisabeth Gräfin v. Auersperg
geb. 30. Juli 1672

Johann Weikhard
der Chronist
geb. 28. Mai 1641
gest. 19. Sept. 1693

II. Hausaltertümer

1. Wohnungswesen und Hausrat

a. Der Wohnbau. An Bauteilen erwarb das Museum einen Rokokoofen aus dem Schlosse Egk bei Krainburg als Geschenk des Herrn Gutsbesitzers Egon Freiherrn von Zois. Im Gereut ober Jauerburg wurde ein grünglasierter Bauernofen erworben, dessen Kacheln mit Doppeladlern, Nelken und der fortlaufenden Zahl 1818 geziert sind. Zwei bemalte Fensterbalken (Vasen und Tulpen) schenkte Frau Franziska Klinar in Krop. Aus Unterkrain stammt ein farbiges geschnitztes Türkapitel.

Modell einer Bienenhütte vom Jahre 1812 aus der Umgebung Krainburgs, im Maßstabe 1 : 10.

b. Möbelstücke. Eiserner Doppeladler, der als Verkleidung des Schlüsselloches bei einer Truhe diente, zweite Hälfte des 18. Jahrh.; aus Zminec bei Bischoflack. Zinnbeschlag einer Truhe; aus Zminec. Verschiedene Muster aus Leder, deren man sich beim Bemalen der Truhen, Wiegen usw. bediente; aus Bodovlje bei Bischoflack. Ein gedrechseltes Löffelkörbchen; aus Zminec.

c. Leuchtgerät. Messingleuchter in Filigranarbeit, aus der Mitte des 19. Jahrh.; Geschenk des Herrn Pfarrers Ivan Šašelj in Adlešiči. Ovales eisernes Öllämpchen; Geschenk des Herrn Straßenmeisters Karl Rudolf in Radomlja.

d. Gerät für Küche und Keller. Doppelseitige Lebkuchenform aus Buchenholz mit dem Monogramm Christi und der Monstranze; aus Zminec bei Bischoflack. Vier Formen aus Buchenholz zum Gießen wächserner Votivfiguren; aus Bischoflack. Hölzerne Rolle, auf die man die Ofengabel legte, um die Töpfe bequem in den Ofen schieben zu können; aus Untergörjach bei Veldes. Eiserner Ständer, auf den man in der „Leuchte" (lêva) Kienspäne legte, um mit ihnen an langen Winterabenden zu leuchten; aus Untergörjach.

e. Geschirr in gebranntem Ton. Beim Grundausheben für den Neubau des Pfarrhofes zu St. Jakob in Laibach fand man einen irdenen Leuchter und mehrere ornamentierte Teller, aus dem 16. Jahrh. Irdene bemalte Schale mit zwei Henkeln. Ein kleiner Teller mit einem Frauenbildnis. Ein runder Tränkapparat für Bienen; Geschenk des Dr. W. Š.

f. Geschirr in Fayence. Aus der Laibacher Fayencefabrik des Baron Siegmund von Zois stammen ein tiefer dreieckiger Teller, ein durchbrochener flacher, runder Teller und eine Saucière.

g. Geschirr in Porzellan. Diese Abteilung hat im Berichtsjahre keine Vermehrung erfahren.

h. Geschirr in Glas. Ein blau verzierter Becher mit dem Bilde des Erzherzogs Johann.

i. Geschirr in Zinn. Zwei doppelhenkelige Schüsseln mit der Marke I·A; aus Zminec. Zweihenkelige Tasse; aus Karner Vellach. Zinnkrug mit hölzernem Henkel.

k. Geschirr in Messing. Diese Abteilung hat im Berichtsjahre keine Vermehrung erfahren.

l. Geschirr in Holz. Zwei Trinkbecher aus Berberitzenholz mit eingelegter roter Wellenlinie; aus Oberkrain.

m. Eßgerät. Zweizinkige eiserne Gabel, Anfang des 19. Jahrh.; aus Zminec.

n. Rauch- und Schnupfgerät. Diese Abteilung hat im Berichtsjahre keine Vermehrung erfahren.

o. Gerät zur Tuchbereitung, zum Spinnen und Nähen. 31 verschieden geschnitzte, gedrechselte und bemalte Spinnrocken mit verschiedenartigen Ornamenten aus dem Jauerburger Gereut, Planina bei Aßling, Karner Vellach, Dobrava bei Veldes, Deutsch Gereut, Jereka, Gorjuše, Koprivnik und Wochein. Hoher Spinnrocken (Kunkel); aus Bodovlje. Garnhaspel sehr primitiver Art; aus Deutsch Gereut. Handspinnrad für die Wolle; aus Dobrava bei Veldes. Flachsbrechel; aus Bodovlje. Hölzerne Bügelvorrichtung mit reich geschnitztem Oberteil; aus Karner Vellach.

p. Zug- und Ackergerät, verschiedene bäuerliche Gebrauchsgegenstände. Zwei hölzerne Getreidemaße; aus Bodovlje. Kienspanhobel; aus Bodovlje. Ornamentierter großer Daubenhobel, mehrere kleinere Hobel mit verschiedenen Verzierungen und Jahreszahlen und ein Faßbinderzirkel; aus Bodovlje. Hölzerne Hanfstampfe; aus Bodovlje.

Messingverzierung eines Pferdekummets; aus St. Marein bei Laibach. Neun geschnitzte Wetzsteinkumpfe mit Wetzstein und Wetzeisen; aus Koprivnik und Gorjuše in der Wochein [Abb. 1].

2. Gewebe, Tracht und Schmuck

a. Gewebe. Tischtuch aus Hausleinen mit Doppeladlern in roter Stickerei, zweite Hälfte des 18. Jahrh.; aus Steinbüchel. Tischtüchlein mit Stickerei; aus Steinbüchel. Ostertuch mit dem Osterlamm in roter Stickerei, Anfang des 19. Jahrh.; aus Steinbüchel. Ostertuch, die Mitte besetzt mit einer gestickten Kopftuchrose; aus dem Jauerburger Gereut. Zwei leinene Polsterüberzüge mit Nelken und Adlern in reicher schwarzer Stickerei und ein Polsterüberzug mit dunkelblauer Stickerei; aus dem Jauerburger Gereut. Polsterüberzug mit roten Randeinfassungen und Zöpfen; aus dem Jauerburger Gereut. Zehn leinene Polsterüberzüge mit schwarzer, blauer und grüner Stickerei; aus Oberkrain. Eine Spule verschiedenfarbiger Seide, Mitte des 19. Jahrh.; aus Steinbüchel.

b. Städtische Tracht. Diese Abteilung hat im Berichtsjahre keine Vermehrung erfahren.

c. Bäuerliche Tracht. Spitzenbesetztes Frauenoberhemd mit roter Stickerei; aus Oberkrain. Sechzehn Kopftücher mit Rose und Kranz in durchbrochener Weiß- und Netzstickerei, mit Klöppel- oder Maschinenspitze besetzt; aus verschiedenen Gegenden Oberkrains. Haube mit schwarzem Besatz und mit Gold eingefaßter Stickerei, in der Mitte ein Kreuzchen; Samthaube, besetzt mit Marderfell und eingefaßt mit einer Goldbordüre (Winterhaube), Anfang des 19. Jahrh.; Goldhaube mit gestickten Doppeladlern, aus der Theresianischen Zeit; Haube mit Blumenornamenten und Goldeinfassung; Trauerhaube mit schwarzem Besatz und reicher Stickerei; Haube mit glattem schwarzen Besatz; einfacher schwarzer Besatz einer Trauerhaube; sämtliche Hauben aus Steinbüchel. Haupttuch (zavijača, aptah) mit schwarzgesticktem Besatz; zwei Haupttücher mit schwarzem Besatz; zwei schwarze Besätze; aus Steinbüchel. Zwei Haupttücher mit weißem Besatz mit altdeutscher Leinenstickerei, eines besetzt mit hellblauen Spitzen; Haupttuch mit glattem schwarzen Besatz; zwei schwarze und vier weiße gestickte Besätze; aus dem Jauerburger Gereut. Acht Haupttücher mit Besatz aus goldenem, silbernem, rotem, blauem, grünem und verschiedenfarbigem Brokat; zwei schwarze Besätze; aus der Wochein. Kleines Kinderhäubchen aus Seide und Brokat; aus Deutsch Gereut. Ein schwarzsamtenes, mit silbernen Sternen besetztes Mieder; Teil eines Samtmieders mit goldener Blumenstickerei; aus Steinbüchel. Drei pelzbesetzte Muffe aus verschiedenfarbigem Brokat; aus Oberkrain.

Ein vollständiger Männeranzug, Anfang des 19. Jahrh.; aus Ratschach bei Kronau. Verschiedene Teile der Männerkleidung, Männerhüte; aus der Wochein. Männliche Kopfbedeckung aus Fuchspelz (vidra), der Oberteil aus Samt mit rotem und blauem Besatz; aus Stražišče bei Krainburg.

Tracht der Weißen Krainer. Tracht einer weißkrainischen Braut aus der Umgebung von Semič; aufgesammelt von Fräulein Antonie Jeršinović

in Tschernembel. Drei Schulterbehänge (óplečja) aus Podzemelj. Kopftuch (pokrivátna peča) aus Podzemelj. Zwölf Haupttücher aus Leinwand mit reicher Verzierung in durchbrochener Weißstickerei; aus Altenmarkt, Dečina, Predgrad, Sodevce, Radence a. d. Kulpa und Adlešiči. Fünf Brauttücher und drei Tücher mit farbiger Musterung; aus Podzemelj. Ein schwarzgesticktes Frauenhäubchen aus Adlešiči. Zwei Häubchen aus Altenmarkt. Rotgesticktes Kopftuch. Vier Stirnbänder der orthodoxen Mädchen, davon zwei sehr breit. Buntes Seidenband und eine Reihe roter Perlen. Weißer Unterrock. Schürze und Vortuch aus Podzemelj. Ein gesticktes Frauenoberhemd. Ein Paar wollene Frauenschuhe (čarape) aus Adlešiči und Marindol. Zwei verschiedenfarbige Handtücher aus Podzemelj. Zwei Brauthandtücher aus Preloka. Gesticktes Handtuch aus Altenmarkt. Zwei reichgestickte Handtücher aus Adlešiči. Ein rotgestickter Gürtel; fünf alte Frauengürtel aus Podzemelj.

Bauernschmuck. Ein Frauengürtel aus Metall aus dem Jahre 1763; aus Mitterfeichting bei Krainburg. Ein verzierter Messingkamm, Anfang des 19. Jahrh.; aus Mitterfeichting. Eine vergoldete kupferne Brosche, Mitte des 19. Jahrh.; Geschenk des Herrn Lukas Šmid in Gehsteig bei Krainburg.

3. Denkmäler des gesellschaftlichen Lebens

Geldtäschchen aus Perlmutter, einst Eigentum des Schriftstellers Josip Jurčič; Geschenk des Herrn städtischen Kommissärs J. Robida. Verzierte Tabakdose aus Bein. Vergoldetes Kreuzchen mit Email.

Elf buntbemalte Ostereier aus Weißkrain; Geschenk des Herrn Pfarrers M. Novak in Radovica und des Herrn P. Stanko Dostál, Kaplan in Möttling.

4. Handwerk und Gewerbe

Drei vom akad. Maler Peter Žmitek mit volkskundlichen Motiven bemalte Dekorationsteller aus Majolika, aus der Fabrik R. Schnabl in Stein; ein Teller Geschenk des Herrn P. Žmitek.

Kleine geschnitzte und mit Perlmutter eingelegte Zündholzschachtel aus Holz. Messingzange zum Zahnziehen, aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrh.; Geschenk des Herrn Pfarrers Valentin Aljančič in Dobrava bei Podnart.

Geschnitzte, mit Spiralen verzierte hölzerne Doppelpfeife aus Weißkrain.

III. Staats- und Gemeindealtertümer

1. Staatsaltertümer

Der Münzensammlung kamen folgende mittelalterliche und neuere Münzen zu. In Gold: Dukate Karl VI vom Jahre 1738. Dukate Franz I Stephan vom Jahre 1765. Dukate Maria Theresias von den Jahren 1753, 1777 und Doppeldukate vom Jahre 1762. Dukate Josef II von den Jahren 1786 und 1787 (vier verschiedene) und Doppeldukate vom Jahre 1786.

Dukate Leopold II vom Jahre 1790. Dukate Franz I von den Jahren 1809, 1810, 1826, 1829, Doppeldukate vom Jahre 1831. Dukate Franz Josef I vom Jahre 1855. Zecchino Pius VII vom Jahre 1809. Zwei Zecchini des Königs Karl Felix von Sardinien vom Jahre 1823. Dukate der Republik Genua vom Jahre 1796. Dukate Louis Philipps vom Jahre 1841. Belgische Dukaten von den Jahren 1802 und 1827.

In Silber. Braunschweig: Breiter dreifacher Taler August des Jüngeren vom Jahre 1655 (nicht bei Wellenheim und Windischgrätz); Taler Karl I vom Jahre 1765; Taler Karl Wilhelm Ferdinands vom Jahre 1795; Andreastaler Christians (Neue Linie Lüneburg) vom Jahre 1622. Brandenburg: Taler Friedrich Wilhelms vom Jahre 1657. Preußen: Taler Friedrich Wilhelm III vom Jahre 1818; Taler Friedrich Wilhelm IV vom Jahre 1844. Brandenburg-Ansbach: Taler Christian Friedr. Karl Alexanders vom Jahre 1777. Sachsen: Taler Friedrich Christians vom Jahre 1763; Taler Friedrich August III von den Jahren 1775, 1779, 1782, 1784, 1796, 1802, 1811, 1816, 1820, 1821, 1827; $^2/_3$ Taler Friedrich August III von den Jahren 1768 (zwei), 1779, 1809; 2 Mark Alberts vom Jahre 1877. Bayern: Taler Maximilian Josefs von den Jahren 1756, 1760, 1764, 1768, 1770, 1771, 1775, 1805; 10 Kreuzer vom Jahre 1767. Hessen: Zweitaler (= $3^1/_2$ Gulden) Ludwig II vom Jahre 1840. Baden: Taler Karl Friedrichs vom Jahre 1766. Württemberg: 20 Kreuzer vom Jahre 1818. Westfalen: Taler Hieronymus Napoleons vom Jahre 1812. Augsburg: Taler von den Jahren 1641 und 1694. Frankfurt: Taler vom Jahre 1772. Magdeburg: Taler vom Jahre 1638. Nürnberg: Taler von den Jahren 1757 und 1758. Schweiz, Chur: 15 Kreuzer des Bischofs Ulrich vom Jahre 1688. Venedig: Scudo des Dogen Franz Erizzo vom Jahre 1631; Scudo des Dogen Paolo Renier vom Jahre 1781. Frankreich: Taler Karl X vom Jahre 1828. Spanien: Taler Karl VI vom Jahre 1792; Taler Ferdinand VII vom Jahre 1819. Griechenland: 5 Drachmen Georg I vom Jahre 1876.

Österreich: Taler Rudolf II vom Jahre 1610. Doppeltaler Leopolds von Tirol vom Jahre 1623; Taler Leopolds von Tirol vom Jahre 1632. Taler Ferdinand III ohne Jahreszahl (drei verschiedene) und von den Jahren 1624, 1630, 1655, 1659; Groschen Ferdinand III vom Jahre 1624. Taler Sigismunds von Tirol vom Jahre 1665. Taler Leopold I von den Jahren 1691, 1693, 1694, 1695 (vier verschiedene), 1696 (zwei verschiedene); Groschen Leopold I vom Jahre 1695. Taler Josef I vom Jahre 1707. Taler Karl VI von den Jahren 1714, 1718, 1737; $^2/_3$ Taler Karl VI von den Jahren 1717 und 1727. Taler Maria Theresias von den Jahren 1763, 1766, 1780 (sechs verschiedene); $^2/_3$ Taler Maria Theresias vom Jahre 1771; 20 Kreuzer vom Jahre 1765. 20 Kreuzer Josef II vom Jahre 1783. Taler Leopold II vom Jahre 1791; $^2/_3$ Taler Leopold II vom Jahre 1791. Taler Franz I von den Jahren 1806 und 1824; 20 Kreuzer vom Jahre 1802. Taler Ferdinand I von den Jahren 1841 und 1842; 20 Kreuzer vom Jahre 1848. Zweigulden Franz Josef I vom Jahre 1868.

S a l z b u r g: Taler des Erzbischofs Paris vom Jahre 1624. Taler des Eb. Guidobald vom Jahre 1666. Taler des Eb. Sigismund von den Jahren 1753 und 1758. Taler des Eb. Klemens Wenzel vom Jahre 1771. 20 Kreuzer des Eb. Hieronymus vom Jahre 1780.

$^1/_2$ Taler des Eb. Johann Ernst von Salzburg vom Jahre 1694. 15 Kreuzer des Eb. Johann Ernst vom Jahre 1689; Geschenk des Dr. W. Š. Groschen Ferd. Karls von Tirol vom Jahre 1661; Geschenk des Dr. W. Š. 20-Rappen der Republik Schweiz vom Jahre 1901; Geschenk des Herrn Kommissärs J. Robida. Sechser des Bischofs Franz Ludwig von Breslau vom Jahre 1695; gefunden bei der Durchforschung des römischen Gräberfeldes an der Wiener Straße.

2. Gemeindealtertümer

S t ä d t i s c h e A l t e r t ü m e r. Silberbeschlagene Hummerschere, die nach alter Sitte in früheren Zeiten dem neugewählten Bürgermeister von Seisenberg mit Wein angefüllt angeboten wurde und das Marktrichterzepter aus Metall mit der Inschrift: GREGER · WVCKOWITZ · M · R · I · S · 1642 (Greger Wuckowitz, Marktrichter in Seisenberg 1642); mit Vorbehalt des Eigentums des Marktes Seisenberg.

D e n k m ä l e r d e r Z ü n f t e u n d b ü r g e r l i c h e n G e s e l l s c h a f t e n. Kupferne Zunftkanne der Hafnerinnung von Bischoflack und Zunftzeichen derselben; mit Vorbehalt des Eigentums der Hafnerinnung.

IV. Kriegsaltertümer

Ein Schwert mit vierkantigem Knauf und gerader Parierstange; gefunden 2 m tief in der Erde beim Ausheben eines Kellers in Unterfeichting Nr. 8 bei Krainburg. Ein eiserner Dolch mit Griff aus geflochtenem Eisendraht; gefunden in der Nähe der Ižicabrücke am Laibacher Moor.

V. Kirchliche Altertümer

Der Verein für christliche Kunst erwarb folgende Gegenstände: Aus der Kirche der hh. Ingenuin und Albuin in Karner Vellach eine Taufschüssel mit primitiver Darstellung Adams und Evas und einer verwischten Umschrift, 16. Jahrh., aus Messing; mehrere verschiedenfarbige Brokatstoffe; Geschenk des Herrn Pfarrers Fr. Košir. Aus Dobrava bei Veldes: Kasel und Manipel aus Leinen mit der Darstellung des hl. Antonius, umgeben von Nelken- und Tulpenornamenten, 18. Jahrh. Mehrere kirchliche Stickereien.

Das Museum selbst erwarb im Berichtsjahre folgende Gegenstände an Kirchengerät: Barockaltar mit vier Figuren, aus der Wallfahrtskirche Žeželj bei Weinitz a. d. Kulpa; Geschenk des Herrn Pfarrers Georg König. Hölzernes Vortragskreuz, 17. Jahrh. und barockes Vortragskreuz aus Metall, 18. Jahrh.; aus Dobrava bei Veldes. Einfaches Weihrauchgefäß aus der Wochein. Versilbertes Weihrauchschifflein aus Metall.

VI. Kunstaltertümer

1. Malerei und graphische Künste

Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht hat mit Vorbehalt des Eigentumsrechtes dem Landesmuseum folgende Kunstwerke überwiesen: Richard Jakopič, Birken im Herbst, Ölgemälde; Matthias Jama, Partie an der Amper, Ölgemälde; Gustav Jülke, Motiv bei Rekawinkel, Ölgemälde; Karl L. Prinz, Straße bei Hinterbrühl, Ölgemälde; Rudolf Konopa, Thayaufer, Aquarell; Hans Wilt, Spätherbst am Tullner Bach, Ölgemälde; Karl Zewy, Heimkehr vom Felde, Ölgemälde. Hl. Franziskus von Assisi, Ölgemälde eines unbekannten Meisters des 18. Jahrh.; Geschenk des Herrn Max Jermann. Kramaršič, Landeshauptmann Dr. Jos. Poklukar, Ölgemälde. Photographie des großen Altarbildes Mencingers in der Vorstadtpfarrkirche Tirnau, Johannes der Täufer, aus dem Jahre 1755, mit der Unterschrift Val. Metzinger pinxit; Geschenk des Herrn Pfarrers Vrhovnik.

Ausstellungsdiplom des Künstlerklubs „Sava" von der österr. Kunst- und Industrieausstellung in London; Geschenk des Klubs.

2. Plastik

a. In Holz. Zwei kleine Holzstatuetten der Mutter Gottes von Brezje und des hl. Johannes Ev., die man in Karner Vellach im Herrgottswinkel anstatt der Bilder anzubringen pflegt. Aus Holz geschnitzter Weihbrunnkessel mit Adam und Eva, nach der Tradition eine Jugendarbeit des Matthäus Langus; aus Steinbüchel.

b. In Stein. Eine Hand aus Carraramarmor, 16. Jahrh.; gefunden in der Peternelgasse in Laibach beim Wegräumen der Reste der mittelalterlichen Stadtmauer; Geschenk des Herrn städt. Baurates J. Duffé.

c. Medaillen, Plaketten. Bronzemedaille Hujers von der Londoner Ausstellung des Jahres 1906; Geschenk des Künstlerklubs „Sava" in Laibach. Silberne Gedenkmedaille, geprägt für die Arbeiter zur Erinnerung an den Durchbruch des Karavankentunnels; Geschenk des Herrn Jožko Dolenc in Bischoflack.

Neun verschiedene religiöse Medaillen, 18. Jahrh.; aus Veldes (Friedhof), Krainburg und Laibach. Fünf religiöse Medaillen aus dem Veldeser Friedhof; Geschenk des Herrn Ant. Hudovernik.

VII. Wissenschaftliche Altertümer

Vergoldete Stockuhr, Empirezeit; Geschenk des Herrn Emil Gutman, k. k. Administrationsrates in Görz.

Bibliothek

Der Ankauf von Büchern beschränkte sich auf solche Werke, welche sich für die Arbeiten in den einzelnen Fachabteilungen als notwendig erwiesen, auf die Beschaffung der Fortsetzungen und alter Carniolica.

Geschenkweise überließen der Musealbibliothek Bücher und Werke folgende Institute und Anstalten. Sr. k. u. k. Apost. Maj. Obersthofmeister-

amt: Domanig, Die deutsche Medaille in kunst- und kulturhistor. Hinsicht, Wien 1907. — K. k. Unterrichtsministerium in Wien: Jagić, Archiv für slav. Phil. 28 IV, 29 I. — K. k. Landesregierung in Laibach: 301 Bände und Hefte nichtperiodischer Druckwerke für die Jahre 1906 und 1907. — Landesausschuß für Krain: Volčič, Civilnopravdni red in sodni pravilnik, Ljubljana 1906. — Akademie der Wissenschaften in Wien: Schriften der Balkankommission, Antiquar. Abteilung V, und Der österr. Limes VIII. — K. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik: Allgemeiner Bericht und Chronik der im Jahre 1904 in Österreich beobachteten Erdbeben Nr. 1, und Jahrbücher der k. k. Zentralanstalt Jahrg. 1905 N. F. 42. Bd., Wien 1907. — K. k. Erdbebenkommission: Allgemeiner Bericht und Chronik der im Jahre 1905 beobachteten Erdbeben, II. offizielle Publikation. — Numismatische Gesellschaft in Wien: Nr. 1—65, 93, 96, 101, 102, 112, 118—149 des Monatsblattes. — Stadt Budapest: Kuszinsky, Budapest régiségei 1906. — Slovenska Matica in Laibach: Vereinspublikationen für das Jahr 1906. — Leogesellschaft in Laibach: Kos, Gradivo za zgodovino Slovencev II 1906.

Von krainischen Instituten und Anstalten widmeten ihre Jahresberichte: Das I. und II. Staatsobergymnasium in Laibach, das Staatsobergymnasium in Krainburg und Rudolfswert, die k. k. Oberrealschule in Laibach, Oberrealschule in Idria, Zavod sv. Stanislava v Št. Vidu, Glasbena Matica, k. k. gewerbliche Fachschule in Laibach, städtische Volksschulen in Laibach.

Es schenkten die Herren: Prof. Dr. Jos. Gruden sein Werk, Das soziale Wirken der kath. Kirche der Diözese Laibach, 1906. — Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg: Führer durch den Raum des Altonaer Museums, 1906. — Direktor G. Pirc: Skazil, Nauk o gnojilih, Gradec 1906. — F. Schulz: Deutscher Kalender für Krain, 1906. — Fürst Ernst Windisch-Grätz: Kollektion Ernst Prinz zu Windisch-Grätz VII/1 und Nachtrag zum VI. Bd.

Das Landesmuseum steht mit folgenden Vereinen und Museen im Schriftentausch: Laibach, Verein für christliche Kunst (Četrto izvestje 1903—1906). — Graz, Landesmuseum Joanneum (Bericht 1906). — Wien, Österr. Gesellschaft für Münz- und Medaillenkunde (Mitt. I—III). Verein Carnuntum (Bericht 1904 und 1905). — Böhmen. Prag, Museum regni Bohemiae (Bericht 1906). Hořice, Prumyslové museum podkrkonošské (Bericht für die Jahre 1905 und 1906). Budweis, Städtisches Museum (Bericht 1906). — Mainz, Verein zur Erforschung der rhein. Gesch. und Altertümer (10 Bde.) und Röm.-germ. Centralmuseum (Mainzer Zeitschrift 1906 und 1907). — Stuttgart, Württemb. anthropolog. Verein (Fundberichte aus Schwaben XIV).

Archiv

Erwerbungen. Gemeindearchiv aus Karner Vellach; mit Vorbehalt des Eigentums. Fünf Faszikel des Lusttaler Archives, der letzte Teil des ehemaligen Erbergschen Archives; Geschenk des Herrn Gutsbesitzers

Fr. Fajdiga in Lusttal. Eine größere Anzahl Akten der Laibacher freiwilligen Feuerwehr seit dem Jahre 1870 und die Broschüre P. v. Radics', Die Laibacher freiwillige Feuerwehr; Geschenk des Herrn C. J. Achtschin jun. in Laibach. Zwei Marktprotokolle von Seisenberg aus den Jahren 1685 und 1688; mit Vorbehalt des Eigentums.

Dr. Walter Šmid

Bericht über die naturhistorische Abteilung

erstattet von Dr. phil. Gvidon Sajovic

Mineralogische Sammlung

Geschenke. 1 feinfaseriger Antimonglanz mit Verwitterungsrinde von Antimonocker aus dem Grubenbau von Gallenegg bei Trojana, 1 stengeliger, bunt angelaufener Antimonglanz mit Verwitterungskrusten aus dem Orehovicagraben bei Trojana, 1 feinfaseriger bis dichter Antimonglanz im Quarz aus den neuen Anbrüchen von Gallenegg bei Trojana, 1 Antimonium crudum aus dem Hüttenofen von Trojana. Der aus den ihn begleitenden Gesteinen ausgeschmolzene Antimonglanz hat eine feinfaserige Struktur und ist im Handel unter dem Namen „Antimonium crudum" bekannt. 1 Gailtaler Schiefer mit Antimonglanz imprägniert aus dem Grubenbau von Gallenegg bei Trojana, 1 milchweißer, kristallinischer Kalzit aus den Steinbrüchen von Zagorje; sämtliche Gegenstände von Herrn Dr. L. K. Moser, Prof. in Triest. 1 Quarzkristalldruse aus den Magnesitbergwerken Veitsch; von Herrn Betriebsleiter Willy Wagner in Breitenau. 1 Malachit mit Azurit im Kalzit von Lengenfeld, Oberkrain; von Herrn Dr. Gv. S.

Botanische Sammlung

Das Herbar der „Flora carniolica" von Paulin wurde genau revidiert; Herr Dr. med. H. Högler war so liebenswürdig, in seiner Mußezeit die Revision durchzuführen.

In dieser Abteilung ist keine Vermehrung zu verzeichnen.

Zoologische Sammlung

Wirbellose

Die Sammlung der Schwämme und Korallen wurde bestimmt und inventiert. Sie zählt 8 Arten der Schwämme in 14 Exemplaren und 49 Korallenarten in 106 Exemplaren.

Die Molluskensammlung von Robič wurde inventiert. Sie enthält 2759 Arten in 10.751 Exemplaren. Darunter sind alle einheimischen Arten vertreten. Unter den letzten sind für die Molluskenfauna Krains besonders wichtig die Originale von Robič und Erjavec. Es sind das: Bythinella Robičii m., Lithoglyphus Robičii Cless., Vitrella gracilis Cless. v. Robičiana,

Paladilhia Robičiana Cless., Amalia Robičii Simrot, Hyalina Erjaveci Brus. Nach Erjavec benannt ist auch die in Kroatien vorkommende Helix Erjaveci.

Es wird eine neue Käfer-Schulsammlung vorbereitet, da die jetzige ganz vernichtet ist.

Gelegentlich der Eröffnung des Mädchenlyzeums hat der Landesausschuß über Antrag der Musealleitung demselben eine Mollusken-Schulsammlung übergeben.

Geschenke. 1 Madrepora surcutura Rotes Meer, 1 Madrepora arbuscula Rotes Meer, 1 Galaxea irregularis Rotes Meer, 1 Mussa cythella Rotes Meer; von Herrn Paul Eckel, Schiffsfähnrich, aus Singapore. 1 Astrea rotulosa und 1 Stephanocoenia intersepta, beide aus dem Indischen Ozean; von Herrn Dr. Gv. S.

Wirbeltiere

Diese Sammlung vermehrte sich teils durch Geschenke, teils durch Kauf um 21 Objekte in 36 Stücken, die sich auf die einzelnen Abteilungen folgendermaßen verteilen:

I. Fische: 1 Forelle (Salmo fario) mit einer Mißbildung des Oberkopfes; Geschenk des Herrn Dr. Ivan Tavčar in Laibach.

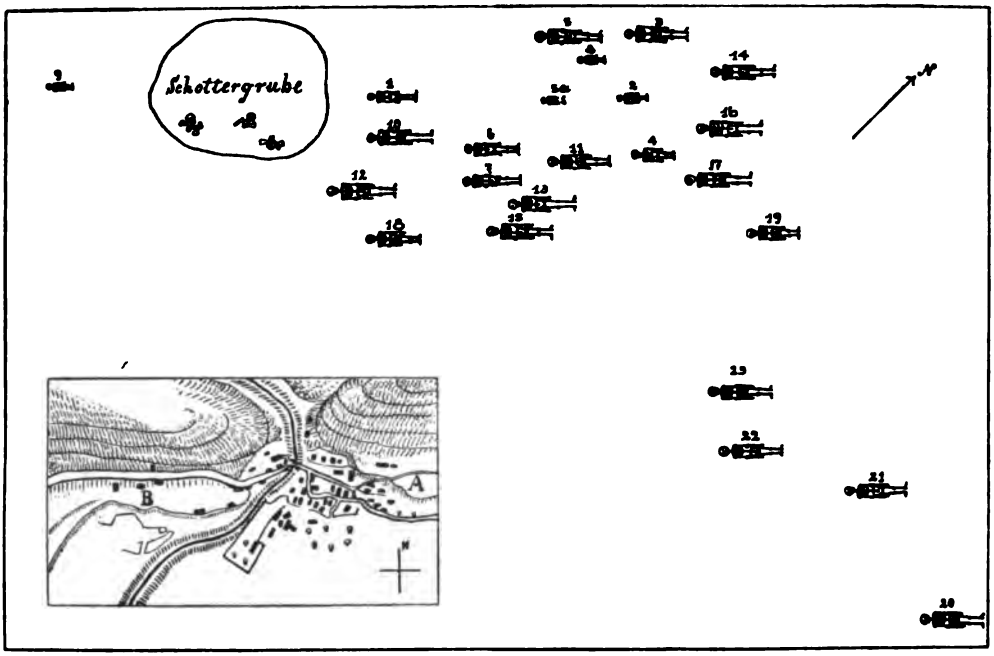
II. Amphibien und Reptilien: a. Geschenke. Von Herrn Professor Dr. Milan Šerko 1 Höhlenotter (Vipera Prester b.), 1 rosenrote Sandviper (Vipera ammodytes L. v. rosea), Entwicklung der Sandviper (Vipera ammodytes), enthaltend 2 Embryonen, 1 Junges mit Embryohaut und 1 einen Tag altes Junge aus Planina bei Zirknitz in Innerkrain. Ein sehr seltenes Exemplar ist die rosenrot gefärbte Sandviper. Bekanntlich variiert die Färbung der Sandviper je nach dem Standorte stark und es kommen ziegelrote, rosenrote, silbergraue, schwarzbraune usw. Exemplare vor. Diese Farben sind als Anpassungsfärbungen zu deuten. Hinsichtlich der Entwicklung der Sandviper wäre bemerkenswert, daß die Vipern ausnahmslos lebende Junge zur Welt bringen, während die Nattern eierlegend sind. — Von Herrn Gode ein Eiergelege der grünen Eidechse (Lacerta viridis Laur.); von Herrn Dr. Gv. S. 2 Alpensalamander (Salamandra atra Laur.) in der Höhe von 975 m auf Storžič in der Karavankenkette gefangen, 2 rotbauchige Feuerkröten (Bombinator igneus Laur.) aus Stražišče bei Krainburg, 1 Kreuzotter (Vipera berus L.) aus dem Vratatal in Oberkrain.

b. Angekauft wurden. Bei der Firma Lenoir-Forster in Wien 1 Situspräparat des Frosches, 1 Injektionspräparat des Frosches, 1 Entwicklung des Frosches; ferner 1 Würfelnatter (Tropidonotus tesselatus Laur.) und 1 Sandviper (Vipera ammodytes L.), beide von einem Baumeister aus Brezje in Oberkrain; 1 Äskulapnatter (Coluber longissimus Laur.); 1 junge Äskulapnatter, bemerkenswert deswegen, weil die jungen eine andere Färbung besitzen wie die ausgewachsenen; charakteristisch für sie ist besonders ein großer hufeisenförmiger, dunkelbrauner Fleck am Hinterkopfe, an dessen Seiten sich ein hellgelber, dem der Ringelnatter ähnlicher Fleck befindet.

III. Vögel: a. Geschenke. 1 Zwergfalke (Falco Aesalon L.) ♂, erlegt auf dem Laibacher Moore von Herrn Oberst A. v. Hollegha; 1 Sperlingseule (Strix acadica L.) ♂, geschossen in Freudental von Herrn Franz Galle; 1 Haselhuhn (Tetrao bonasio L.) ♂, erlegt bei Laibach von Herrn H. Galle; 1 weißgefleckte Amsel (Turdus merula L.) ♀, von Herrn J. Klofutar aus Neumarktl. In diesem Falle handelt es sich um Albinismus, eine Erscheinung, welche auf einem mehr oder minder vollständigen Mangel des Pigments in der Malpighischen Schleimschicht der Haut sowie auf einem solchen der Iris und Gefäßhaut des Auges beruht. Der Albinismus (Leukopathie) ist stets angeboren und kommt teils sporadisch, teils erblich vor. 1 Kolkrabe (Corvus corax) ♂, von Herrn Bois de Chesne.

b. Durch Kauf und Tausch wurden erworben: 1 ♀ Bastardkrähe von Rabenkrähe × Nebelkrähe (Corvus corone × Corvus cornix), erlegt im Rožnikwalde bei Šiška-Laibach, 1 Saatkrähe (Corvus frugilegus) ♂, aus der Laibacher Umgebung.

IV. Säugetiere: In dieser Abteilung ist keine Vermehrung zu verzeichnen.



I II

Abb. 1. I Lage des Gräberfeldes in Wocheiner Mitterdorf, Maßstab 1 : 16.666 A Gräberfeld „na Žalah“, B Gräberfeld „na Podónjicah“. II Skizze des Gräberfeldes „na Žalah“, Maßstab 1 : 200.

Altslovenische Gräber Krains

Von Dr. phil. Walter Šmid

Das Gräberfeld in Wocheiner Mitterdorf

Unter der Bevölkerung Mitterdorfs hat sich von Geschlecht zu Geschlecht die Kunde erhalten, daß auf dem südwestlichen Ende des Dorfes, auf dem Gelände „na Podónjicah“ in uralten Zeiten Heiden ihre Toten bestattet hätten; als sie jedoch den christlichen Glauben angenommen, sei der Friedhof auf der nordöstlich über dem Dorfe sich erhebenden Terrasse „na Žalah“ angelegt worden. Der Ortssage folgend untersuchte der Verfasser dieser Studie Ende Oktober des Jahres 1907 die auf dem Acker des Grundbesitzers Anton Arh „na Podónjicah“ befindlichen Gräber, auf die man bereits im Früh-

jahre desselben Jahres beim Ausheben einer Sandgrube gestoßen war. Es wurden noch zwei Gräber aufgedeckt; die übrigen sind schon früher beim Baue des nahen Wohnhauses und bei der öfteren Entnahme des Sandes zerstört worden.

Ein größeres Gräberfeld kam „na Žalah" zum Vorschein, wo das Gedächtnis der Sage noch durch den Flurnamen unterstützt ward; das altslovenische Wort žalь bedeutet Grab. Hier fand im Sommer des Jahres 1905 der Grundbesitzer Johann Oblak bei der Anlage einer Schottergrube drei Skelette und bei einem derselben eigentümliche Ohrringe. Die Herren J. Berlic, Pfarrer in Mitterdorf, und Baron Michelangelo von Zois, damals k. k. Bezirkskommissär in Radmannsdorf, hatten die Aufmerksamkeit, dieselben an das Rudolfinum zu senden, wo sie als Schläfenringe erkannt wurden. Die Nachforschung im verflossenen Herbste förderte hier noch 23 Gräber zutage, deren Beigaben das Vorhandensein eines altslovenischen Gräberfeldes erwiesen.

Die Toten waren unter der Humusschichte in verschiedener Tiefe auf Sand gelagert. Das Antlitz war in der Regel der aufgehenden Sonne – mit einer geringen Abweichung nach Nordosten – zugewendet.[1] Die Schädel gehören dem dolichokephalen Typus an. Die Arme waren längs des Rumpfes ausgestreckt, nur beim Skelette im Grabe 25 waren die Hände im Schoße gefaltet. Reste von Fichtenholz gestatten die Vermutung, daß die Leichen gegen das niederstürzende Erdreich mit Brettern geschützt wurden. Da Bretterreste nur oberhalb der Skelette gefunden wurden, dürften keine Särge verwendet worden sein; auch eine Steinumkleidung fehlte bei den meisten Gräbern. Bei der Mehrzahl der Gräber war der Körper mit einzelnen kleinen Scherben aus grobem, mit feinem Kieselsand gemengten Ton bestreut.[2]

Über die Art und Weise, in der die verschiedenen Gegenstände den Toten beigelegt wurden, sowie über Eigentümlichkeiten in der Bestattung orientiert nachfolgend der

Fundbericht.

---

[1] Dieselbe nordöstliche Richtung konstatierte auch Brunšmid beim Gräberfeld von Bijelo brdo bei Essegg, vgl. seine Hrvatske sredovječne starine 1903 S. 5.

[2] Die gleiche Erscheinung beobachtete Brunšmid a. a. O. S. 25 et passim.

Gräber „na Žalah“

Grab 1. Weibliches Skelett mit ausgestreckten Armen; Länge 1·15 m. Tiefe der Grabsohle 1·3 m. In der Nähe des Ohres rechts und links je ein offener Schläfenring aus Bronze (Durchmesser 3·6 × 4 cm); an einem Schläfenringe Reste einer Lederschlinge. In der Nähe des Unterkiefers eine kleine blaue bikonische Glasperle. An den Fingern der linken Hand Spuren des Eisenrostes. Lagerung des von Steinen unregelmäßig umlegten Skelettes auf Sand. Ober dem Kopfe Reste von Fichtenholz.

Grab 2. Verwestes Skelett eines Kindes mit ausgestreckten Armen; die zweiten Zähne eben im Hervorbrechen, Milchzähne noch vorhanden; Länge ungefähr 0·8 m. Tiefe der Grabsohle 0·73 m. In der Nähe des rechten Ohres befanden sich zwei zusammengehängte offene Schläfenringe aus Bronze (D. 2·7 m) [Taf. II Fig. 1]; ebenso in der Gegend des linken Unterkiefers; an den Schläfenringen Lederüberreste. In der Gürtelgegend lag eine runde Scheibenfibel mit Tierdarstellung aus Bronze [Taf. III Fig. 9]. Über den Körper waren kleine Scherben eines Gefäßes aus rohem, stark mit Kieselsand gemengtem Ton gestreut.

Grab 3. Männliches Skelett mit ausgestreckten Armen; Länge 1·76 m, Schulterbreite 0·39 m. Tiefe der Grabsohle 0·77 m. Zu beiden Seiten in der Nähe des Ohres je zwei Schläfenringe aus Bronze, einer offen (D. 3 cm), der andere mit der S-Schleife (D. 3·2 cm) [Taf. II Fig. 5]; mit Lederüberresten. Ober dem Kopfe Reste eines Fichtenbrettes.

Grab 4. Skelett eines Kindes ohne Beigaben; die Knochen des Oberkörpers durcheinander geworfen; Länge ungefähr 1 m. Tiefe der Grabsohle 0·77 m.

Grab 5. Männliches Skelett mit ausgestreckten Armen; Länge 1·72 m. Tiefe der Grabsohle 0·83 m. An den beiden Seiten des Kopfes lagen in der Nähe des Ohres je ein großer und ein kleiner offener Schläfenring aus Bronze (D. 4·3 und 2·7 cm) [Taf. II Fig. 2]; an jedem der Schläfenringe befanden sich Reste von Lederschlingen und in ihrer Nähe Leinenüberreste, jedenfalls von dem Stirnbande herrührend, an dem die Lederschlingen befestigt waren. An einem Finger der rechten Hand steckten zwei Fingerringe aus Bronze. Reste eines Fichtenbrettes.

Grab 5a. Spuren eines kleinen Skelettes; ohne Beigaben.

Grab 6. Männliches Skelett mit ausgestreckten Armen; Länge 1·4 m. Tiefe der Grabsohle 1·45 m. Ohne Beigaben. In der Nähe des Grabes lag frei eine Topfscherbe.

Grab 7. Skelett mit im Schoße liegenden Händen; Länge ungefähr 1·2 m. Tiefe der Grabsohle 1·45 m. In der Gegend des linken Unterkiefers ein silberner offener Ring (D. 2·3 cm) und die Hälfte eines an einem Ende umgebogenen silbernen Schläfenringes (D. 3·2 cm). An den Fingern der rechten und linken Hand drei Ringe, einer aus Bronze, zwei aus Silber. Neben dem linken Oberschenkel ein abgebrochenes eisernes Messer mit Überresten der Scheide (Länge 10 cm). Richtung nach Osten.

Grab 8. Verwestes Skelett eines ungefähr zwanzigjährigen Mädchens; nur Kopf und Lendenknochen kenntlich. Tiefe der Grabsohle 0·8 m. In der Nähe des rechten Ohres ein Schläfenring aus Bronze (D. 3·3 cm); in der Nähe des linken Ohres ein kleinerer Schläfenring aus Bronze (D. 2·8 cm); an den Schläfenringen Reste von Schlingen aus feinem Linnen.

Grab 9. Verwestes Skelett eines noch nicht vierzehnjährigen Kindes; Länge ungefähr 0·7 m. Tiefe der Grabsohle 0·7 m. Ohne Beigaben. Richtung nach Osten.

Grab 10. Männliches Skelett mit ausgestreckten Armen; Länge ungefähr 1·7 m. Tiefe der Grabsohle 1·3 m. Ohne Beigaben.

Grab 11. Männliches Skelett mit ausgestreckten Armen; Länge 1·65 m. Tiefe der Grabsohle 1·1 m. Ohne Beigaben.

Grab 12. Männliches Skelett mit ausgestreckten Armen; Länge 1·79 m. Tiefe der Grabsohle 1·4 m. Am Mittel- und am Ringfinger der linken Hand ein Ring aus Bronze [Taf. III Fig. 18]; am Mittel- und am Ringfinger der rechten Hand ein Ring aus Silber [Taf. III Fig. 19]. Unter dem Halse in Brusthöhe (Mitte) zwei schadhafte ornamentierte Scheibenfibeln mit Leinenüberresten an der Unterseite [Taf. III Fig. 3]. In der Nähe des linken und des rechten Ohres je drei Schläfenringe, vier aus Bronze (D. 3·5 cm), zwei aus Silber (D. 4 cm) [Taf. II Fig. 7]. Das eine Ende der Schläfenringe ist zu einem Haken, das andere zu einer Schleife umgebogen. An den Schläfenringen Reste zweifach umgebogener Schlingen aus Leinen. Über dem Körper Spuren von Fichtenbrettern.

Grab 13. Männliches Skelett mit ausgestreckten Armen; Länge 1·77 m. Tiefe der Grabsohle 1·3 m. An der linken Hüfte ein eisernes Messer in Bruchstücken. Richtung nach Osten.

Grab 14. Skelett mit ausgestreckten Armen; Länge 1·68 m. Tiefe der Grabsohle 0·6 m. Am rechten und am linken Ohr je zwei offene Schläfenringe aus Silber (D. 3·6 cm) und Bronze (D. 3·5 cm) und je ein silberner gravierter halbmondförmiger Schläfenring [Taf. II Fig. 20]. Am Finger der rechten Hand ein flacher Ring aus Bronze mit aufgelegten blauem und grünem Steinchen; der dritte Stein fehlt [Taf. III Fig. 15]. Reste von Fichtenbrettern.

Grab 15. Skelett mit ausgestreckten Armen; Länge 1·74 m. Tiefe der Grabsohle 1·45 m. Am linken und am rechten Ohr je zwei Schläfenringe aus Silber mit umgebogenen Enden (D. 3·5 cm), ein offener Schläfenring aus Silber (D. 2·8 cm) und ein Schläfenring aus dünnem, gedrehtem Silberdraht mit Öse an einem und Haken am anderen Ende (D. 2·5 cm) [Taf. II Fig. 10]. An den Schläfenringen Leinenreste. An der linken Hüfte ein schlecht erhaltenes eisernes Messer. Richtung nach Osten.

Grab 16. Skelett mit ausgestreckten Armen; Länge 1·7 m. Tiefe der Grabsohle 0·82 m. An der linken Hüfte ein eisernes Messer (Länge 16 cm) [Taf. III Fig. 23], am Finger der rechten Hand ein Fingerring aus Bronze.

Grab 17. Skelett mit ausgestreckten Armen; Länge 1·68 m. Tiefe der Grabsohle 0·9 m. An der rechten Hüfte ein eisernes Messer mit Resten des hölzernen Griffes (Länge 17 cm) [Taf. III Fig. 24].

Grab 18. Skelett eines Kindes mit ausgestreckten Armen; Länge 1·4 m. Tiefe der Grabsohle 1·55 m. An der Brust lag eine viereckige eiserne, mit Bronzeplättchen belegte Fibel mit angerosteten Leinenüberresten an der Unterseite. Am Hals befand sich eine Reihe verschiedenfarbiger Glasperlen und das durchbohrte Bruchstück des Randes eines Glasgefäßes [Taf. II Fig. 29]. Am rechten und am linken Ohr je ein silberner Schläfenring (D. 4·2 cm) [Taf. II Fig. 9]; dabei Lederüberreste. Reste von Fichtenbrettern.

Grab 19. Verwestes Skelett; Länge ungefähr 1·4 m. Am rechten Ohr ein offener Schläfenring aus Bronze (D. 3·8 cm). Richtung nach Osten.

Grab 20. Skelett mit ausgestreckten Armen; Länge 1·5 m. Tiefe der Grabsohle 1·03 m. An der linken Hüfte ein zerbrochenes eisernes Messer. Richtung nach Osten.

Grab 21. Skelett mit ausgestreckten Armen; Länge 1·55 m. Tiefe der Grabsohle 0·85 m. Ohne Beigaben. Richtung nach Osten.

Grab 22. Männliches Skelett mit ausgestreckten Armen; Länge über 1·6 m. Tiefe der Grabsohle 1·05 m. Am linken Oberschenkel ein Feuersteineisen [Taf. III Fig. 22], Messerchen und eiserner Stift. Richtung nach Osten. Etwas entfernt vom Grabe lagen mehrere Topfscherben.

Grab 23. Skelett mit ausgestreckten Armen; Länge 1·65 m. Tiefe der Grabsohle 0·9 m. Am linken Ohr ein beschädigter Schläfenring aus Bronze mit einer Glasperle als Anhängsel; am rechten Ohr ein Schläfenring aus Bronze mit Bronzekettchen als Anhängsel [Taf. II Fig. 15]. Am Mittelfinger der rechten Hand ein ornamentierter Ring aus Bronze [Taf. III Fig. 17]. Richtung nach Osten.

Gräber „na Podónjicah“ in Mitterdorf

Grab 24. Weibliches Skelett mit ausgestreckten Armen; Länge ungefähr 1·5 m. Tiefe der Grabsohle 0·6 m (Humusstärke 12 – 13 cm). Am rechten und am linken Ohr je ein beschädigter Schläfenring aus Silber mit Glasperlen und Bronzekettchen. Richtung OSO.

Ein Meter südwestwärts vom Grabe 24 wurde ein ebenfalls bereits früher beim Sandausheben angetroffenes Skelett gefunden, dessen Kopf bereits fehlte.

Grab 25. Skelett mit im Schoße gefalteten Händen; Länge ungefähr 1·5 m. Tiefe der Grabsohle 0·36 m. An der linken Hüfte ein eisernes Messer, an der rechten Hand ein offener Fingerring aus Bronze. Richtung nach Osten.

Unter den Schmucksachen des Wocheiner Gräberfeldes nehmen sowohl an Zahl als an Bedeutung den Vorrang ein die von Sophus Müller im Jahre 1877 zuerst so genannten

Schläfenringe, offene, an einem Ende glatt abgeschnittene, am anderen Ende zu einer S-förmigen Windung umgebogene Ringe. Sie werden bei den Skeletten in der Schläfen- oder Ohrgegend gefunden, manchmal zu zwei, drei, selbst vier und fünf Stück auf jeder Seite. Lissauer dehnte den Begriff des Schläfenringes, den er mit S. Müller als einen den slavischen Gräbern eigentümlichen Schmuck erkannte, auch auf andere in slavischen Gräbern in der Schläfengegend gefundene Ringe aus, die, häufig mit den S-förmigen Schläfenringen zugleich vorkommend, mit ihnen die Grundform eines nicht geschlossenen Ringes gemeinsam haben. Ihm folgte Niederle, der vier Typen der Schläfenringe aufstellte. Reinecke dagegen will den Ausdruck Schläfenring nur auf den an einem Ende mit einer S-förmigen Schlinge versehenen Ring beschränken und erklärt — mit Unrecht — Niederles andere Typen als einfache Ohrringe. Wie aus dem Fundberichte hervorgeht, kamen die verschiedenen offenen Ringe in demselben Grabe gleichzeitig und in der gleichen Gegend mit den S-förmig umgebogenen Schläfenringen vor. Sie hingen in ledernen oder leinenen Schlingen,[1] die an einem leinenen Stirnbande befestigt waren; sie bildeten also einen Hängeschmuck und waren keine Lockenringe oder Lockenhalter, wie Reinecke und Hampel annehmen. Nach dem Vorgange Lissauers und Niederles kann man auch unter den Schläfenringen des Wocheiner Gräberfeldes mehrere Typen unterscheiden, die sich jedoch mit den böhmischen Typen Niederles nicht decken.

Benützte Literatur: S. Müller, Über slavische Schläfenringe in Schlesiens Vorzeit in Wort und Bild 1877 S. 139 ff. — M. Much, Kunsthist. Atlas I 1889 Tafel XCVIII—C. — Beltz, Wendische Altertümer in den Jahrbüchern des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 58. Jahrg. 1893 S. 180 ff. — Lissauer, Über den Formenkreis der slavischen Schläfenringe im Korrespondenzblatt der deutschen anthropolog. Ges. 1891 S. 138. — Niederle, Bemerkungen zu einigen Charakteristiken der altslavischen Gräber in den Mitt. der Wiener anthropolog. Ges. 1894 S. 194 ff. — Reinecke, Slavische Gräberfunde im kroatischen und slovenischen Gebiete in den Verhandlungen der Zeitschrift für Ethnologie 1897 S. 362 ff. — Brunšmid, Hrvatske sredovječne starine I—V, S. A. aus dem Vjesnik hrvatskoga arheološkoga društva 1903. — Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn I. Bd. S. 438 ff. — Fra V. Marun, Popis naušnicâ „Prvoga muzeja hrv. spomenika“ u Kninu in der Starohrvatska prosvjeta 1900 S. 40 ff. und 1901 S. 26 ff.

[1] Die chemische Analyse uud Bestimmung der gefundenen Überreste verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Gvidon Sajovic in Laibach.

Typus I. Als Grundform des Schläfenringes kann der glatte offene Ring mit stumpfen Enden betrachtet werden. Es kamen im ganzen 3 Stück aus Silber[1] (Grab 7 und 15) gleichzeitig mit anderen Ringformen vor.

Eine etwas verzierte Form desselben Typus ist der offene Ring, dessen Enden in einen konischen oder runden Knopf übergehen, der bei zwei Ringen (Grab 5) dreifach gegliedert erscheint. Dieser Typus ist mit 22 Exemplaren verschiedener Stärke und Größe (zwischen 2·5–4 cm) vertreten; aus Silber sind 9, aus Bronze 13 Ringe [Taf. II Fig. 1 und 2].

Typus II wird durch Ringe repräsentiert, bei denen ein Ende glatt abgeschnitten, das andere zu einer offenen Schlinge umgebogen ist (2 Stück aus Bronze im Grabe 3). Diese Schlinge verbreitert sich oder biegt sich S-förmig um und bildet so den echten Schläfenring, das spezifische Zierstück der slavischen Gräber (2 Exemplare aus Bronze im Grabe 3) [Taf. II Fig. 5].

Typus III bilden Ringe, bei denen ein Ende zu einem offenen Haken, das andere zu einer geschlossenen Schleife umgebogen ist; der offene Haken steckt manchmal in der Schleife [Taf. II Fig. 7 und 9]. Diesem Typus sind hinzuzuzählen zwei Ringe aus schnurartig geflochtenem dünnen Silberdraht, die an einem Ende zu einer Öse gedreht, am anderen zu einem Haken umgebogen sind (Grab 15) [Taf. II Fig. 10]. Die große Mehrzahl der Ringe vom Typus III (15) besteht aus Silber, nur zwei sind aus Bronze (Grab 7, 12, 15, 18). An Häufigkeit des Vorkommens (17) folgen sie unmittelbar den Ringen des Typus I (22).

Typus IV. Eine Weiterentwicklung des Typus III stellen dar Ringe, die aus zwei Drähten bestehen, die durch eine Glasperle geschoben, schleifenförmig umbiegen (Grab 23 und 24), wie auch Ringe, die mit mehreren Schleifenwindungen verziert sind (Grab 23). In den Schleifen hängen gewöhnlich kleine feine Bronzekettchen [Taf. II Fig. 11 und 15].

Ebenfalls eine Fortentwicklung der Schläfenringe bilden die halbmondförmigen Ringe, deren Weiterbildung aus den Schläfenringen bei der Besprechung des Mannsburger Gräberfeldes erörtert werden

---

[1] Nach der chemischen Analyse, die Herr Ing. chem. J. Turk in Laibach in entgegenkommender Weise vornahm, enthält das Silber der Schläfenringe folgende Bestandteile:

Silber	87·19 %
Kupfer	11·65 %
Blei	1·14 %
	99·98 %

soll. Auch sie sind offen und wurden ebenso getragen wie die übrigen Schläfenringe, mit denen zugleich sie im Grabe 14 vorkommen. Die beiden Exemplare sind aus Silber und zeigen symmetrische lineare Verzierungen in Tremolierstich mit dazwischen eingestreuten gepunzten Halbmonden (*Typus VII* des Mannsburger Gräberfeldes) [Taf. II Fig. 20].

Fingerringe wurden von den alten Slovenen am Mittel-, Gold- und kleinen Finger getragen. Vermögende schmückten die Finger beider Hände; einmal steckten sogar zwei Ringe an einem Finger. Bei den Ringen sind zwei Formen zu unterscheiden. Die massiven wurden in einer geschlossenen zweiteiligen Gußform gegossen; die dünneren und flachen in einer einfachen offenen Gußform, auf deren Grunde man hin und wieder Ornamente anbrachte. Durch Biegen wurde die Ringform hervorgebracht, der Ring blieb offen, die beiden Enden stoßen entweder aneinander oder überragen einander; im letzteren Falle wurden sie öfters mit kleinen flachen Bronzenieten befestigt. Die Oberfläche des Ringes ist gewöhnlich unverziert; nur selten und spärlich wurde ein Ornament angebracht; es besteht aus Längsrillen oder quergestellten Kerben [Taf. III Fig. 18 und 17]. Ein gehämmerter Silberring ist mit einer gepunzten Reihe von Kreisen verziert; ein glatter Ring aus Bronze war mit drei halbkugeligen Glasflüssen geschmückt (einer blau, der andere grün, der dritte fehlte), die in bronzene Kapseln eingesetzt und auf die breitgehämmerte Fläche des Ringes aufgelötet waren [Taf. III Fig. 19 und 15].

Fibeln. Es wurden im ganzen Gräberfelde vier Fibeln gefunden, eine viereckige und drei runde Scheibenfibeln. Das wertvollste Stück ist eine gegossene Scheibenfibel aus Kupfer (Grab 2), deren Durchmesser 3·4 cm beträgt [Taf. III Fig. 9]. Das etwas erhöhte, 2·5 cm breite Mittelfeld zeigt in erhabenem Relief ein nach rechts schreitendes vierfüßiges Tier, dessen Fell durch Punzen angedeutet ist, mit aufgesperrtem Rachen und erhobenem buschigen Schweif. Die scharfrandigen Vertiefungen sind mit farbigem Schmelz ausgelegt, der an einigen Stellen bereits ausgewittert ist. Die Grube zwischen den Vorderfüßen und dem Rachen und am Ende des Körpers ist mit smaragdgrünem Email gefüllt; zwischen den Vorder- und Hinterfüßen liegt opakweißer Schmelz, der, nach den Resten zu urteilen, auch in der Grube ober dem Rücken sich befand. Im offenen Rachen, in der Mitte der Schweifquaste sowie in den Flecken des Körpers ist eine — teilweise bereits ausgewitterte — grünlichgelbliche Paste eingelagert. Der Rand besteht aus zwei erhöhten Reifen mit vier Reihen eingeschlagener feinen Punkte und sieht infolgedessen wie

gekörnt aus. Wie sehr spärliche Reste verraten, war auch der Rand in den Vertiefungen mit Paste belegt. Die eiserne Nadel war abgerostet, doch sind die Stellen ihrer Befestigung deutlich sichtbar. Vor der Reinigung, die Herr pharm. mag. Franz Šavnik in Krainburg mit gewohnter Sorgfalt vornahm, war die Fibel über und über mit indigoblauer Patina bedeckt, dem sogenannten Covellin, das sich infolge Verbindung des Kupfers mit Schwefel überall dort bildet, wo durch Verwesung und Zersetzung tierischer und pflanzlicher Stoffe Schwefelwasserstoff entsteht.[1]

Eine eigentümliche Form zeigen die beiden – nicht besonders gut erhaltenen – Fibeln des Grabes 12. Es sind Scheibenfibeln aus zwei übereinander gelegten, längs des Randes zusammengelöteten Bronzescheibchen (D. 2·5 cm). Die untere runde Scheibe ist konkav vertieft, so daß zwischen ihr und der oberen Scheibe ein Hohlraum besteht; die Bronzenadel einer Fibel ist gut erhalten. Die obere Scheibe ist mit linearen Ornamenten verziert und endet in einen erhabenen hohlen, am Schlusse dreieckförmig sich erweiternden Fortsatz [Taf. III Fig. 3].

Schlecht erhalten ist auch die viereckige Fibel (D. 3·6 × 2·9 cm) aus dem Grabe 18, deren eiserne Platte mit dünnem Bronzeblech überzogen ist. Längs des Randes ist sie mit zwei getriebenen, geraden schnurartigen Streifen verziert; ebensolche, nur gewundene Streifen zieren auch die Mitte.

Hinsichtlich der *Perlen* steht das slavische 9. Jahrh. der farbenfrohen Mannigfaltigkeit der Völkerwanderungszeit weit nach. Die nicht besonders häufigen Perlen (Grab 18) weisen große Einfachheit auf. Kleine runde und glatte Perlen aus blauem und grünem Glas herrschen vor; die Anzahl der längeren walzenförmigen, zylindrischen und prismatischen Perlen ist gering. Perlen aus undurchsichtigem gelben und weißlichen Glas oder schwarzer Paste kommen nur vereinzelt vor. Kugelige blaue Glasperlen bilden manchmal kleine, aus drei Perlen bestehende Perlenstäbchen. Einige blaue Glasperlen sind durch tiefe Einschnitte so gegliedert, daß der Durchschnitt eine dreiblättrige Blume ergibt. Die seltenen walzenförmigen Bernsteinperlen sind von unansehnlicher Größe. Neben den Perlen kommt als Halsschmuck noch vor das nachträglich durchbohrte Bruchstück eines gläsernen Gefäßrandes ohne scharfe Bruchränder [Taf. II Fig. 29].

Eiserne Geräte. Es wurden im ganzen 8 Messer verschiedener Größe gefunden, die unterhalb der Hüfte am linken Oberschenkel

---

[1] Vgl. darüber M. Much, Frühgeschichtliche Funde aus den österreichischen Alpenländern in den Mitt. der k. k. Zentralkomm. 1898 S. 126.

gelagert waren; sie hingen entweder an einem Riemen vom Gürtel herab oder wurden in einer am Gürtel befestigten Tasche aufbewahrt. Der Rücken der Klinge ist in der Regel abgesetzt und etwas erhöht. Der Griff war mit Holz überkleidet [Taf. III Fig. 23 und 24]. Das Messer stak in einer – wahrscheinlich ledernen – eisenbeschlagenen Scheide.[1] Im Grabe 22 lagen neben den Resten eines kleinen Messers ein Feuersteineisen [Taf. III Fig. 22] und ein länglicher, schmaler eiserner Gegenstand; der zur Aufnahme der brennenden Lunte gedient haben mag.

Keramik. Aus den wenigen Scherben, die sämtlich freie Einzelfunde sind, kann man erkennen, daß sowohl Freihandgefäße als auch auf der Töpferscheibe gearbeitete Ware üblich waren. Die aus schlechtem, stark mit Kieselsand gemengtem Ton mit freier Hand gebildeten Gefäße weisen einen kräftig umgebogenen Mundsaum und ziemlich eingezogenen Hals auf. Auf einigen Bruchstücken sieht man eine primitive, mit einem mehrzinkigen Geräte angebrachte strichartige Verzierung. Die bessere Ware der Töpferscheibe ist aus gutem hellgrauen, manchmal schwarz glasiertem klingenden Ton; die Formen sind scharf ausgeprägt [Abb. 2].

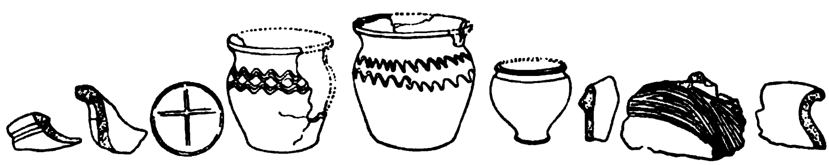


Abb. 2. Altslov. Keramik. a, b, g, h, i Tonscherben aus Wocheiner Mitterdorf, c, d, e Tongefäße aus Veldes, f Tongefäß aus Tschernembel.

Veldes

Gelegentlich einer Straßenumlegung im Jahre 1894 stieß man bei Gewinnung des für die Erbauung eines Dammes benötigten Schotters an dem ovalen, Brdo genannten Schotterhügel in Veldes, dessen höchste Höhe 7 m, die Länge ungefähr 80 m beträgt, auf altslovenische Gräber. Der Straßenbauunternehmer Herr Ant. Hudovernik

---

[1] Reste lederner Scheiden sind in Mecklenburg und anderswo gefunden worden, vgl. dazu Beltz a. a. O. S. 219.

sammelte die Funde und übergab sie dem Rudolfinum.[1] Einige bei nachträglicher Schottergewinnung gemachte Funde, sowie die wertvolle Münzfibel überließ Herr Hudovernik in zuvorkommender Weise Ende Dezember des Jahres 1907 geschenkweise dem Landesmuseum.

Im östlichen Teile des Hügels lagen dicht gedrängt zahlreiche Skelette ohne Beigaben; gegen die Mitte zu verringerte sich ihre Anzahl. Die Tiefe der Gräber schwankte zwischen 0·4–1 m. Die Skelette waren, mit wenigen Ausnahmen, nach Osten orientiert; durcheinander geworfene Skeletteile weisen auf Nachbestattungen hin. Spuren von Särgen wurden nicht konstatiert; ein einziges Skelett lag in einem vermorschten hohlen Baumstamm. Die Zahl der aufgedeckten Gräber gibt Herr Hudovernik mit ungefähr 150 Skeletten an.

Wie in der Wochein, verrät auch hier der den in unmittelbarer Nähe des Hügels liegenden Äckern anhaftende bezeichnende Flurname „Žale" den altslovenischen Friedhof. Ein weiterer Flurname in der Nähe, „Selišče", deutet auf die vermutliche Siedelungsstätte der Slovenen hin. Der Ort war übrigens seit der Hallstattzeit durch alle Perioden bewohnt gewesen.[2]

Bei der Beschreibung der Beigaben will ich mich an das bei der Schilderung der Wocheiner Nekropole aufgestellte Schema halten, das mit einiger Erweiterung auch auf dieses Gräberfeld Anwendung finden kann.

Schläfenringe des Typus I und II fehlen in Veldes. Zu *Typus III* gehören 13 Schläfenringe, 7 aus dünnem Silberdraht, 6 aus dünnem Bronzedraht; ihr Durchmesser schwankt zwischen 1·5 und 3·5 cm. Der Haken ist in der Regel in die Öse eingehakt; die letztere verbreitert sich etwas bei zwei Stücken, ohne zur S-förmigen Schleife zu werden. Ein Schläfenring hat als Anhängsel ein Kettchen aus schnurartig gedrehtem Draht [Taf. II Fig. 8 und 9].

Typus IV. Wie in der Wochein, weist dieser Typus auch in Veldes eine größere Mannigfaltigkeit und reichere Verzierung auf. Der ovale Ring besteht meistens aus zwei Drähten. Der längere Teil des Drahtes wird durch eine Perle aus farblosem Glas hindurchgeleitet und biegt sich in einer Schleife wieder zur Durchbohrung der Perle

---

[1] Der Bericht über Veldes stützt sich auf Müllners Beschreibung der Funde in der Argo 1894 S. 80 und 113 ff., sowie auf mündliche und schriftliche Mitteilungen der Herren Anton Hudovernik und B. Lergetporer.

[2] Über die in der Nähe gemachten Funde der Latènezeit, römischer Münzen und der Völkerwanderungsperiode vgl. Argo a. a. O. Sp. 117 ff.

zurück; dasselbe geschieht mit dem kürzeren Teil. Die Glasperle erscheint dadurch aufgeschoben. An die Stelle der Glasperle tritt zweimal ein bikonischer hohler Bronzekopf mit wellenförmig gekerbter Mitte. In den Schleifen hängen gewöhnlich kurze, schnurartig gedrehte Bronzekettchen. Der Durchmesser der 9 Ringe schwankt zwischen 2·3 × 2·6 cm bis 3 × 3·5 cm [Taf. II Fig. 11–14].

Typus V. Einzig in ihrer Art sind zwei große Schläfenringe aus Bronze, deren Durchmesser 5·5 cm und 5·5 × 5·8 cm beträgt. Die untere Hälfte des Ringes ist mit feinem Bronzedraht umflochten und in gleichen Abständen mit drei Perlen (einer mittleren aus blauem und zwei seitlichen Perlen aus farblosem Glase) besetzt. Am Rande hängen in Schlingen bewegliche dünne Bronzekettchen und bei einem Ring zudem noch in der Mitte an einem Bronzestäbchen eine Perle aus farblosem Glas. Die untere Ringhälfte ist überdies mit einem rhombisch geformten Gitterwerk aus geflochtenem Draht ausgefüllt[1] [Taf. II Fig. 16 und 17].

Die *Fingerringe* (8) sind zum großen Teil aus Bronze, offen und in der Regel mit einer Niete geschlossen. Die einfache massive Form weist nur ein Ring auf. Zwei Ringe sind mit zwei Längsrillen verziert, die mit einer feinpunzierten Linie geschmückt sind [Taf. III Fig. 16]; ein anderer Ring ist mit einer doppelten Reihe von Kreispunkten versehen [Taf. III Fig. 14]. Der verbreiterte mittlere Teil eines nur zur Hälfte erhaltenen Ringes zeigt noch Spuren der ursprünglichen Besetzung mit drei halbkugeligen Glasperlen. Ein weiterer Ring ist mit Kreispunkten geschmückt, die eine laufende Spirale zu einer Reihe verbindet [Taf. III Fig. 12]. Eine eigenartige Zusammenstellung von Kreispunkten zu rhombischen, untereinander durch gravierte Doppellinien verbundenen Figuren weist ein Ring aus Bronze auf; fast dieselbe Verzierung zeigt ein silberner Ring, nur besteht er aus zwei Teilen und die Rhomben sind mit zarten Doppellinien in Tremolierstich verbunden [Taf. III Fig. 10 und 11].

Fibeln. Die bereits in der Wochein auffallende Seltenheit der Fibeln kennzeichnet auch das Gräberfeld in Veldes. Es wurden nur drei Fibeln vorgefunden. Eine viereckige Fibel (D. 4·2 × 5·2 cm), an der noch Überreste eines mittelfeinen Leinwandgewebes angerostet sind, besteht aus einer mit Bronzeblech überzogenen eisernen Platte. Die Mitte der Oberfläche ziert ein halbkugeliger dunkelblauer Glasfluß, von dem aus nach den Ecken erhöhte, aus getriebenen Punkten

---

[1] Einen ähnlichen Ring aus Krungl siehe in Archaeologiai Értesitö 1897 S. 140 Taf. IV.

gebildete Reihen laufen. Die einzelnen dreieckigen Abschnitte sind mit kleinen von Punktkreisen umgebenen Warzen geschmückt[1] [Taf. III Fig. 2].

Eine seltene Erscheinung bietet eine runde Scheibenfibel aus Eisen, die mit Covellinspuren aufweisendem Bronzeblech überzogen ist und in einem Perlenkreis eine sehr rohe figürliche Darstellung in getriebener Arbeit zeigt. Ein barbarischer Kentaur mit langem fliegenden Haar hält in der Rechten einen gespannten Bogen, in der Linken den auf die Sehne gelegten Pfeil [Taf. III Fig. 6].

Über die eigentümliche Gewandnadel, die Herr A. Hudovernik dem Rudolfinum zu Geschenke machte, hatte Herr Hofrat Professor Dr. Arnold Luschin Ritter von Ebengreuth in Graz die Güte, folgende Mitteilungen hier einzufügen [Taf. III Fig. 7 und 8].

Die merkwürdige Gewandschließe aus Veldes, die das Laibacher Museum unlängst erworben hat, steht in Österreich vereinzelt da, wir müssen hoch nach dem Norden, um einige allerdings sehr ähnliche Stücke zur Vergleichung zu erhalten. Es sind dies, abgesehen von einem Stück des Mainzer Museums, auf welches später eingegangen werden soll, die von J. Menadier, Deutsche Münzen, 3. Band (Berlin 1895) S. 36 ff., abgebildeten und besprochenen Mantelschließen aus dem um das Jahr 1000 vergrabenen Funde von Klein-Roscharden bei Lastrup im Oldenburgischen,[2] doch zeigen diese in der Technik mancherlei Abweichungen, wie sich aus nachfolgender Beschreibung ergeben wird.

Beide Schließen aus Klein-Roscharden sind größer, denn sie haben die eine 52, die andere 43 mm im Durchmesser, während das Veldeser Stück nur einen solchen von 39 mm erreicht. Beide sind aus Silber, während die Erwerbung des krainischen Landesmuseums aus vergoldeter Bronze besteht. Die Hauptunterschiede liegen indessen in der Technik, die Veldeser ist aus einem Stück herausgearbeitet, die Schließen von Klein-Roscharden sind aus Teilen zusammengesetzt und bestehen aus einem nach Art der Brakteaten hohl getriebenen Mittelstück, einer breiten Umrahmung aus geflochtenen Silberfäden und aus einem nach außen abschließenden Reifen von kräftigen Silberperlen. Die Verbindung ist teils rein mechanisch durch einen über das Mittelstück rahmenartig übergreifenden Silberstreifen hergestellt, teils Lötung. Auf diese Weise wurden die geflochtenen Silberfäden

---

[1] Vgl. dazu Taf. IX Abb. 24 bei Diez, Funde von Krungl und Hohenberg im Jahrb. der Z. K. 1906.

[2] Ebenfalls abgebildet bei Luschin, Allg. Münzkunde u. Geldgesch. S. 18. Anm. der Schriftleitung

aneinander und an den äußeren Perlenreif befestigt, und ebenso waren auf der Kehrseite Nadel und Haken angelötet, die indessen bis auf Lötspuren verloren gegangen sind.

Das brakteatenförmige Mittelstück der kleineren Gewandschließe zeigt einen bis zur Unkenntlichkeit verwilderten Kopf nebst einigen schriftähnlichen Zeichen, jenes der größeren im Anschluß an römische Gepräge ein Brustbild von der rechten Seite mit Diadem und einem an der Schulter durch eine Rundschließe zusammengehaltenen Überwurf nebst der rückläufigen Umschrift HEGINRIC REX. Direktor Menadier erblickt darin ein Abbild König Heinrichs I (918—936), da der Fund von Klein-Roscharden keine Münzen König Heinrichs II enthielt und der Kopf überdies große Verwandtschaft mit dem Siegel König Heinrichs I verrate. Wahrscheinlich sei Porträtähnlichkeit beabsichtigt gewesen und das Stück wohl nicht lediglich Einfall eines beliebigen kunstgewerblichen Arbeiters. Die Schließe dürfte vielmehr im Auftrage des Königs selbst gearbeitet und von ihm als Auszeichnung verliehen worden sein. Wir hätten also bei ihr nicht bloß in Hinsicht auf den Stil ein Festhalten an antiken Überlieferungen anzuerkennen, sondern sie auch als Beleg für die langdauernde Befolgung der alten Gewohnheit römischer Kaiser anzusehen, goldene, silberne und auch kupferne Medaillons in der Art der Orden der Gegenwart zu verleihen. Menadier erinnert dann an die bei Lindenschmit, Altertümer der merowingischen Zeit I, Tafel 12 und 14 abgebildeten goldenen Schmucksachen, wie sie besonders zahlreich aus der Zeit Chlotars II (584—628) durch den 1867 in dem Dorfe Wienweerd bei Sneek in Holland gehobenen Schatz zutage gefördert wurden, dann an die massenhaften nordischen Goldbrakteaten und schließt mit Anführung und Abbildung einiger der gleichen Bestimmung dienenden Schmuckstücke aus dem rheinischen Museum zu Bonn, die jedoch nicht brakteatenförmig hohl geprägt sind, sondern aus massiver Bronze bestehen. Damit hätten wir aber den Übergang zum Veldeser Stück gefunden, das ja auch aus massiver Bronze hergestellt ist und auf einer Seite, umgeben von fünf Perlenreihen und der sinnlosen Umschrift +IIOIIVΛ ECTMVIIE ΩEDOTΛ, einen Kopf von rechts, auf der andern aber inmitten von vier Perlenreihen ein freischwebendes gleichschenkliges Kreuz zeigt. Zu beiden Seiten dieses Kreuzes erscheinen mit Plättchen aufgelötet der Zapfen für den beweglichen Dorn und der Haken, in welchen dieser eingriff. Das Vorbild zum Kopfe ist schwer nachzuweisen, da man nicht sicher sagen kann, ob die rohe Zeichnung stilisierte Haare mit einem Diadem oder einen Helm mit abfallendem Nackenschutz darstellen will, auch an die Tiara wird man erinnert, die den Ostgotenkönig Theodahatus (534—536)

auf den Großkupfermünzen schmückt, und man könnte fast versucht sein, aus der Umschrift seinen verstümmelten Namen herauszulesen. Ich glaube indessen, daß all diese Mühe vergeblich ist und daß wir uns damit begnügen müssen, daß die freie Wiedergabe irgend eines spätrömischen Vorbildes vorliegt.

Zu diesem Ergebnis gelangt man auch darum, weil ein zweites in der Umgebung von Mainz gefundenes Stück bekannt ist, das sich von der Veldeser Gewandschließe nur durch das Fehlen der drei äußeren Perlenreihen unterscheidet. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde I bildet es auf Tafel XXII Nr. 3 u. 4 unter Schmucksachen ab, die aus fränkischen und alamannischen Gräbern stammen. Der Durchmesser beträgt nahezu 29 mm oder genau den Durchmesser des Veldeser Stückes nach Abrechnung der drei äußeren Perlenreihen. Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, daß sowohl die Mainzer als auch die Veldeser Schließe aus einer Form stammen. Das erfordert nun noch einige Worte über die Herstellungsweise dieser Schließen. Es könnten dabei Verfertigung aus freier Hand, wie bei den Stücken von Klein-Roscharden, oder Wiedergabe durch Guß oder Prägung in Frage kommen. Ersteres ist ganz ausgeschlossen, wir haben es hier nicht mit dem Erzeugnis einer mit Grabstichel und Punzen frei schaffenden Tätigkeit, sondern mit einer mechanischen Vervielfältigung zu tun, ob aber diese nun Guß oder Prägung war, das ist nicht so schnell zu entscheiden. Die stumpfen Umrisse des Kopfes, des Kreuzes und der Buchstaben scheinen auf Guß hinzudeuten, dem steht jedoch entgegen die geringe Dicke der Scheibe (nicht einmal 2 mm), der Mangel aller Spur eines Gußzapfens und die Bestimmtheit, mit der in der Einfassung jede einzelne Perle neben der anderen steht, man kann förmlich verfolgen, wie genau jede Perlpunze neben die andere gesetzt und eingeschlagen wurde. Es wird also wohl Prägung sein, und der Unterschied in der Größe beider Stücke erklärt sich einfach daraus, daß entweder Blechscheiben von verschiedenem Durchmesser (29 und 39 mm) verarbeitet wurden oder daß vom Mainzer Stück, dessen Rand vielleicht fehlerhaft ausgefallen war, die äußeren drei Perlenreihen weggeschnitten wurden. Beachtenswert aber bleibt in jedem Falle, daß die Schließen große handwerksmäßige Fertigkeit zeigen und daß sie Vorrichtungen, z. B. Stanzen voraussetzen, die eine beliebige Wiederholung des Gegenstandes gestatteten. Es drängt sich dem aufmerksamen Beobachter der Gedanke auf, daß solche Schließen nicht bloß auf Bestellung, sondern geradezu auf Vorrat und zum Handelsvertrieb gearbeitet wurden, ähnlich wie es heutzutage ein Gablonzer Fabrikant mit seinen Erzeugnissen hält. Ich würde darum das Veldeser Stück nicht

für altslavisch ansprechen, wenn ich auch ohne weiteres zugeben will, daß es als Schmuckstück von Slaven getragen wurde und so in ein altslavisches Grab gelangt ist. Es steckt in der Arbeit zu viel handwerksmäßige Technik, die das Ergebnis alter Übung und Überlieferung zu sein scheint. Auch daß es altgermanische Arbeit sei, wage ich nicht zu behaupten, ich möchte diese Schließe am ehesten für ein Erzeugnis sehr spätrömischer Technik halten und denke dabei an jene kunstfertigen Handwerker aus Norikum und deren Nachkommen, die um 488 in Italien angesiedelt wurden, als König Odoaker die unhaltbar gewordene Donaugrenze aufgab. Man könnte aber auch auf ein Erzeugnis aus der karolingischen Zeit schließen, in welcher manche Münzbilder an römische Vorbilder anknüpfen. Dies würde auch der Ansicht des Herrn Dr. Reinecke entsprechen, der auf eine Anfrage über das Mainzer Stück in liebenswürdiger Weise antwortete, daß er es für späten Ursprungs, im günstigsten Falle für spät merowingisch, eher noch für ein Erzeugnis aus karolingischer Zeit halte.

Perlen. Am häufigsten vertreten sind unter den (50) Perlen flachrunde blaue und grüne Glasperlen, von denen oft zwei oder drei zu kleinen Perlenstäbchen vereinigt sind. Die übrigen Perlen zeigen ein eigenes Gemisch von Formen. Neben wenigen Bernsteinperlen, davon drei ein Perlenstäbchen bilden, kommen noch vor eine grünlich-blaue in der Form eines Kürbiskernes, eine lichtblaue röhrenförmige und zwei scheibenförmige Perlen aus gelber Paste. Eine zylindrische blaue Glasperle ist mit horizontalen opakweißen, roten und gelben Streifen verschiedener Breite eingelegt; eine andere prismatische, an den Ecken abgerundete lichtblaue Glasperle ist weiß und rot gebändert, eine flachrunde dunkelblaue mit gelben Augen und blauen konzentrischen Kreisen verziert. Außerdem kommen als Halsschmuck noch sechs Bruchränder von Gefäßen aus grünlichem und gelblichem Glase verschiedener Größe und Form vor [Taf. II Fig. 30].

Eiserne Geräte. Drei eiserne Messer (Länge 12·5, 13 und 15 cm), von der Form der Wocheiner Messer, die sich aber nach Mitteilung des Herrn Hudovernik an der rechten Hüfte befanden, zeigen Spuren des hölzernen Griffes. Außerdem wurden noch zwei offene eiserne Ringe (4·3 und 2·3 cm D.), zwei primitive Hohlschlüssel mit einfachem Bart (8·5 und 6 cm Länge) [Taf. III Fig. 21] und eine kleine eiserne Schaufel gefunden [Taf. III Fig. 25].

Keramik. Aus dem Veldeser Gräberfelde stammen zwei graubraune Freihandgefäße aus grobem, stark mit Kieselsand gemengtem, nicht besonders stark gebranntem Ton. Ihr Boden ist breit, die Wandung weitet sich allmählich und ist nur wenig gewölbt; der

Hals ist kurz, der Mundsaum schräg nach außen gewendet. Das kleinere, nur zur Hälfte erhaltene Gefäß (Höhe 9·5 cm, Durchmesser des Bodens 8 cm, oberer Durchmesser 10·2 cm) ist in der größten Ausweitung mit einer horizontal umlaufenden mehrfachen Wellenlinie, die mit einem mehrzinkigen Gerät eingeritzt worden ist, verziert.[1] Am Boden ist ein kreuzartiges Töpferzeichen eingeprägt, dessen erhabene Gestalt den Schluß erlaubt, daß der Arbeiter das fertige Gefäß auf ein mit der vertieften Marke versehenes Brett gestellt und dabei auch den Boden eben gestaltet hat. Das größere Gefäß (Höhe 8·5 cm, unterer D. 8·5, oberer D. 12·5 cm) ist mit einer doppelten Wellenlinie verziert, deren Linien von rechts nach links gezogen sind [Abb. 2].

Das Wellenornament bildet die beliebteste Dekoration der slavischen Keramik; doch ist es nicht bei den Slaven entstanden, sondern wurde von ihnen aus der provinzialrömischen Keramik übernommen, wie reichliche Funde aus römischen Gräbern in Norikum und Pannonien erweisen.[2] Auch unter den keramischen Arbeiten des ausgedehnten Gräberfeldes an der Wiener Straße in Laibach wurden mehrere Gefäße gefunden, die mit der Wellenlinie verziert sind.

Mannsburg

Beim Ausheben des Grundes für den neuen Pfarrhofbau in Mannsburg stieß man auf menschliche Knochen, die schon so verwest waren, daß man sie kaum erkennen konnte. Die bei den einzelnen Leichen gefundenen Beigaben schenkten Herr Gutsbesitzer Anton Staré und der † Pfarrer Johann Zorc im Jahre 1899 den Sammlungen des Landesmuseums. Eine Anzahl Schläfenringe schenkte Ende Nov. 1907 dem Museum Herr Bezirkstierarzt N. Sadnikar in Stein, der sie seinerzeit vom Pfarrer Zorc erhalten hatte.

Auch in Mannsburg kamen zahlreiche *Schläfenringe* vor, unter denen der (mit 20 Stück) am zahlreichsten vertretene *Typus I* in Einzelheiten kleine Abweichungen von den Schläfenringen anderer Gräberfelder aufweist. Das eine Ende des Ringes ist manchmal glatt und stumpf abgeschnitten, das andere ziert ein Endknopf; bei einigen sind beide Enden zu einem runden Endknopf ausgestaltet oder die in eine konische Spitze auslaufenden Enden sind mit Querstrichen verziert [Taf. II Fig. 3]. Der Durchmesser der Ringe schwankt zwischen 1·6 und 4·4 cm.

---

[1] Vgl. auch ähnliche Abbildungen in Beltz a. a. O. S. 197 f.

[2] Vgl. darüber Niederle a. a. O. S. 205.

Typus II gehören zwei Exemplare an (D. 2·5 und 4 cm). Das größere Exemplar zeigt eine verbreiterte Schleife, gleichsam den Ansatz zur S-förmigen Schlinge.

Schläfenringe des *Typus III und IV* fehlen in Mannsburg gänzlich. Dagegen ist ein stärkeres Auftreten der Ringe mit halbmondförmigem unteren Teil bemerkbar, von denen wir zwei Exemplare bereits im Wocheiner Gräberfelde kennen gelernt haben. Diese Ringform entwickelte sich aus der Umbildung der Veldeser Schläfenringe des Typus V, indem an Stelle der Glasperlen gegossene Bronzekügelchen traten. Charakteristische Übergangsformen bieten Ringe aus Krungl[1] und Bijelobrdo[2], bei denen das Anhängsel noch beweglich ist. Technische Ungeschicklichkeit brachte es mit sich, daß das Anhängsel mit dem Ringe organisch verbunden wurde, wie wir dies an den beiden Mannsburger Schläfenringen sehen. Analogien für diese Ringform des *Typus VI* bieten uns die in pannonischen Gräbern (Bijelobrdo, Kloštar, Veliki Bukovac in Slavonien, Czikó, Keszthely, Tokaj und Detta in Ungarn[3]) vorkommenden Ringe, bei denen die Hängezierde durch gegossene Kügelchen ersetzt wird. Durch unverstandene Nachahmung des Kügelchenbesatzes erscheint der Fortsatz der beiden Mannsburger Schläfenringe gleichsam maiskolbenartig gerippt[4] [Taf. II Fig. 18 und 19].

Typus VII, Ringe mit halbmondförmigem Gehänge. Aus dem gemeinschaftlichen Vorkommen halbmondförmiger Ringe mit den Schläfenringen im Wocheiner Gräberfeld und ihrer gleichartigen Tragweise erhellt, daß sie ebenfalls der Gruppe der Schläfenringe zuzuzählen sind; diese Tatsache wird überdies durch ihre typologische Entwicklung aus Typus VI bestätigt.

Die leichtere Form der Wocheiner Schläfenringe ist in Mannsburg nur in einem (beschädigten) Exemplar aus Bronze vertreten, dessen breiter Teil mit geometrischen Ornamenten graviert ist [Taf. II Fig. 21]. Diese Art scheint überhaupt nicht stark verbreitet gewesen zu sein, da sie nur vereinzelt in Krungl, Straßengel, Kettlach, Perau und Kloštar vorkommt.

---

[1] Archaeologiai Értesitö 1897 S. 140 Taf. IV. Besonders charakteristisch ein Ring mit S-förmiger Schlinge und Anhängsel.

[2] Brunšmid, Hrvatske sredovječne starine Abb. 6/25.

[3] Brunšmid a. a. O. S. 10, 53 und 57. – Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn I 354 ff. Vgl. dazu auch Marun, Popis naušnicâ S. 29.

[4] Dieselbe Form in Kloštar. Vgl. Brunšmid a. a. O. Abb. 31/2.

Die übrigen halbmondförmigen Schläfenringe von Mannsburg sind aus Bronze oder Kupfer gegossen und mit Grubenschmelz eingelegt, der bei einigen teilweise ausgewittert ist. Zwei Ringe enthalten die Darstellung eines katzenähnlichen, nach rückwärts schauenden Tieres von der linken Seite, dessen Fell durch Punzen angedeutet ist. Lichtblaues und opakweißes Email füllt die Vertiefungen aus. Der Rand des Halbmondes ist mit punzierten Kreisen besetzt; am Innenrande steht eine Spitze hervor [Taf. II Fig. 23]. Ein dritter Schläfenring, dessen Rand gekerbt ist, weist ein mit einer Arabeske verziertes Feld auf; die Gruben sind mit lichtgrünem und rotem Email ausgefüllt [Taf. II Fig. 27]. Eine mit lichtgrünem Email ausgegossene Arabeske bildet den Schmuck eines anderen Schläfenringes, dessen Innenrand mit einem dreieckigen Auswuchs versehen ist [Taf. II Fig. 25]. Der fünfte Schläfenring ist mit einer gravierten symmetrischen, kreuzartigen Verzierung bedeckt, deren Vertiefungen ehedem mit grünem Schmelz ausgefüllt gewesen zu sein scheinen [Taf. II Fig. 24].

Eine Ausnahme bildet ein halbmondförmiger Schläfenring aus gegossener Bronze, zu dessen Ausschmückung das gemischte Email, eine Verbindung des Gruben- und des Zellenschmelzes, angewendet worden ist.[1] In der Mitte des halbmondförmigen Feldes ist aus dünnen bronzenen Stegen die Zelle einer einfachen Arabeske gebildet, die mit rotem Email eingelegt wurde; den übrigen Raum der Grube füllt lichtgrüner Schmelz [Taf. II Fig. 26].

Die Fingerringe (4) zeigen teils offene, teils geschlossene einfache massive Formen. Ein offener Ring, dessen Enden übereinander vorragen, ist mit zwei Längsrillen verziert, ein anderer mit fortlaufender rhombischer Verzierung in Tremolierstich [Taf. III Fig. 13].

Scheibenfibeln. Eine Rundfibel aus Kupfer mit der Darstellung eines katzenähnlichen Tieres (D. 3·4 cm) gleicht vollständig der Wocheiner Fibel; nur der Rand ist nicht so stark gekörnt, sondern nur durch Punzen gekerbt. Das Grubenemail ist vollständig ausgefallen.

Eine zweite Fibel aus Bronze besteht aus zwei Teilen (D. 2·5 cm), die hohl aufeinander lagen. Das erhabene Mittelfeld des Oberteiles ziert ein in Tremolierstich ausgeführtes gleicharmiges langobardisches

---

[1] Kisa, Die antiken Gläser der Frau Maria vom Rath S. 13. — Riegl, Deutsche Schmelzarbeiten des Mittelalters, in Kunst und Kunsthandwerk 1905 S. 13.

Kreuz [Taf. III Fig. 5]. Von einer anderen ähnlichen Fibel ist nur der mit einem mittleren Buckel versehene Oberteil vorhanden, der mit Arabesken geschmückt ist, wie sie auf einer Wocheiner Fibel vorkommen [Taf. III Fig. 1]. Eine etwas größere (D. 4 cm) eiserne und mit einem Bronzeplättchen belegte Scheibenfibel zeigt in einem doppelten Perlenkreise ein verschlungenes geometrisches Muster in getriebener Arbeit[1] [Taf. III Fig. 4].

Als Schmuck diente auch eine Schelle aus Bronze mit Eisenrost (vom Klöppel) im Innern [Taf. II Fig. 28].

Glas. Mit den anderen Beigaben wurde ungefähr die Hälfte eines gebrochenen Bechers mit Emailmalerei gefunden [Taf. I]. Der Grund des Bechers (Höhe 6 cm, der untere D. 2·2 cm, der obere D. 4·2 cm) besteht aus farblosem, gepreßtem und schräg geripptem Glase. Die durchsichtige Glashaut besteht aus einem teppichartigen dichten, feinen Granatapfelmuster in bunten Farben. Die phantastisch gestalteten Früchte schillern in Azurblau, Kobaltblau, Lichtgrün, Weiß, Braun und Rot, manchmal so, daß die Grundfarbe (rot, weiß) durch die obere (grüne, blaue oder braune) Farbschichte hindurchschimmert. Der Becher dürfte aus byzantinischen oder venezianischen Werkstätten nach Mannsburg gelangt sein. Die Herstellung solcher Gläser schildert uns Theophilus, der im 11. Jahrh. seine Schedula diversarum artium schrieb.[2] Die Emailfarben wurden durch Zerstampfen und Pulverisieren von farbigen Glasflüssen gewonnen, welche in Form von kleinen Ziegeln oder Platten in den Handel kamen. Das Pulver wurde auf dem Porphyrsteine mit Wasser angerieben und mit dem Pinsel in ziemlich dicker Weise auf das Glas aufgetragen. Wenn die Farben getrocknet waren, kamen die Gefäße in den Ofen, der bis zur Rotglühhitze gebracht wurde. Die Farben schmolzen dann mit dem Grunde zusammen, wobei durch das Erhitzen das Muster sich oft phantastisch verschob und manche reizvolle Zufallserscheinung und Verzerrung hervorbrachte.

Eisernes Gerät. Eine eigentümliche Form zeigt das im Mannsburger Gräberfelde gefundene eiserne Beil. Breite, massige Formen, eine gerade Schneide, ein geschweifter, abgesetzter Rücken bilden charakteristische Merkmale des Beiles, dessen eiserner Stiel mit der

---

[1] Vgl. dazu Taf. IX Abb. 17 in Diez, Die Funde von Krungl und Hohenberg im Jahrb. der Z. K. 1906.

[2] II. Buch Kap. XIV. Abgedruckt und erläutert von A. Ilg in Eitelbergers Quellenschriften für Kunstgeschichte VII S. 114 f. – Vgl. dazu auch Kisa, Die antiken Gläser S. 91 ff.

Axtklinge zusammengeschweißt ist. Gesamtlänge 33 cm, Stiellänge 13 cm, größte Breite der Schneide 14 cm, schmalste Breite 10·5 cm [Abb. 3].



Abb. 3. Eiserne Axt aus dem Mannsburger Gräberfelde. Phot. Prof. A. Belar.

Kommenda bei Stein

Das Erdbeben in der Osternacht des Jahres 1895 beschädigte die Pfarrkirche St. Peter in Kommenda derart, daß man sie im nachfolgenden Jahre von Grund aus restaurieren mußte. Beim Grundausheben traf man an der Außenwand des Presbyteriums, wo einst der alte Friedhof sich befunden hatte, auf altslovenische Altertümer, die größtenteils verschleppt und von den Bauleuten mitgenommen worden sind. Herrn Bürgermeister Andreas Mejač gelang es, zwei Schläfenringe aus Bronze (Typus I, D. 4 cm) und zwei halbmondförmige Ringe aus Kupfer (Typus VII) zu retten; seiner Güte verdanke ich auch die Kenntnis der hier mitgeteilten Tatsachen. Die beiden Schläfenringe sind am Innenrande des Halbmondes mit einem dreieckigen Auswuchs versehen; das Feld ist mit einer einfachen Arabeske geschmückt, die Gruben sind mit opakweißem, lichtblauem und grünlichem Schmelz ausgegossen [Taf. II Fig. 22].

Der Umstand, daß hier sowie im nahen Mannsburg altslovenische Gräber in der Nähe der Kirche sich befinden, läßt schließen, daß die Bewohner bereits Anhänger des Christentums waren und man deshalb die Kirchen später in der Nähe des althergewohnten Friedhofes erbaute.

Tschernembel

Bei der Anlage eines Obstgartens auf dem Acker des J. Puhek auf einer Anhöhe im Nordwesten der Stadt deckten Arbeiter beim Ausheben der Baumlöcher einige Gräber auf, deren Inhalt nicht weiter beachtet und verstreut wurde. Einen Teil der Gegenstände rettete Herr Oberlehrer Franz Šetina fürs Landesmuseum.

Wie mir Herr Šetina mitteilte, kamen hier – abweichend von den übrigen altslovenischen Nekropolen Krains – Brandgräber zum Vorschein. Um eine schwarze Urne aus grobem, stark mit Kieselsand gemengtem Ton, die mit einer Schieferplatte zugedeckt war, lagen eine Anzahl Armringe aus Kupfer und ein eiserner Ring. In der Urne befanden sich Leichenbrand und mehrere Schläfenringe.

Der offene, 8 cm im Durchmesser breite eiserne Ring ist eckig zugehämmert. Die ebenfalls offenen, ovalen Armringe aus Kupfer sind massiv, flach eckig zugehämmert und in bestimmten Abständen mit kleinen Reihen von Querstrichen derart verziert, daß fünf solcher Reihen auf dem Umfange des Armbandes verteilt sind [Taf. III Fig. 20]. Ihr Durchmesser schwankt zwischen 8–11 und 7–8·5 cm.

Von den *Schläfenringen* (D. zwischen 4 und 5 cm) gehören drei dem Typus I an; ihre Enden sind glatt abgeschnitten und ragen übereinander vor [Taf. II Fig. 4]. Ein Schläfenring mit der charakteristischen S-förmigen Umbiegung gehört Typus II an (D. 3·5 cm) [Taf. II Fig. 6]. Alle Schläfenringe tragen als Zierat ein hohles glöckchenförmiges, am Oberrande mit einem Ringe abgeschlossenes Anhängsel.

Diese Art von Schläfenringen kommt noch vor in Straßengel bei Graz und in Kettlach. Das vollständigste Exemplar ist in Kettlach gefunden worden; es enthält drei mit der breiten Basis einander zugekehrte Glöckchenpaare, die jedenfalls eine Füllung aus farbiger Masse oder Glas hatten.[1]

Keramik. Ein im Grabe gefundener kleiner Topf mit schmalem Fuße (Höhe 7·5 cm, D. 7·6 cm) und ausgeprägten Formen ist mit schwarzem Graphitüberzug versehen [Abb. 2].

Endergebnis

Eine Betrachtung der in den geschilderten Gräbern gefundenen Gegenstände ergibt die Tatsache, daß die alten Slovenen im allgemeinen in bescheidenen Verhältnissen gelebt haben. Ihren Hauptschmuck bildeten Schläfen- und Fingerringe, die Wohlhabenden zierten sich überdies mit Perlen und Fibeln. Sie kleideten sich in Leinen, das sie sich jedenfalls selbst webten. Das Fehlen jeglicher Waffen deutet auf eine dem Kampfgetümmel nicht besonders geneigte, Ackerbau

[1] Weinhold, Über ein zu Straßengel aufgedecktes Grab in den Mitt. des hist. Ver. für Steiermark 1858 S. 140 f. – Franck, Bericht über die Auffindung eines uralten Leichenfeldes bei Kettlach im Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen XII 1854 S. 235 f.

und Viehzucht treibende Bevölkerung. Die geringe Anzahl Gräber in den einzelnen Gräberfeldern, die Wahrnehmung, daß in geringer Entfernung voneinander Begräbnisstätten angelegt wurden, legt die Vermutung nahe, daß wir größerenteils Familien- oder Sippefriedhöfe vor uns haben.

Die Angabe der Wocheiner Überlieferung, die ein heidnisches und ein christliches Gräberfeld unterscheidet, dürfte insoweit richtig sein, daß die christliche Religion bereits hie und da spärliche Anhänger unter den Slovenen gefunden hatte. Doch hat wahrscheinlich das Christentum in ihren Herzen keine besonders tiefen Wurzeln geschlagen, da die meisten nach heidnischem Brauch mit Beigaben bestattet worden sind. Das auf einzelnen Fibeln vorkommende Kreuzeszeichen ist kein untrügliches Merkmal des Christentums, da oft solcher Schmuck als Handelsware zu Heiden gelangte und noch heutzutage gelangt. Immerhin weisen diese ersten schüchternen Anzeichen der beginnenden Christianisierung auf die Benützung dieser Gräberfelder während des 9. Jahrhunderts hin.

Nach dem Jahre 568 besiedelten die Slovenen, die vordem ihre Wohnsitze an der unteren Donau und in Pannonien inne gehabt hatten, das norische Gebiet. Stromaufwärts ziehend, verbreiteten sie sich allmählich in den Tälern, die von den Zuflüssen der Save und Drau durchströmt werden. Im Jahre 592 stießen sie an den Drauquellen mit den Bayern zusammen und um dieselbe Zeit dürften sie sich auch bereits in Krain angesiedelt haben. Während die Karantaner Slovenen mit Hilfe Samos (623–658), dessen Bundesgenossen sie waren, die Oberherrschaft der Avaren abschütteln und unabhängig ihre Verhältnisse ordnen konnten, gerieten die Slovenen Oberkrains aus der Botmäßigkeit der Avaren in die Abhängigkeit von den Langobarden, in deren Interessenbereich das Gebiet an der avarischen Grenze lag und das sie durch Garnisonen beherrschten.[1]

Die nach dem Avarensturme um das Jahr 610 in Friaul eingetretene Verwirrung wollten augenscheinlich die krainischen Slovenen ausnützen und ihre Unabhängigkeit erringen. Taso und Cacco, die jungen Herzoge von Friaul, unterwarfen sie jedoch und verpflichteten sie zur Tributzahlung. Beim Regierungsantritte des Herzogs Ratchis um das Jahr 738 empörten sich die Krainer und verweigerten den Tribut. Ein Plünderungszug des Herzogs nach Krain (in Carniolam Slavorum patriam), der jedenfalls die Tributleistung erzwingen sollte,

[1] Vgl. darüber Šmid, Das Gräberfeld von Krainburg in den Mitt. des Musealvereins für Krain 1905 S. 92 ff. und Šmid, Reihengräber von Krainburg im Jahrbuch für Altertumskunde I 1907 S. 77.

hatte nicht den gewünschten Erfolg, da die Krainer die Heeresmacht des Herzogs zurückzuschlagen vermochten; Oberkrain wrid von nun an nur nominell unter der Friauler Oberherrschaft geblieben sein.[1]

Mit dem Falle des Langobardenreiches im Jahre 774 geriet auch Krain in die Abhängigkeit von den Franken, die dem Lande anfangs die einheimischen Fürsten (wie im Jahre 788 in Kärnten) belassen haben werden. Zum Gebiete der in den Jahren 791–796 gegründeten Markgrafschaft Friaul gehörte außer Krain und Unterpannonien auch das südliche Kärnten; der Draufluß, der seit dem Jahre 811 die Sprengel von Aquileja und Salzburg schied, bildete jedenfalls auch die politische Grenze zwischen Friaul und Bayern. Krainer und ein Teil der Kärntner (Unterkärntner) schlossen sich im Jahre 819 Ljudevit, dem Herzog von Unterpannonien an, als dieser gegen das harte Regiment des Markgrafen Kadolah von Friaul sich empörte, so daß Ljudevit den slavischen Osten der Mark Friaul im Kampfe gegen den Markgrafen vereinigte.[2] Ein Kriegszug Kadolahs im Sommer 819 nach Pannonien hatte mehr den Charakter eines Plünderungszuges und verlief ohne Ergebnis. Kadolah kehrte krank nach Friaul zurück und starb bald darauf an Fieber. Sein Tod ermutigte Herzog Ljudevit, bis nach Unterkärnten vorzudringen. Baldrich, der Nachfolger Kadolahs, schlug ihn an der Drau und zwang ihn zum Rückzuge.[3]

Die Heerfahrt des Jahres 820 entschied das Geschick Krains. Drei fränkische Heere drangen nach Pannonien. Das südliche Heer zog aus Italien über die Alpen und konnte sich erst nach großer Verspätung mit den übrigen vereinigen, da ihm die Krainer beim Übergange über die Alpen große Schwierigkeiten bereiteten;[4] auch

[1] Pauli Historia Langobardorum IV 38 und VI 52.

[2] Annales regni Francorum ad a. 820: Carniolenses, qui circa Savum fluvium habitant et Foroiulensibus pene contigui sunt, Balderico se dediderunt; idem et pars Carantanorum, quae ad Liudewiti partes a nobis defecerat, facere curavit. Kos, Gradivo za zgodovino Slovencev II 56 f. Vgl. dazu Mell, Entwicklung Krains S. 3 f.

[3] Ann. r. Fr. ad a. 819: Exercitu vero de Pannonia reverso Cadolach dux Foroiulensis febre correptus in ipsa marca decessit. Cui cum Baldricus esset subrogatus et in Carantanorum regionem, quae ad ipsius curam pertinebat, fuisset ingressus, obvium ibi habuit Liudewiti exercitum; quem iuxta Dravum fluvium iter agentem parva manu adgressus pluribus interfectis et avertit et de illa provincia fugavit. Kos, Gradivo II 52.

[4] Ann. r. Fr. ad a. 820: unus (sc. exercitus) de Italia per Alpes Noricas .. Alpium transitu hostium manu resistente prohibebatur .. medius autem, qui per Carantanos intrabat, quamquam in tribus locis ei resisteretur, feliciore usus fortuna ter hoste superato, Dravo etiam transmisso celerius ad destinata loca pervenit. Kos, Gradivo II 56.

das zweite aus Sachsen kommende Heer, dessen Straße durch Kärnten führte, wurde dreimal vom Feinde angegriffen, besiegte jedoch die Gegner und vereinigte sich mit den übrigen Abteilungen. Da Ljudevit wegen der Stärke des Feindes keine offene Schlacht wagte, plünderten die Franken das Land und kehrten, teilweise auch durch das Auftreten der Ruhr geschwächt, zurück. Auf dem Rückwege bezwang Baldrich die Krainer und auch die Unterkärntner erkannten seine Herrschaft wieder an.[1] An die Stelle der einheimischen Fürsten dürften nun fränkische Grafen getreten sein. Nach dem Sturze Baldrichs im Jahre 828 wurde die Markgrafschaft Friaul in vier Grafschaften geteilt, deren Grenzen nicht überliefert sind.[2] Wahrscheinlich bildeten Kärnten südlich der Drau und Krain eine Grafschaft; in Verbindung mit Kärnten treffen wir die marchia Carniola im Jahre 973, nach fast anderthalbhundertjährigem Schweigen der Geschichte, wieder.

Als die Slovenen in ihre jetzige Heimat kamen, waren sie noch halbe Nomaden, die mit ihrem Vieh Gras- und Weideplätzen nachzogen.[3] Da der Hirte den Sommer auf Höhen zubringt, die ihm für sein Vieh reichliche Nahrung bieten, während er aus dem Grasertrag der Ebene das für die Überwinterung der Herden nötige Heu gewinnt, ist es erklärlich, daß die Slovenen bei der Besiedelung die breiten Talebenen mieden und ihre ersten Lager- und Weideplätze an Bergabhängen bezogen. Ihr primitiver Ackerbau, der jedenfalls nur eine Sommersaat kannte, bestand darin, daß sie in niedergebrannte Waldgereute das Getreide säten. Das auf einem mit Feuer und Hacke gerodetem Lande nach der ersten Ernte wieder emporschießende Unkraut und Gestrüpp bietet zwar dem Hirten ein willkommenes Weideland, zwingt aber den Ackerbauer, da das Reinigen eines vergrasten und bestockten Feldes ungleich schwieriger ist als eine Neurodung, in der Nähe dieses Weidelandes eine neue Feldfläche herzurichten. Da er den Viehstand auf der Höhe weidet, legt er auch das Feld an

[1] Vita Hlud. c. 33. Quibus reversis domum, Carniolenses et quidam Carantanorum, qui ad Liudevitum se contulerant, Baldrico nostro duci manus dederunt. Kos, Gradivo II 57.

[2] Vgl. dazu Hasenöhrl, Deutschlands südöstliche Marken im 10., 11. und 12. Jahrh. im Archiv f. österr. Gesch. 82. Bd. 1895 S. 534 f. und Hofmeister, Markgrafen und Markgrafschaften im Italischen Königreich in der Zeit von Karl dem Großen bis auf Otto den Großen (774–962) im VII. Ergänzungsbande der Mitt. des Inst. f. österr. Geschichtsforschung S. 276 f.

[3] Die folgenden Ausführungen nach W. Levec, Pettauer Studien III in den Mitt. der Wiener anthropologischen Gesellschaft 1905 S. 68, 74, 75, 84.

den Bergabhängen an, dessen Höhenlage ihm schon deswegen angenehmer ist, da es sich bei seinem felsigen Boden und dem raschen Wasserablaufe besser drainiert, als die Niederung mit ihrer Feuchtigkeit und Überschwemmungsgefahr, wie dies z. B. in Wocheiner Mitterdorf noch heutzutage der Fall ist. In der Nähe ihrer Wohnplätze, an Berglehnen legten die Ansiedler auch ihre Friedhöfe an, wie man dies nicht allein bei den Gräberfeldern Krains, sondern auch in Kettlach, Hohenberg, Krungl und Straßengel beobachten kann.

Mit dem Eintreten der Ostalpenländer in die Interessensphäre des Frankenreiches gestalteten sich auch die bereits früher gepflegten Handelsbeziehungen reger. Der Tauschhandel, den in unseren Gegenden vor allem Vieh und Landesprodukte deckten, brachte neben den Bedürfnissen des täglichen Lebens auch mancherlei blinkenden Schmuck ins Land. Als Handelsware gelangten neben anderen auch die emaillierten Fibeln nach Karantanien, jene Scheibenfibeln, auf denen eine Tierfigur in der Platte stehen gelassen, der Grund ringsum aber in Gruben ausgehoben und mit Email gefüllt wurde.

Wie Riegl[1] ausführt, ist die spezifische Eigenschaft dieses Emails, die Grubentechnik auf Kupfer, bereits an römischen Emails der vorkonstantinischen Zeit nachgewiesen. In der Völkerwanderungszeit wurde es zwar durch Zellenemail (Granateinlagen in den langobardischen Gräbern Krainburgs) verdrängt, doch erhielt sich die Kenntnis der Technik und kommt, wie wir bei dem halbmondförmigen Schläfenringe aus Mannsburg gesehen haben, selbst in Verbindung mit Zellenemail als gemischtes Email vor.

Obwohl die Anzahl der Gegenstände bisher noch nicht groß genug ist, um eine klare Übersicht der Entwicklung zu gewinnen, so kann man doch erkennen, daß die Ostalpenländer das Hauptgebiet ihres Vorkommens bilden.[2] Über Niederösterreich (Kettlach bei

[1] Riegl, Deutsche Schmelzarbeiten des Mittelalters in Kunst und Kunsthandwerk 1905 S. 11 ff.

[2] Literatur: Riegl a. a. O. S. 13. – Much a. a. O. S. 130. – Sacken, Über Ansiedlungen und Funde in Niederösterreich in den Sitzungsberichten der phil.-hist. Kl. der Akad. der Wissensch. in Wien 74. Bd. 1873 S. 616 f. – Reinecke, Studien über Denkmäler des frühen Mittelalters in den Mitt. der anthropol. Gesellsch. in Wien 1899 S. 49. – Der Bericht Fischbachs über Hohenberg und Krungl im Archaeologiai Értesitö 1897 S. 133 ff. – Diez, Die Funde von Krungl und Hohenberg im Jahrbuch der Zentralkomm. 1906 Sp. 225 f. – Pollak, Prazgodovinske najdbe v ptujski okolici und F. K. Ostanki rimske vile pri Središču. Beide Aufsätze im Časopis za zgodovino in narodopisje IV 1907 S. 226 u. 229. – Hauser, O. Tischler und die Flaschberger Emaillen in der Carinthia I 1898 S. 93 ff.

Gloggnitz, Thunau), Oberösterreich (Goisern), Steiermark (Krungl, Hohenberg, Schladming, Straßengel, Pettau und Polstrau), Kärnten (Perau, Villach, Flaschberg und Grafenstein), Krain bis nach Friaul (Caporiacco bei Udine) sind slavische Gräberfelder zerstreut, in denen die Fibeln und halbmondförmigen Schläfenringe mit den typischen Tiergestalten vorkommen, ein Gebiet, das man nach dem ältesten Fundorte den Kettlacher Kulturkreis zu nennen pflegt und das das Slovenien der Karolingerzeit[1] umfaßte und dessen Ausläufer nach Pannonien (Slavonien und Ungarn) und vereinzelt auch nach Mähren reichen.

Die Frage nach der Herkunft dieser Emailarbeiten läßt sich derzeit noch schwer beantworten. Funde vollkommen gleicher Objekte am Rhein, in Mainz, Belgien und selbst in England[2] weisen auf Import aus dem Karolingerreiche, obwohl die barbarische Ausführung so mancher Fibel die Möglichkeit lokaler Entstehung nicht ausschließt. Sicherlich haben wandernde Goldschmiede solche an Ort und Stelle verfertigt, wie dies für eine in Ungarn gefundene Fibel[3] feststeht, bei der das Email die Fläche der Zeichnung überragt, also noch nicht abgeschliffen ist; die Erzeugungsstätte dieser unvollendeten Fibel wird demnach nicht weit vom Fundorte entfernt gewesen sein.

Neben dem Kultureinflusse des Westens macht sich auch solcher aus dem Osten und Süden bemerkbar. Von Aquileja, woher nach der Überlieferung Hermagor und Fortunat das Licht des Glaubens nach Krain gebracht hatten, führte seit den vorgeschichtlichen Perioden ein lebhaft begangener Handelsweg, der auch im frühen Mittelalter nicht vollständig verödete. Auf ihm dürfte der Mannsburger Becher ins Land gebracht worden sein, wahrscheinlich aus Venedig, das damals, in loser Abhängigkeit unter Byzanz stehend, die östliche Kultur nach Europa vermittelte. Der Einfluß des Orients ist besonders

---

[1] Arn episcopus .. sedis Iuvavensis .. ordinans presbyteros et mittens in Sclaviniam, in partes videlicet Quarantanas atque inferioris Pannoniae. Conv. Bag. c. 7. Kos, Gradivo I S. 296. – Ordinatus est Deodericus episcopus (im J. 799) .. quem ipse Arn et Geroldus comes perducentes in Sclaviniam .. Conv. Bag. c. 8. Kos, Gradivo I S. 357. – Partes Sclaviniae um das Jahr 828. Kos, Gradivo II S. 89; et passim. Auf dem Widmungsbilde des Evangeliars in München (Cimel. 58), das die Huldigung der Nationen des Reiches vor Kaiser Otto III darstellt, erscheint unter den Frauengestalten Roma, Gallia, Germania auch Sclavinia. Vgl. dazu Knackfuß-Zimmermann, Kunstgesch. I S. 476 Abb. 369.

[2] Riegl und Reinecke a. a. O. Vgl. dazu noch die romanische Zierscheibe aus Straßburg bei Forrer, Geschichte des Gold- und Silberschmuckes S. 18.

[3] Much a. a. O. S. 130.

in der Ornamentik wahrnehmbar; dem Motivenschatze des Ostens sind das gefleckte pantherartige Tier auf den Fibeln und Schläfenringen und die vielgestaltige Arabeske entnommen. Die allgemeine Verbreitung dieser Motive im Karolingerreiche bezeugt einen regen Handel und Verkehr mit den Mittelmeerländern.

Krainische Spinnrocken

Volkskundliche Skizze von Dr. phil. W. Šmid

[Hiezu Taf. IV]

Die Zeiten der Romantik auf dem Dorfe schwinden unter dem Drucke der modernen Unrast. Der alte patriarchalische Brauch, da der Bauer noch den gesamten Kleiderbedarf für sich und das Gesinde zu Hause bereitete, hört auf; aus der Fabrik bezogene Maschinenware ist gang und gäbe geworden, die Hausindustrien fristen ein kümmerliches Dasein. Nur in kleinem Umfange wird das Leinen zu Hause gewebt und selbst das nur in stadtfernen Orten und entlegenen Gebirgsdörfern, wo sich der Flachsbau noch im alten Umfange behauptet und im Sommer die blaue Blüte des Leines grüßt. Da allein kann man den Reiz einer Brechelnacht erfahren, wenn in der Abenddämmerung Mädchen und Frauen des Dorfes bei der Brechelstube („Badstube" genannt) zusammenkommen. Die Tüchtigste unter ihnen, von der Hausfrau zur Leiterin bestellt, teilt die Flachsbündel aus und in munterer Gegenrede gedeiht rasch die Arbeit. Kommt dann in vorgerückter Stunde lieber Besuch, vereinigen sich unter dem Sternenhimmel Mädchen- und Burschenstimmen zu kurzer Rast in froher Sangesweise, die heiter übers Tal hinschwingt. Alte Mären werden dabei erzählt, neue entstehen, wie ich selbst ähnliches während meiner archäologischen Forschungen in Wocheiner Mitterdorf hörte; nach wenigen Tagen meines Aufenthaltes durchlief die Neuigkeit den Ort, es geistere bei der neben dem Gräberfelde gelegenen Badstube und nur mit Zittern und Zagen und zu zweit trauten sich die lebensfrohen Wocheiner Mädchen zur Brechelstube.

Inniger als das Brecheln ist das Spinnen mit dem Leben des Volkes verknüpft; es beschäftigt die Frauen meist während der Winterszeit und alte Mütterchen drehen das schnurrende Rädchen auch den Sommer über. Deshalb erfuhr das Spinngerät liebevollere Behandlung. Das Spinnrad schenkte meist der Bursche der Auserwählten seines Herzens und es würde eine Schmach für die Braut

bedeuten, wenn die Aussteuer neben Truhe und Wiege nicht auch ein neues Spinnrad enthielte. Das Spinnrad war zuweilen gedrechselt, manchmal sogar bemalt, wobei die volkstümlichen Farben Grau, Gelb, Blau, Rot und Grün reichliche Verwendung fanden.[1] Tat man ein übriges, bemalte man das Spinngerät noch mit Blumen und Gewinden.[2]

Die aufmerksamste Behandlung jedoch erfuhr der Spinnrocken, ein am oberen Querholze des Spinnrades befestigter Aufbau, der meistens reich geschnitzt und kunstsinnig durchgebildet erscheint. Er bildete fast immer ein Geschenk, und die vielen geschnitzten Herzen sind ein deutlicher und sichtbarer Ausdruck der Liebe gewesen, die den Bildner bei der Arbeit beseelte. Nicht allein die türmchenartig aufstrebenden Rocken sind geschmückt, sondern auch der an diese sich anschließende wagrechte Rockenarm und der den Spinnrocken mit dem Rade verbindende Zapfen. War der Bursche selbst nicht handfertig genug, ging er zum Dorfkünstler, der, zumeist Tischler, Truhen und Betten mit buntem Blumenschmuck versah, oder zum Gemeindehirten, der in den vielen freien Stunden auf der Weide sich die Zeit mit dem Schnitzen der Spinnrocken, Löffel und allerlei kleinen Hausrat vertrieb. Diese freundliche Sitte blühte seit den Zeiten der Vorderen bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts und war vor allem in Dörfern im Gebiete des Radmannsdorfer und des Bischoflacker Bezirkes verbreitet.

Unter den Spinnrocken treten zwei Gruppen hervor: die mit kegelförmig nach oben sich verjüngendem Aufbau und die Gruppe der viereckigen Türmchen. Beide sind durchbrochen und im untersten Geschosse oder in der Mitte bimmelt ein Glöckchen, das meist aus dem im Durchbruch übrig gebliebenen Holze im Raume selbst geschnitzt und nicht von außen hinein gebracht worden ist.

Die Türmchen wie die Rockenarme sind reich mit Kerbschnitzereien bedeckt, die immer individuell ausgestaltet und kunstsinnig auf der Fläche durchgebildet sind. Unter den Ornamenten herrschen

---

[1] Diese Farben trifft man auch auf der kassettierten Renaissancedecke in der Kirche des hl. Nikolaus in Unterfeichting bei Krainburg; sie dürften daher seit jeher vom Volke verwendet worden sein.

[2] In Krain hat sich die tiroler Form des im 16. Jahrh. in Braunschweig erfundenen Spinnrades allgemein eingebürgert. Die hier beschriebenen Spinnrocken dagegen bilden eine Eigentümlichkeit Krains; in den übrigen Ostalpenländern verwendete man gedrechselte Spinnrocken oder geschnitzte Werggabeln. Vgl. dazu Rettich, Spinnradtypen, Wien 1895 S. 12 u. 46; Zell, Volkskunst im Allgäu, 1902 S. 22 ff; Volkskunde und Volkskunst, München 1907 S. 15.

lineare und geometrische Motive vor, dreieckige Zacken, Kerben, Kreise, Wellenlinien und Strichreihen in verschiedener Zusammenstellung. Bei der religiösen Gesinnung der Großeltern sind Kreuz und Monogramme heiliger Namen zahlreich vertreten. Von Motiven aus dem Pflanzenreiche kommt häufig der Fichtenzweig vor, meist stark stilisiert, dann der aus dem Herzen blühende Lindenzweig, plastisch und sogar realistisch mit flotter Hand in das Brett geschnitzt. Auf einem sehr altertümlichen, die Formen eines Frührenaissanceturmes nachahmenden Spinnrocken, den ich von einem achtzigjährigen silberhaarigen Großmütterchen im Gereut ober Jauerburg erstand, wo die alten Sitten noch besonders ausgeprägt fortbewahrt werden, sind im untersten Raume Pferdeköpfe angebracht, die aber mit den unheilabwehrenden Pferdeköpfen auf den Dachfirsten keinen Zusammenhang haben dürften. Der Zapfen, der den Spinnrocken am Spinnrad festhält, ist manchmal mit einem Hundepaar oder einem Hahn, dem Sinnbild des Fleißes der emsigen Hausfrau, geziert.

Ganz anders gestaltet sind die Spinnrocken Weißkrains. Hier an den südöstlichsten Grenzen des einstigen heiligen römischen Reichs deutscher Nation macht sich bereits der Einfluß byzantinischer Kultur bemerkbar. Zieraten, Schmucksachen der Mädchen, die Stickereien auf den weißen Kleidern, alles zeigt die Abhängigkeit vom kroatischen Volksstamme. Das Spinnrad gelangte gar nicht in diese Gegenden, es werden die in Kroatien, Bosnien und am Balkan üblichen Spinnrocken benützt, die man in den Gürtel steckt und von denen man den Faden auf die frei herabhängende Spindel dreht. Auch hier wiederholt sich das alte Spiel. Burschen beweisen Mädchen ihre Zuneigung durch Überreichen hübsch geschnitzter Spindeln, die manchmal mit Farben (Rot, Gelb, Blau) sparsam bemalt sind. Die lineare Ornamentik herrscht vor, wie überhaupt bei der Zierweise der Weißen Krainer; verschieden gestellte Striche, Linien, Kreise, das Trudenzeichen kehren wieder, Motive, die auch bei den Spinnrocken Oberkrains allgemein verwendet worden sind. So manches dieser Motive erscheint übrigens schon in der Ornamentik älterer und selbst prähistorischer Kulturschichten, die Beharrlichkeit einfacher Formen bekundend und den Beweis liefernd, daß niederen Kulturstufen dieselbe Art primitiver Kunstübung eigen ist.

Ein Krähenbastard

Von Dr. Gvidon Sajovic

Dem Präparator des hiesigen Landesmuseums, Herrn Assistenten F. Schulz, gelang es, einen Krähenbastard zu erwerben, welcher im Rožnikwalde bei Šiška in der Umgebung Laibachs erlegt wurde. Es handelt sich um einen weiblichen Bastard von Rabenkrähe × Nebelkrähe (Corvus corone × C. cornix).

Das Gefieder der *Rabenkrähe* ist schwarz, auf dem Halse und am Rücken mit veilchenblauem Schiller. Die Flügel sind meist ohne allen Glanz, der Schwanz gerade abgestumpft, die Augensterne sind dunkelbraun. Die Jungen sind mattschwarz und haben graubraune Augensterne. Kopf und Vorderhals der *Nebelkrähe* sind schwarz, ebenso die Flügel und der leichtgerundete Schwanz, doch haben die letzteren einen violetten und grünen Glanz; sonst ist die Farbe der Nebelkrähe fahlgrau.



Phot. Prof. A. Belar

Beide Vögel gleichen einander sowohl in ihrer Gestalt und Lebensweise als auch in ihren Eigenschaften vollkommen. Sie treiben sich den ganzen Tag über familienweise oder in größeren Trupps, ihrer Nahrung nachgehend, auf Äckern und Wiesen umher. Die Nachtruhe halten sie in den Wäldern, wo sie oft in großen Scharen zusammenkommen. Zumeist haben sie im Sommer und Winter einen ständigen Aufenthalt, doch zwingt sie ein strenger Winter auch wohl zum Streichen. Die beiden paaren sich oft und es ist anzunehmen, daß diese Mischehe ohne zwingende Notwendigkeit geschieht; größtenteils können wir diese Paarung als einen Zufall zwischen diesen zwei innig verwandten Vögeln betrachten, der ohne eine Vorbedingung zu trifft. In unseren Gegenden wird die Nebelkrähe häufig und überall, die Rabenkrähe dagegen selten angetroffen. Paaren sich nun beide Arten, so ist jedenfalls oft die Rabenkrähe wegen ihrer Vereinzeltheit gezwungen, ihren Ehegatten aus der Mitte der grauen Schwestern zu wählen.

Der oben erwähnte Bastard läßt an Größe und Gestalt nichts Auffälliges bemerken. Der starke, schwarze Schnabel ist leicht

gebogen und nur mit einer kleinen Spur eines Zahnes versehen, während seine Eltern einen ziemlich stark gekrümmten und meist scharf gezahnten Schnabel besitzen. Die Nasenlöcher werden von borstenartigen, schwarzen Federn dicht bedeckt; die Augensterne sind dunkelbraun. Der Kopf, die Kehle, die Flügel und der Schwanz sind mattschwarz, die beiden letzten schwach glänzend. An den übrigen Teilen schimmert die graue Farbe durch die mattschwarze durch, besonders stark an der Brust und auf dem Rücken. Die Schwingen sind ziemlich lang, der Schwanz ist am Ende beinahe gerade abgestumpft. Die schwarzen, grob geschilderten Füße sind stark und mit scharfen Krallen bewaffnet. Leider sind wir nicht imstande, von der Lebensweise dieses Vogels etwas Näheres zu berichten, da er nur durch Zufall erlegt worden ist und daher in seinem Leben nicht beobachtet werden konnte. Es ist auch nicht unmöglich, daß dieser Bastard nicht einmal in unserem Lande ausgebrütet worden, sondern als streichender Gast aus nördlicheren Gegenden gekommen ist.

Wie uns Naumann[1] und Brehm[2] berichten, sind diese Bastarde in Deutschland, wo beide Krähenarten vorkommen und die Verbreitungsbezirke beider Arten aneinander grenzen, nichts Seltenes. Nach ihren Angaben gibt es von ihnen eine unendliche Menge Verschiedenheiten. In bezug auf die Größe unterscheiden sich diese Bastarde durchaus nicht von ihren Eltern. Der Schnabel ist meist ungezahnt oder schwach gezahnt; es gibt jedoch auch scharfgezahnte Formen. Die Färbung ihres Gefieders zeigt verschiedene Abstufungen der beiden Hauptfarben, schwarz und grau, und fast kein einziger Bastard sieht dem andern ganz ähnlich. Einige sehen ganz schwarz aus; die schwarze Farbe, soweit sie eigentlich grau sein sollte, hat keinen Glanz; bei anderen schimmert wiederum die fahlgraue Farbe durch eine mattschwarze durch, entweder auf dem Rücken, oder an der Brust, oder um den Hals herum usw. Naumann berichtet von einem solchen Mischlingspaar, welches fünf Junge hatte, daß zwei dem Vater und zwei der Mutter vollkommen ähnlich waren, das fünfte hingegen die gemischten Farben beider Eltern zeigte. Diese Bastarde können eine fruchtbare Ehe mit reinen Raben oder Nebelkrähen eingehen und ein solches Paar lebt dann durch das ganze Jahr zusammen. Ihre Jungen erhalten nicht das Bastardkleid, sondern arten entweder ihren Eltern oder Großeltern nach.

Im Ornithologischen Jahrbuche (Jahrgang XVIII, Heft 5/6, pag. 206–208) berichtet R. Snouckaert van Schauburg über solche Krähenbastarde in Holland, die er als große Seltenheit betrachtet.

---

[1] Naumann, „Vögel Deutschlands“, 2, 1822.

[2] Brehm, „Tierleben“, Vögel I. 1891.

Soweit bekannt, wurden daselbst vor ihm drei solcher Bastarde gesehen und gefangen. Er selbst beobachtete zwei gemischte Krähenpaare bei der Paarung und beim Brüten. Es kam jedoch niemals zur Ausbrütung der Eier, weil die Vögel immer vertrieben wurden. Snouckaert besitzt im ganzen vier Eier von Corvus corone × C. cornix, die er als ein ornithologisches Unikum für Holland bezeichnet.

Bei uns dürften diese Bastarde ziemlich selten sein. Leider fehlt es noch an Beobachtungen. Es wäre daher sehr wünschenswert, daß Jäger beim Antreffen solcher gemischten Ehepaare den Horst nicht zerstören, sondern diese Paare beim Brutgeschäft und auch die Jungen in ihrer Lebensweise beobachten möchten.

Zur Karsthydrographie Krains

Von Oberingenieur J. Sbrizaj

In Fortsetzung des von Dr. W. Šmid in den Mitteilungen des Musealvereines für Krain, Jahrgang 1905 S. 199 ff., veröffentlichten Artikels „Neue Wege der Karstforschung“ möge hier des neuesten einschlägigen, im Jahre 1906 erschienenen Werkes „Höhlenkunde mit Berücksichtigung der Karstphänomene“ von Dr. Walther von Knebel[1] gedacht werden.

In 23 Kapiteln behandelt der Autor die verschiedenartigsten Karstphänomene und andere mit ihnen zusammenhängende Fragen, wobei er sich nicht auf die bloße Beschreibung derselben beschränkt, sondern überall auch die wissenschaftliche Erklärung für ihre Entstehung auf Grund seiner geologischen Studien in den Höhlenländern erbringt. Im letzten Kapitel erörtert er die hohe praktische Bedeutung der genauen Kenntnis des Karstphänomens für die Bodenkultur und die kulturelle Verwertung verkarsteter Länder. Die Verkarstung einer Landschaft erklärt von Knebel analog den Forschern Cvijić oder Grund, dieselbe äußert sich durch den Übergang von der Horizontalentwässerung zur gemischten und von dieser zur alleinigen Vertikalentwässerung; daher fehlt in den eigentlichen Karstlandschaften fließendes Wasser, weshalb dieselben überhaupt wasserarm und infolgedessen zumeist unfruchtbar sind. Notwendig zur Verkarstung oder zur Höhlenbildung sind jedoch zwei Umstände, es muß das Gestein vom Wasser chemisch angegriffen werden können und dann muß es zerklüftet sein, damit das Wasser leicht in die Tiefe eindringen kann.

[1] Dr. Walther von Knebel fand im Jahre 1907 während einer Studienreise auf Island einen tragischen Tod durch Ertrinken in einem See.

Zu den höhlenbildenden Gesteinen zählen in gleichem Maße der Kalk und der Dolomit, ohne daß jedoch jedes Kalk- oder Dolomitgebirge deshalb höhlenführend wäre.

Höhlen können sich, wie die Beobachtung zeigt, nur in jenen Kalken und Dolomiten bilden, welche aus dicken Bänken bestehen oder, noch besser, in jenen, welche keine Schichtung aufweisen, während die Höhlen im dünnbankigen Gestein, besonders wenn sie in die Breite wachsen, durch das Herabbröckeln der dünnen Gesteinslagen in der Regel sehr leicht einstürzen.

Höhlenbildend sind weiters auch Salz- und Gipsgebirge, doch werden diese Höhlen selten alt, weil ihr Wachstum infolge der zu leichten Löslichkeit von Salz und Gips ein zu rasches ist, so daß dieselben, kaum entstanden, wieder zusammenbrechen.

Die Tätigkeit des Wassers an den Gesteinen ist eine zweifache, eine mechanische und eine chemische. Bei der Verkarstung spielt jedoch die mechanische Zerstörung des Gesteins durch das Wasser, also durch die Erosion, nur eine sehr geringe Rolle; viel bedeutender ist hiefür die chemische, die Gesteine lösende Wirkung des Wassers, die Korrosion, besonders wenn dasselbe Kohlensäure gelöst enthält, wie dies beispielsweise bei jedem Niederschlagswasser der Fall ist, welches die Kohlensäure der Luft entnimmt. Reines Wasser vermag einfach kohlensauren Kalk ungefähr im Verhältnis 10.000 : 1, kohlensäurehaltiges hingegen unter Umständen das zehnfache Quantum, also im Verhältnis 1000 : 1, aufzulösen.

Wie bedeutend die Korrosion ist, beleuchtet der Autor an einem uns benachbarten Karstgewässer, am Timavo, welcher bei Duino als eine Riesenquelle aus dem Karstgebirge hervorbricht. Die Timavoquelle, bei uns allgemein als der Austritt der bei St. Kanzian verschwindenden Reka angesehen, entzieht dem Gestein bei einer durchschnittlichen Wassermenge von 26.620 Sekundenlitern nicht weniger als 210,000.000 kg Gestein, was einem Volumen von 80.700 m^3 entspricht. Es bilden sich daher innerhalb des Zuzugsgebietes der Timavoquellen Jahr für Jahr Hohlräume, deren Gesamtvolumen über 80.000 m^3 jährlich beträgt und dem Raume eines Würfels von 43 Metern Kantenlänge gleichkommt. Aus diesem Beispiele erhellt die außerordentliche Bedeutung der Korrosionskraft des Wassers für die unterirdische Abtragung der Gebirge, mithin auch für die Höhlenbildung und Verkarstung überhaupt.

Selten sind jedoch die Kalke und Dolomite ganz rein, vielmehr haben dieselben tonige und sandige Materialien, wie auch im Wasser unlösliche Oxyde und Karbonate von Eisen und Mangan beigemengt. Bei der Korrosion eines derartigen Gesteins bleibt ein unlöslicher

Rückstand zurück, die bekannte „Terra rossa", die sich in den natürlichen Vertiefungen und Dolinen der Karstgebiete oft in beträchtlicher Menge vorfindet. Wie die Terra rossa an der Oberfläche, findet man auch in den Höhlen einen unlöslichen Rückstand des Gesteins vor, welcher zurückgeblieben ist, als die Höhle durch die korrodierende Kraft des Wassers geschaffen wurde; es ist dies der sogenannte „Höhlenlehm", wie derselbe beispielsweise in der Adelsberger Grotte noch an vielen Stellen seitlich der Wege aufgestapelt ist, in anderen, weniger besuchten Höhlen jedoch in seiner ursprünglichen Lage noch in großen Quantitäten vorfindlich ist.

Zu den interessanten Erscheinungen ist ferner die Tropfsteinbildung zu zählen, diese ist jedoch vor allem davon abhängig, ob in der Höhle Verdunstung der durch die Höhlendecke eindringenden Sickerwässer, die Kalk aufgelöst enthalten, eintreten kann oder nicht. Deshalb sind jene Höhlen, welche vom fließenden Wasser durchströmt werden oder größere Wasseransammlungen enthalten, an Tropfsteingebilden sehr arm. Wiederum gibt uns hiefür die Adelsberger und die dieser nahe Otoker Grotte das schönste Beispiel. Beide zeichnen sich in den allgemein zugänglichen Strecken durch ihre Fülle von den verschiedenartigsten und prächtigsten Tropfsteingebilden aus; wird jedoch die obere Galerie verlassen und zur tieferen, zur unterirdischen Poik hinabgestiegen, dann ist der Höhlentraum mit den schönen Gebilden verschwunden, eine einförmige, dunkelbraune Decke überwölbt den Höhlenfluß und nur selten erblickt das Auge ein gewöhnlich noch verkümmertes Tropfsteingebilde.

Dieselben Erfahrungen werden in anderen von Wässern durchflossenen Höhlen gemacht, in welchen ebenfalls die ungenügende Verdunstung die Tropfsteinbildung mehr oder weniger verhinderte.

In lichtvoller Weise schildert und erklärt der Autor sodann die Höhlenflüsse und ihre Entstehung, die Vauclusequellen, submarine Quellen, die Meeresschwinden, die auf der saugenden Wirkung der Höhlenflüsse beruhen sollen, sodann die Dolinen, die Karstpoljen, sowie meteorologische und biologische Verhältnisse in Höhlen, schließlich widmet er denselben als Wohnort des prähistorischen Menschen und den Kulturarbeiten in Höhlengebieten seine Aufmerksamkeit.

In einem eigenen Kapitel behandelt der Autor die Grundwassertheorie Grunds zur Erklärung der hydrographischen Probleme des Karstes, wobei er die Allgemeingültigkeit dieser Theorie bestreitet und dem Höhlenphänomen in der Frage nach der Lösung der schwierigen hydrographischen Probleme des Karstes den Vorzug einräumt; doch, meint er, kann sich diese Theorie zur Erklärung der genannten Probleme in vielen Fällen dennoch mit der Wirklichkeit decken.

Wie aus diesen kurzen Andeutungen zu entnehmen ist, hat der Autor in seinem Werke die verschiedenartigsten Karstprobleme zu einem eingehenden Studium gemacht und durch seine geistreiche Behandlung derselben wesentlich zu ihrer weiteren Klärung beigetragen.

Eine Frage ist es jedoch, die in gleicher Weise theoretisch wie praktisch das größte Interesse verdient, und es ist ein besonderes Verdienst sowohl Dr. Grunds als Dr. v. Knebels, dieser Frage näher getreten zu sein, nämlich der Frage der Karsthydrographie.

Nachdem unser Kronland ungefähr zu einem Drittel seiner Fläche Karstland ist, möge hier ein Versuch gemacht werden, der Hydrographie in unseren wichtigsten Karstgebieten etwas näherzutreten, und zwar beginnen wir mit den Überschwemmungen in den wichtigsten Karstkesseltälern, wobei jedoch die oberirdischen Zuflüsse, die in vielen dieser Täler die Wassermengen wesentlich vermehren, außer Betracht bleiben sollen.

Das Poiktal ist bekanntlich in der Strecke von Prestranek aufwärts die längere Zeit des Jahres trocken; nach heftigen Niederschlägen füllt sich jedoch dasselbe mit Wasser, welches die dortigen Kulturgründe überflutet und sodann in der Richtung gegen Adelsberg seinen Abfluß findet.

In dieser Zeit brechen nun in der Strecke Zagorje bis nahe an die Ortschaft Žeje, also in einer Linie von etwa 10 km Länge, mehrere Quellen aus dem Gebirge hervor, die nur Abflüsse des steigenden Karstwassers sein können. Einen Beweis hiefür gibt uns der bei Zagorje an Stelle einer Hungerquelle abgeteufte Schacht, in welchem in einer Tiefe von etwa 9 m auf Grundwasser gestoßen wurde. Das Wasser im Schachte fällt und steigt entsprechend den Niederschlägen; werden diese intensiver, dann füllt sich der Schacht, bis schließlich seine Ränder überronnen werden und die Wässer aus demselben dem Tale zueilen. Die Überschwemmungen des oberen Poiktales sind daher nur eine Folge des steigenden Grundwassers.

Im trockenen Zirknitzer See brechen nach anhaltenden Niederschlägen die Wässer sowohl aus den Sohlenponoren wie aus den am nördlichen Fuße des Javornikgebirges befindlichen Speilöchern hervor, sicherlich ein Beweis des steigenden Grundwassers. In der äußersten südöstlichen Ecke des Sees befindet sich jedoch auch eine Vauclusequelle[1], die des Obrhbaches, welche auf einen even-

[1] Mächtige, aus U-förmigen Siphonen hervorbrechende Quellen werden von Knebel Vauclusequellen benannt und als Austritt von Höhlenflüssen angesehen. Der Name stammt von der Quelle Vaucluse bei Avignon in Frankreich, die in dieser Beziehung typisch ist.

tuellen Höhlenfluß, der nur aus dem höhergelegenen Laaser Tale kommen kann, schließen läßt. Das Zirknitzer Tal wird also vom steigenden Grundwasser und eventuell von einem Höhlenflusse überflutet.

Das Planinatal wird von einem Höhlenflusse, der aus der Kleinhäuslgrotte hervorbricht und im Tale den Namen Unz führt, überschwemmt. Jedoch auch hier kommt das steigende Grundwasser zur Geltung, welches in mehreren sonst trockenen Quellen am Fuße des Gebirgszuges Zagora zwischen Planina und Grčarevec, wie auch in den mächtigen Quellen im nordwestlichen Talabschlusse, der sogenannten „Hotenka", zum Abflusse ins Tal gelangt.

In gleicher Weise lassen sich beide Kombinationen bezüglich der Herkunft der Überschwemmungswässer auf das Laaser-, Račna- und auf andere Täler anwenden. Ein schönes Beispiel für das steigende Grundwasser geben die sonst trockenen, zu Überschwemmungszeiten jedoch wasserführenden Dolinen zwischen dem Račnatal und Gutenfeld, welche auch von der Bahn aus beobachtet werden können; ebenso sind die Döberniktalüberschwemmungen nur dem steigenden Grundwasser zuzuschreiben.

In Krain ist in einzelnen Fällen bekannt, beziehungsweise kann aus der Stromrichtung und aus der Reihenfolge der Talstufen mit großer Sicherheit geschlossen und daher gleichsam als bekannt vorausgesetzt werden, wo die in einem Karstkesseltale versunkenen Wässer wieder zutage treten; doch gibt es auch Fälle, wo dieser Austritt entweder zweifelhaft oder sogar ganz unbekannt ist. Zweifelhaft ist es beispielsweise, zu welch tieferen Talstufe die Laaserbachwässer gravitieren, ob zu der Obrhquelle im Laaser- oder zu den Vauclusequellen im Reifnitztale; zweifelhaft ist ferner der Austrittsort des von Ortenegg kommenden, in der Tenterahöhle verschwindenden Žlebičbaches. Der Austrittsort der Nieder- und Mittelwässer dieses Baches ist überhaupt unbekannt; hingegen dürfte ein Teil seiner Hochwässer, die nach der Ausführung des Feistritzkanales noch von einem Teile der Feistritzhochwässer vermehrt werden, vermutlich in der Podtiskavecgrotte zum Abflusse gelangen und das Strugatal überschwemmen. Daß die Podtiskavecwässer vermutlich aus der Tenterahöhle stammen dürften, wird aus den in der Podtiskavecgrotte vorfindlichen, ziemlich reichlichen Mengen von Sägespänen geschlossen, die nur von einem oberirdischen Gewässer herstammen können. Sowohl der Žlebič- als der Feistritzbach werden zum Betriebe von Sägewerken ausgenützt, beide Bäche sind dem Strugatale zunächst gelegen und von demselben nur etwa 4 km entfernt, außerdem beträgt der Höhenunterschied beider Täler rund 90 m.

Zweifelhaft oder eigentlich ganz unbekannt sind ferner die Austrittsorte der versunkenen Wässer in den Tälern von Reifnitz, Gottschee, Struga, Dob bei St. Veit u. a.

Wenn auch in unseren Karstgebieten Höhlenflüsse als ganz ausgeprägte, selbständige unterirdische Gerinne vorkommen, so ist es bisher wegen der großen Schwierigkeiten nicht gelungen, auch nur einen davon in seiner ganzen Länge zu erforschen. Auf größere Längenerstreckungen sind bisher nur die beiden Höhlenflüsse erforscht, welche das Poik- und das Zirknitzertal mit dem Planinatale verbinden; doch auch bei diesen Höhlenflüssen sind längere Zwischenstrecken vorhanden, zu denen bisher ein Zutritt nicht gelungen, daher auch unbekannt ist, ob in denselben die Wässer geschlossen weiterfließen oder ob sie nicht vielleicht in das Grundwasser übergehen. Dieses letztere dürfte wohl kaum zutreffen, weil wieder Zwischenstrecken des Höhlenflusses erforscht sind und die Anfangs- und die Endstrecken ohnehin als ausgebildete Höhlenflüsse bekannt sind; es muß daher angenommen werden, daß auch die noch unbekannten Zwischenteile höhlenflußartig ausgebildet sind. Eine Gewißheit hiefür gibt es allerdings nicht, denn auch der Übergang zum Grundwasser ist leicht möglich; in diesem Falle hätten wir sodann unterirdische Quellen als Beginn der Zwischenstrecken des noch nicht vollständig ausgebildeten Höhlenflusses. Diese Zwischenstrecken zu erforschen, bleibt eine dankbare Aufgabe, welche die Höhlenforschung noch zu lösen hat; versagt dieselbe, dann bleibt das Problem entweder ungelöst oder es wird die Lösung im Interesse der Sache auf anderen Wegen angestrebt werden müssen.

Von den sonstigen unterirdischen Gewässern in Krain sind nur unbedeutende Höhlenstrecken bekannt, oder sind es mehr oder weniger Randgrotten, wie beispielsweise die von W. Putick am Ost- und Nordabhange des Planinatales entdeckten Grotten, daher in allen diesen Gebieten, wie z. B. im Struga-, Reifnitzer-, Gottscheer-, Račna-, Leitscher-, Laaser- und noch in anderen Karsttälern, die Kenntnis der unterirdischen Hydrographie noch sehr verschleiert ist.

Ob es der Höhlenforschung in diesen Gebieten überhaupt gelingen wird, irgend welche positive Resultate zu erzielen, kann natürlich nicht vorhergesagt werden, jedenfalls werden hiebei große, vielleicht auch mit vielen Kosten verbundene Schwierigkeiten zu überwinden sein, wenn nicht ein glücklicher Zufall, wie auch bisher häufig, zu Hilfe kommt. Die zur Zeit der Durchführung von Entwässerungsarbeiten in den genannten Tälern unternommenen Versuche nach Erforschung und Erschließung von Höhlen führten nämlich trotz aller aufgewendeten Mühen zu keinem besonderen

Resultate, beziehungsweise die wenigen, in diesen Gebieten entdeckten Höhlen hatten räumlich nur eine sehr beschränkte Ausdehnung, die insbesondere für die Klärung der unterirdischen Hydrographie nur wenig Nennenswertes ergaben.

Nichtsdestoweniger sind wir bei einigen Karstgebieten in der Lage anzugeben, in welchen die Forschung nach Höhlenflüssen nur bescheidene Erfolge verspricht; das sind jene Gebiete, in welchen die im Karsttale versunkenen Wässer dem Grundwasser zueilen. Und dieses trifft in Krain bei einigen Karstgewässern zu. Vor allem ist dies bei den Wässern des Planinatales der Fall, welche bei Oberlaibach nach einem etwa 11 km langen unterirdischen Laufe als Laibachquellen zutage treten. Behufs leichterer Erkenntnis möge hier wiederholt werden, was das Grundwasser und was eine Quelle ist.

Das Niederschlagswasser dringt von der Oberfläche in immer größere Tiefen ein, bis es auf wasserundurchlässige Schichten gelangt, wo es sich, alle Risse des darüber befindlichen kavernösen Gesteins erfüllend, als Grundwasser ansammelt. Durch die ständigen Zuflüsse von oben steigt der Grundwasserspiegel so lange an, bis er an irgend einer Stelle die Erdoberfläche erreicht. Dies ist in den natürlichen Vertiefungen, Tälern oder Mulden, der Fall. Dort nun tritt das Grundwasser als „Quelle“ zutage. Da aber an solchen Stellen (in Depressionen) das Gelände den Grundwasserspiegel zumeist in einer längeren Linie schneidet, so entstehen gewöhnlich mehrere, oft sogar eine ganze Reihe von Quellen, welche sich alle ungefähr in gleicher Höhlenlage, in derjenigen des Grundwasserspiegels, befinden; in diesem Falle spricht man von einem „Quellhorizont“. Der Quellhorizont ist also nichts anderes als die Schnittlinie der Erdoberfläche mit dem Grundwasserspiegel.

Die Laibach entspringt nun in einer Depression aus mehreren (acht), auf eine längere Distanz verteilten Quellen, welche alle zufolge eines präzisen Nivellements in gleicher Höhe[1] liegen, mithin einen Quellhorizont bilden.

Dieses Hervorbrechen der Laibachquellwässer ist ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß dieselben dem Grundwasser entströmen, mithin gehen sowohl die im Planinatale als auch alle zwischen diesem und den Laibachquellen in die Tiefe versunkenen Wässer, so insbesondere auch der Loitscher Bach, in das Grundwasser über.

Wie bereits erwähnt, ist das Schicksal der in den Tälern von Struga, Reifnitz und Gottschee versunkenen Wässer unbekannt;

[1] W. Putick, Die Katavotrons im Kesseltale von Planina, Wochenschrift des österr. Ingenieur- und Architekten-Vereins, 1889, Nr. 46 u. 47.

irgendwo müssen dieselben doch zutage treten. Würden sich dieselben höhlenflußartig weiterbewegen, so müßten sie entweder als mächtige Vauclusequellen oder aus Höhlen hervorbrechen. Nun ist aber in der Richtung, in welcher diese Wässer jedenfalls ihren Abfluß finden (gegen Osten und Süden), nur eine einzige Vauclusequelle anzutreffen, nämlich in Unterthurn bei Töplitz. Welche Wässer zu dieser immerhin starken Vauclusequelle gravitieren, ist nicht bekannt; die Unterthurner sind der Ansicht, dieselbe stamme aus dem unteren Reifnitzer Tale her (Reifnitz- und Rakitnitzbach) und basieren diese ihre Meinung auf den Umstand, daß die Quelle zur Zeit des Niederwassers in den Sommermonaten stets anwächst, wenn zuvor in der genannten Gegend starke lokale Regen niedergegangen sind, während sie lokale Regen in ihrer Umgebung (im Hornwalde) unbeeinflußt lassen.

Inwieweit diese Angaben zutreffend sind, ist meines Wissens bisher nicht kontrolliert worden, es wäre jedoch sehr verlohnend, in der Sommerszeit diese Beobachtungen bei der Quelle[1] zu machen.

Wenn sich jedoch diese Angaben der Bevölkerung von Unterthurn auch als richtig erweisen sollten, so können sie die Wässer des Gottscheer Tales nicht tangieren, denn dieselben gravitieren, wie dies schon die örtliche Lage angibt, nach einer anderen Richtung, nämlich gegen Südost. Daß dieselben geschlossen aus einer Höhle oder aus einer Vauclusequelle wieder zutage treten würden, ist nicht bekannt, wohl aber kommen im nahen Kulpatale Quellen hervor, die das rückwärtige Karstplateau entwässern. Die Quellen treten in Depressionen hervor und entströmen dem Grundwasser; es kann nicht bezweifelt werden, daß die Wässer des Gottscheer Tales, welches etwa 270 m höher gelegen ist als der Kulpafluß, diesem Grundwasser zueilen, sonst müßte ein höhlenflußartiger Austritt derselben bekannt sein.

Unbekannt ist ferner der unterirdische Weg, welchen die Überschwemmungswässer aus dem Strugatale einschlagen. Am rechten

[1] Die Mühle und die Säge knapp an der Quelle sind Eigentum Sr. Durchlaucht des Fürsten Auersperg und werden vom fürstlichen Forstamt in Ainöd verwaltet. Es wäre eine dankbare Aufgabe, wenn sich das Forstamt der Sache annehmen und so einen Beitrag zur Klärung dieser Frage liefern würde. Zu diesem Zwecke wäre durch einige Jahre in der Sommerszeit bei der Vauclusequelle an einer geeigneten Stelle unterhalb des Wehres die Wasserstandshöhe täglich zwei- oder dreimal an einem dort aufzustellenden Pegel ganz verläßlich zu beobachten und zu notieren, die Niederschlagsdaten können hingegen in der k. k. hydrographischen Landesabteilung erhalten werden.

Gurkufer von Ainöd aufwärts treten aus dem Gebirge mehrere Quellen hervor, durch welche das Plateau des sogenannten „Dürrenkrains“ entwässert wird. Diese Quellen entströmen dem Grundwasser, welchem vermutlich auch die Überschwemmungswässer des Strugatales, eines Hintergebietes von Dürrenkrain, zufließen. Zweifellos gehen aber dieselben in das Grundwasser über, nachdem für sie, wie bei den Gottscheer Wässern, kein geschlossener Austritt, der auf eine höhlenflußartige Bewegung schließen ließe, vorhanden ist. Es müßte sonst die Vauclusequelle in Unterthurn den Abfluß sämtlicher Wässer aus den zuletzt genannten Tälern vermitteln, wozu sie jedoch in Anbetracht des ausgedehnten Niederschlagsgebietes in ihrer Wasserergiebigkeit sowohl bei Hoch- als bei Niederwasser viel zu schwach ist, daher eine derartige Annahme von vornherein ausgeschlossen werden muß.

Ähnlich diesen gehen die Überschwemmungswässer aus den gleichen Gründen auch in einigen kleineren Karsttälern, wie z. B. im Döberniktale, dann im Dobtale bei St. Veit usw., in das Grundwasser über.

Wie aus dieser Schilderung hervorgeht, gibt es in Krain Karstkesseltäler, bei denen es zweifellos ist, daß die Wässer aus denselben dem Grundwasser zuströmen. Damit wird jedoch die Hydrographie dieser Täler gegenüber denjenigen, bei welchen wir berechtigt sind anzunehmen, daß dieselben mit den tiefer gelegenen Tälern, wenigstens streckenweise, durch Höhlenflüsse kommunizieren, nicht wesentlich komplizierter, denn in einem wie im anderen Falle werden die Täler bei genügenden Niederschlägen unter Wasser gesetzt. Wir sehen daher unsere Karsttäler überschwemmt, gleichgültig, ob die Wässer höhlenflußartig oder vom steigenden Grundwasser ins Tal kommen, und gleichgültig, ob wieder der Abfluß höhlenflußartig vor sich geht oder ob die Überschwemmungswässer dem Grundwasser zuströmen.

In einem wie im anderen Falle tritt der Rückstau im Gebirge ein und es ist für die Überschwemmungen belanglos, ob dieser Rückstau durch das steigende Grundwasser oder dadurch verursacht wird, daß bei Höhlenflüssen sowohl die Haupt- als die Nebenflußhöhlen nicht nur durch die Wässer aus dem Tale, sondern vermöge der Vertikalentwässerung des Karstbodens auch noch durch andere Zuflüsse vollgefüllt werden. Die Abflußhindernisse sind daher nicht im Tale selbst, sondern im Gebirge zu suchen, daher durch geringe technische Mittel weder die Entstehung der Überschwemmungen verhindert, noch eine Vorflut für die Beseitigung derselben geschaffen werden kann.

Beobachtung eines Lichtphänomens in Laibach

Mitgeteilt von A. Belar

Am 6. Mai 1907 wurde von verschiedenen Personen eine eigentümliche Lichterscheinung beobachtet, welche, aus dem südwestlichen Teil des Horizontes kommend, unter wiederholtem lebhaften Aufblitzen scheinbar ungefähr in der Mitte des Moorgrundes ihr Ende genommen hat. Der erste, welcher an den Berichterstatter davon Mitteilung machte, war Herr Regierungsrat Gustav Karl Kulavics. Der genannte Beobachter hatte die Liebenswürdigkeit, seine Wahrnehmungen niederzuschreiben, worüber in der „Laibacher Zeitung" unter den Tagesneuigkeiten eine Notiz eingeschaltet wurde, mit dem Aufrufe, es mögen noch andere, welche diese Erscheinung zufällig beobachtet hatten, darüber Nachricht geben. Die Schilderung des Herrn Regierungsrates Kulavics hatte folgenden Wortlaut:

„Schreiber dieses befand sich am bezeichneten Tage um 9 Uhr 45 Min. abends in der Levstikgasse, als seine Aufmerksamkeit vom plötzlichen Aufflackern eines blauen Lichtscheines in Anspruch genommen wurde. Von der Gegend hinter dem Krimberge ausgehend und in der ganzen Ausdehnung des dort sichtbaren Horizontes, soweit er von dem Gebäude der Landesregierung und von jenem der Baugesellschaft nicht verdeckt wird, erstrahlte das Himmelssegment zu wiederholtenmalen in kurzen Zeiträumen in schönem klaren blauen Lichte, das gegen den Horizont zu, also wohl in den leichten Nebelschichten, grünliche Färbung annahm. Die von diesem Lichte erhellte Fläche des Firmamentes schien fächerförmig; einzelne breite Strahlen waren greller und ragten über die übrige Lichterscheinung hinaus. Erst war es nur ein rasches Aufzucken und Verlöschen, wie Wetterleuchten, dann wieder blieb der blaue Lichtschein sekundenlang. Etwa zehnmal wiederholte sich dieses Schauspiel, erst in kürzeren, dann in längeren Intervallen, die ganze Erscheinung dürfte höchstens drei Minuten gedauert haben." Der Erfolg des Aufrufes ist nicht ausgeblieben, denn bald darauf stellte sich Herr Artilleriemajor Soppe mit einem ausführlichen Berichte über die Wahrnehmungen dieser Lichterscheinung ein. Die Beobachtungsstelle des letzteren war kaum 400 m von der Aufstellung des ersten Beobachters entfernt. Der Bericht des Herrn Majors Soppe lautet: „Es war am 6. Mai um 9 Uhr 45 Min. nachts. Ich war, von Rosenbach zur Stadt zurückkehrend, nach dem Überschreiten des Geleises der Südbahn in der Erjavecstraße einige Schritte vor der Volksschule angelangt, als ich zu meiner Rechten,

also in südwestlicher Richtung, eine Lichterscheinung wahrnahm, welche infolge ihrer Großartigkeit sofort meine Aufmerksamkeit fesselte. In der bezeichneten Richtung beobachtend, konnte ich in kurzen Zeitintervallen das Aufleuchten eines hellblauen Lichtscheines wahrnehmen, der seine größte Intensität, gewissermaßen seine Quelle scheinbar in der Ebene hinter der Tabakfabrik hatte, und, in östlicher Richtung schräg nach aufwärts strahlend, den Eindruck machte, als werde der in den höheren Luftschichten angehäufte Nebel mittelst eines Beleuchtungsapparates durchleuchtet. Die Lichterscheinung wiederholte sich während der Zeit von drei bis vier Minuten etwa acht- bis zehnmal, manchmal nur ein Aufleuchten, wie beim sogenannten Wetterleuchten darstellend; immer aber wurde der ganze von meinem Standpunkte sichtbare Horizont erhellt. Einer meiner Söhne sprach die Ansicht aus, daß sich die Lichtquelle hinter dem Krim befinde, diesem jedoch widersprach der Umstand, daß sich die Silhouette dieses Berges nicht abhob. Ich selbst konnte mich des Eindruckes nicht entschlagen, daß die Quelle der Erscheinung viel näher an meinem Standpunkte, etwa im Moor gelegen sei. Während ich und meine Familie aufmerksamst das Phänomen beobachteten, gingen kurz nacheinander zwei Herren — dem Äußeren nach den gebildeten Ständen angehörend — an uns vorüber, warfen nur einen kurzen Blick auf das aufzuckende Licht und setzten ohne merkbares Erstaunen ihren Weg fort, so daß ich zur Vermutung gelangte, die Sache müsse eine in dieser Gegend oft vorkommende, auf irdische oder — besser gesagt — künstliche Quelle beruhende Erscheinung sein, welche Einheimische nicht mehr eines Blickes würdigen."

Da beide vorangeführten Beobachtungen insofern unvollständig waren, als die Beobachter infolge ihrer Stellungen, die durch Häuserreihen verdeckt waren, den ganzen Horizont nicht überblicken konnten, so konnte für die genannte Lichterscheinung keine passende Erklärung gegeben werden; auch Fachgelehrte, wie Hofrat E. Weiß, Direktor der Sternwarte in Wien, Hofrat Prof. Dr. Pernter, Direktor der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik in Wien, sowie Prof. J. B. Messerschmitt, Direktor des erdmagnetischen Observatoriums und der Erdbebenstation in München, waren nach diesen unvollständigen Wahrnehmungen nicht in der Lage, eine endgültige Klassifizierung dieser Lichterscheinung zu geben. Ein Zusammenhang dieser Erscheinung mit dem Polarlichte war von vornherein nach der Himmelsgegend, in welcher die Erscheinung auftreten gesehen wurde, ausgeschlossen, immerhin war es jedoch von Interesse festzustellen, ob um die angegebene Zeit irgend welche stärkere magne-

tische Störung auftrat. Zu diesem Zwecke wurden die nächstliegenden magnetischen Warten befragt, welche dem Berichterstatter folgende Mitteilungen zukommen ließen:

K. u. k. Hydographisches Amt Pola. Bei den photographischen Registrierungen der magnetischen Elemente konnten am 6. Mai keinerlei auffällige Störungen festgestellt werden. Nur die Horizontalkomponente zeigt um Mittag und abends um 6 Uhr 30 Min. schwache Störungen, die aber keineswegs mit dem in Laibach stattgehabten Phänomen in Zusammenhang stehen.

(K. u. k. Fregattenkapitän W. Keßlitz, Abteilungsvorstand.)

Erdmagnetisches Observatorium in München. Am 6. Mai sind am Nachmittage und am Abend nur mäßige Störungen in der Deklination und Horizontalintensität vorhanden, die aber nicht den Charakter haben, wie sie bei Nordlichtern auftreten.

(Dr. J. B. Messerschmitt.)

Ein glücklicher Gedanke war es, daß der Berichterstatter Herrn k. k. Adjunkten der Tabakregie Ignaz Elsner angesprochen hat um freundliche Umfrage unter der Arbeiterschaft der k. k. Tabakfabrik, die ein sehr interessantes, zugleich die schwebende Frage aufklärendes Ergebnis hatte. Herr Ignaz Elsner übersandte uns am 18. Juni nachfolgende Meldungen:

1. Arbeiterin Naglič Franziska, wohnhaft in Rosental Nr. 71, sah an einem Tage Anfang Mai l. J. nach 9 Uhr abends von dem Fenster ihrer Wohnung ein auffallendes Licht ober dem Rosenbachberge in der Luft schweben und sich langsam gegen Rosental zu bewegen. Der Himmel war hell, das Licht selbst intensiv und ellipsenförmig, nicht groß. Das Herannahen des Lichtes hat sie nicht abgewartet, weil sie sich aus Furcht vor demselben sehr bald vom Fenster entfernte.

2. Arbeiterin Ropret Maria, wohnhaft in Rosental Nr. 139, sah an einem Tage Anfang Mai nach 9 Uhr abends, als sie aus dem Hause trat, bei klarem Himmel ein auffallendes Licht in der Luft, welches besonders hell glänzte und die Form eines kleinen länglichen Ballons hatte, welcher sich vom Rosenbachberge über Rosental dem Krimberge zu mit mäßiger Geschwindigkeit bewegte. Sie verfolgte auch den feurigen Ballon längere Zeit mit ihren Blicken, bis er ihr schließlich hinter einem Dache aus dem Gesichtskreise entschwand.

3. Arbeiterin Kozamernik Agnes, wohnhaft in Brezovic Nr. 44, hat über die Lichterscheinung folgendes berichtet: Als sie am 7. Mai l. J. in der Früh aus dem Hause trat, fragte sie ein vorübergehender, auch dort wohnhafter Bauernbursche, ob sie am Vorabend eine Lichterscheinung gesehen hätte. Sie verneinte dies.

Darauf erzählte ihr der Bursche, daß er nach 9 Uhr abends in der Richtung gegen Laibach hin ein helles Licht in der Form eines kleinen Leintuches gesehen habe.

Der Berichterstatter hat auch diesmal alle diese Beobachtungen den genannten Fachgelehrten mit der Bemerkung mitgeteilt, daß auf Grund dieser Beobachtung der Tabakfabrikarbeiter wohl zur Genüge hervorgeht, es habe sich in dem gegebenen Falle um einen Kugelblitz gehandelt. Herr Hofrat Pernter äußert sich daraufhin folgenderweise: „Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die fragliche Lichterscheinung in die Kategorie der Kugelblitze gehört. Ich sage ‚Kategorie', weil die große Mannigfaltigkeit dieser Art der Erscheinungen feststeht, wenn sie auch noch nicht in genügend exakter Weise und noch viel weniger erklärt sind." In ähnlichem Sinne antwortet Prof. Dr. Messerschmitt, welcher hiezu bemerkt: „Es kann nach dem Berichte sich nur um einen Kugelblitz oder ein langsam gehendes Meteor handeln. Ich möchte, nachdem es mehrfach heißt, daß klarer Himmel gewesen, an letzteres glauben."

Dazu sei noch bemerkt, daß in der Nacht vom 17. auf den 18. Dezember 1901 in Laibach auffallende Lichterscheinungen beobachtet und an die Tagesblätter mitgeteilt wurden. Leider blieben aber alle Nachforschungen über die Einzelheiten dieser Erscheinungen ganz erfolglos. Auch damals wurden keine erdmagnetischen Störungen beobachtet, so daß auch die damaligen Lichterscheinungen weder mit Polarlichtern, noch mit Erdströmen in Verbindung gebracht werden können. Prof. Messerschmitt macht uns darauf aufmerksam, daß um die angegebene Zeit, im Dezember 1901, da und dort leuchtende Nachtwolken gesehen wurden.

Wenn die Bemühungen des Berichterstatters durch die Umfrage auch nicht zu einem ganz einwandfreien Ergebnisse geführt haben, so dürfte dieser Bericht jedenfalls den Forschern, die sich mit den Lichtphänomenen befassen, willkommen sein. Den freundlichen Lesern in unserer Heimat aber möge dadurch die Anregung gegeben werden, allen solchen und ähnlichen Erscheinungen die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken und von denselben auch Mitteilung zu machen, denn jede solche Wahrnehmung ist ein wertvoller Baustein zur Naturerkenntnis.



Kleine Mitteilungen

Ein Renngeweih aus Oberlaibach in Krain. Als vor zwei Jahren gelegentlich eines volkstümlichen Vortrages Universitätsprofessor V. Hilber in Laibach weilte, machten wir ihn auf den neuen interessanten Geweihfund aufmerksam, welchen Bürgermeister Gabriel Jelovšek in Oberlaibach dem Laibacher Museum eingesendet hat.

Prof. Hilber konnte bei Besichtigung der Geweihhälfte sofort feststellen, daß es dem Renntier angehörig ist und erbat sich vom Einsender die Erlaubnis, behufs näherer wissenschaftlicher Bestimmung dasselbe für kurze Zeit nach Graz mitnehmen zu dürfen, was vom Bürgermeister Jelovšek in bereitwilliger Weise zugestanden wurde.

Vor kurzem erschien über dieses Fundobjekt in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (Band XXXVI, der dritten Folge Band VI) eine Abhandlung, welcher wir folgendes Bemerkenswerte entnehmen:[1]

„Der Fund war in der Lehmgrube der Ziegelei Petrič in Oberlaibach im Oktober 1905 gemacht worden. Nach der freundlichen Mitteilung des Herrn Jelovšek lag das Geweih 2 m tief unmittelbar unter blauem Ziegellehm in einer etwa 30 cm dicken Flugsandschichte ohne Begleitung eines anderen Knochens. Vor Jahren sollen in den dortigen Ziegeleien wiederholt Knochen gefunden worden sein.

Außerhalb dieser Ziegeleien sind in Oberlaibach auch Steinhämmer vorgekommen.

---

[1] Die Abbildung stellte uns die Redaktion der Mitt. der Anthropolog. Gesellsch. in zuvorkommender Weise zur Verfügung.

Die Schichtenfolge in der Ziegelei ist nach gefälliger Mitteilung des Herrn Jelovšek, der mir auf meine Bitte auch Proben sandte, folgende:

Humus 24 cm, bräunlicher Lehm mit etwas feinem Sande 34 cm, stark lehmiger, grober Sand 6 cm, grauer Lehm mit etwas feinem Sande 50 cm, sehr feiner Sand etwa 1 – 2 cm, feiner Wellsand 25 cm, fester Lehm 68 cm, mit sehr feinem Sande und Pflanzen, feiner Wellsand mit dem Renntiergeweih 110 cm, Lehm.

Das Geweih hat eine aschgraue, stellenweise bräunliche Farbe; an der Stange, der Augensprosse und der ersten Mittelsprosse befinden sich alte Einschnitte und Kerben, welche alle an der Außenseite des Geweihes liegen. Die Augensprosse, die vordere Zacke der ersten Mittelsprosse und das Stangenende sind abgebrochen. Von der teilweise abgeriebenen Rose sind Spuren in Form eines gekörnelten Wulstes vorhanden. Das Geweih mißt von der Rose bis zur Bruchstelle der Stange 73 cm, in der Luftlinie 65 cm." Der Verfasser beschreibt alle Einzelheiten des Geweihes, wobei wir auf die Originalabhandlung verweisen.

Interessant ist, was der Verfasser über Renntierfunde und die bezügliche Literatur anführt.

„Dawkins, und neuere Verfasser folgen ihm, führt an, daß das Renntier südlich der Alpen und Pyrenäen fehlt. Struckmann stellt den Fund aus dem Pfahlbau der Roseninsel im Würmsee in Bayern dem Umstande gegenüber, daß das Renntier in Südfrankreich und der Schweiz älter ist als die Pfahlbauten, in welchen noch keine Renntierreste gefunden wurden. Auch in Diluvialschichten Deutschlands sind einige Funde gemacht worden.

Die mehrfach zitierte Stelle bei Cäsar, nach welcher das Renntier im großen Hercynischen Walde, der Deutschland bedeckte, gelebt habe, wird auch abweichend gedeutet.

In Österreich sind Renntierreste in den diluvialen Schichten Böhmens (Löß von Prag) und Mährens gefunden worden. Desgleichen wird das Renntier aus dem ungarischen Löß (Theißgegenden) angeführt. In Niederösterreich ist das Renntier in der Madeleinezeit (Endstufe der Diluvialperiode) häufiger gewesen (Gudenushöhle im Kremstale), im Solutréen (in der mittleren Stufe), wie es scheint, noch selten, da die Lößstation Zeiselberg nur wenig Reste, Hundssteig bei Krems gar keine geliefert haben; auch der von Karrer beschriebene Lößfund ist ein Unikum aus der Gegend von Wien. Holler gibt ein dem Geweihe des Renntiers ähnliches Geweih von Hanftal an, und aus Steiermark berichtet Hofmann über ein möglicherweise diesem Tiere angehöriges Schulterblatt und eine Phalange.

Wenn auch das Renntier in Bayern noch in der jüngeren Steinzeit, in Norddeutschland vielleicht noch in geschichtlicher Zeit gelebt hat, so ist doch das Fehlen dieses hervorragenden Jagdtieres in den so vollständigen Küchenüberresten der alpinen Pfahlbauten (auch im Laibacher Moor ist das Renntier nicht vorgekommen) eine Gewähr dafür, daß das Tier mit dem Diluvium aus den Alpen verschwunden war.

Das Fundobjekt ist also als diluvial zu betrachten; welcher Stufe dieser Periode es aber angehört, läßt sich ohne weitere Daten nicht bestimmen.

Die Bedeutung des in Rede stehenden Fundes liegt hauptsächlich in der geographischen Lage des Fundortes; hier ist der erste Fund eines Renntiers südlich der Alpen gemacht worden."

Hiezu sei bemerkt, daß im Laibacher Museum Knochenreste vorhanden sind, welche seinerzeit vom Professor Kornhuber als dem Renntier angehörig bestimmt wurden. Die Knochenreste, vornehmlich aus einer Anzahl gut erhaltener Zähne bestehend, wurden Herrn Universitätsprofessor Uhlig nach Wien eingesendet, welcher eine neuerliche Untersuchung und Bestimmung derselben vornehmen lassen wird. Als Fundort der in unserem Museum vorhandenen Renntierreste werden die Bohnerzgruben bei Gorjuše genannt.

Belar

Die große Trappe in Krain. Herr A. Kristan erlegte Ende Jänner 1908 in der Umgebung von St. Veit bei Sittich eine große Trappe (Otis tarda L.), einen höchst seltenen gefiederten Gast in unseren Gegenden, welcher sich wohl wahrscheinlich aus Ungarn zu uns verirrt hat. Dieser Vogel bewohnt fruchtbare und ebene Gegenden in ganz Mitteleuropa; in Österreich-Ungarn kommt er zahlreich auf ausgedehnten ungarischen Ebenen vor. Die kurzen, abgerundeten Flügel machen den scheuen Vogel zu einem wenig gewandten Flieger, die langen, starken Beine mit kräftigen Zehen dagegen zu einem schnellen Läufer, den ein Hund nur mit Mühe einholen kann. Im hiesigen Landesmuseum ist eine ♀ große Trappe ausgestellt, welche im Jahre 1866 am 8. Dezember auf dem Mannsburger Felde erlegt worden ist.

Etwas häufiger besucht uns die kleinere Zwergtrappe (Otis tetrax L.). Unser Landesmuseum hat vier Exemplare dieses Vogels; zwei wurden auf dem Laibacher Moraste 1860 und 1863 von Herrn Tauschinski, die dritte von Herrn Dr. H. Dolenc in Unterkrain 1892 und die letzte von Herrn Dr. Janoš 1895 an der Save bei Aßling erlegt. Sämtliche Exemplare wurden im Monate Dezember geschossen. Im Jahre 1902 erlegte Herr Krejči eine Zwergtrappe auf dem Spitalfelde in der Nähe des Laibacher Morastes.

Dr. Gv. S.

Fund eines Plattensarkophages in Unter Deutschdorf bei Treffen. Beim Grundausheben für den neuen Schulhausbau in Unter-Deutschdorf förderte man in den ersten Tagen des Jahres 1908 einen aus Steinplatten zusammengesetzten Sarkophag zutage. Die beiden Bodenplatten des Sarkophages ruhten auf vier 55 cm im Quadrate messenden, 40 cm dicken behauenen Platten, die in Gestalt eines viereckigen Tisches zusammengestellt waren. Die größere der Bodenplatten maß 1·5 m in der Länge und war am Kopfende 1·1 m, am Fußende 0·7 m breit; ihre Dicke betrug 12 – 16 cm. Die schmälere Platte war 1·45 m lang, beim Kopfende 0·6 m, beim Fußende 0·35 m breit und 22 – 24 cm dick. Die Platten waren auf der Oberseite behauen, auf der Unterseite roh belassen. Die länglichen Seitenteile des Sarkophages waren 1·85 m

und 1·52 m lang, 60 cm hoch und ungefähr 20 cm stark; der längere Seitenteil war nach außen abgerundet. Am Fußende schloß den Sarkophag eine 58 cm hohe, 65 cm breite und 40 cm dicke Platte. Am Kopfende befanden sich zwei Platten, die innere 50 cm hoch und breit, 40 cm dick, die äußere 65 cm hoch und breit, 49 cm dick. Alle Platten waren aneinander angemörtelt. Der Sarkophagdeckel fehlte; das Grab war jedenfalls ausgeraubt, da außer einem schlecht erhaltenen Mittelerz Kaiser Neros (54–68), das unter der Platte lag, keine Beigaben sich vorfanden. Asche war ober und unter der Bodenplatte verstreut. Die Platten sind aus hartem Kalkstein gearbeitet, der in dem eine halbe Stunde entfernten Orte Griče gebrochen wird. Der obere Rand des Sarkophages lag ungefähr 50 cm tief unter der Erdoberfläche.

Das Grab liegt am einstigen römischen Wege, der bei Unter Deutschdorf nach Neudegg abzweigte, längs dessen bereits mehrere römische Funde zum Vorschein gekommen sind (vgl. dazu Premerstein und Rutar, Römische Straßen und Befestigungen in Krain S. 26). Dr. W. Š.

Fund einer römischen Familienmünze in Mautersdorf bei Slavina. In der Nähe des Schulgebäudes fand ein Bauernbursche beim Setzen eines Maibaumes vor dem Fronleichnamsfeste einen Silberdenar des L. Rutilius Flaccus (gens Rutilia). Die Vorderseite trägt einen Romakopf und die Umschrift FLAC; auf der Rückseite befindet sich die Siegesgöttin mit dem Zweigespann, im Abschnitte L·RVTILI. Gewicht 373 g, Durchmesser 18 und 17 mm (= Kollektion Windischgrätz VI Nr. 279).

Dr. W. Š.

Literaturbericht

D. Luigi Zanutto, I Fratti Laudesi in Friuli („Die Geißlerbrüder in Friaul"). Udine 1906. 128 S.

Die Werke friaulischer Geschichtsforscher finden auf unserer Seite nicht immer jene Beachtung, die sie verdienen. Und doch sind die Formen unseres geschichtlichen Lebens im Mittelalter vielfach auf italienische Einflüsse zurückzuführen. Das Patriarchat von Aquilea war ihr Vermittler. Es ist daher neben den reichen Beständen friaulischer Archive vor allem auch die friaulische geschichtliche Literatur für die Pflege unserer Heimatkunde von großer Bedeutung. Neben den gelehrten Studien eines Joppi, Battistella sind auf diesem Gebiete noch die Publikationen des emsigen Lokalforschers Don Luigi Zanutto zu erwähnen. – Das obengenannte Werk (Fratres laudantes = Geißlerbrüder) beschäftigt sich mit der eigentümlichen Erscheinung der Flagellanten und stellt quellenmäßig ihren Ursprung und ihre Entwicklung dar. Vielfach kommen hiebei neue Gesichtspunkte zur Geltung: Einfluß der manichäisch-pataренischen Bewegung auf die Entstehung der Geißlerfahrten, Veredelung derselben durch die Franziskaner und Organisation in den kirchlichen Bruderschaften des 14. und 15. Jahrhunderts (cenfraternitates verberatorum). Zur Geißlerbruderschaft „des heiligen Geistes" in Cividale gehörten auch Frauen aus Krainburg

(p. 29). — Hiebei lernen wir diese Bruderschaften als besondere Pflegestätten der caritativen Tätigkeit kennen. Alle Hospitalgründungen im nordöstlichen Friaul gingen direkt oder indirekt von ihnen aus. Nicht minder bedeutsam war ihr Einfluß auf die Pflege des religiösen Volksgesanges und der Passionsspiele. Wie man sieht, sind die mittelalterlichen Geißler nicht allgemein als eine religiöse Ausartung zu verurteilen, sondern haben auch eine kulturhistorische Bedeutung. Dr. Jos. Gruden

R. Lucerna, Gletscherspuren in den Steiner Alpen. Mit 10 Abbildungen im Text und einer Eiszeitkarte im Maßstabe von 1 : 75.000. Geographischer Jahresbericht aus Österreich IV. Jahrg. Wien, Deuticke, 1906 S. 9—74.

Aus dem zentralen Stammgebirge der Julischen Alpen sind Wirkungen von eiszeitlichen Gletschern schon seit längerem bekannt. Die östlich anstoßende Gruppe der Steiner Alpen war dagegen bis in die jüngste Zeit ein in glazialer Hinsicht völlig unerforschtes Gebiet. Auf Anregung seines Lehrers, Prof. A. Penck, eines der Meister der modernen Eiszeitforschung, unterzog sich Lucerna der Aufgabe, die Lücke in der Erkenntnis der diluvialen Vereisung der Ostalpen auszufüllen. Das Ergebnis seiner sorgfältigen, auf tüchtiger Fachkenntnis basierenden Untersuchungen finden wir in obiger, überaus lehrreicher, alle einschlägigen Fragen berührenden Abhandlung niedergelegt. — Bekanntlich konnte Penck in den Ostalpen vier Kälteperioden oder Eiszeiten des diluvialen Eiszeitalters nachweisen. In den Steiner Alpen fand Lucerna mannigfache Spuren der vierten Vergletscherung und der ihr folgenden Rückzugsstadien der Gletscher. Die klimatische Schneegrenze, welche gegenwärtig in den Julischen Alpen in einer Seehöhe von 2600—2700 m liegt, erreicht dermalen keinen der Hochgipfel der Steiner Alpen, die im Grintavec in 2558 m Seehöhe kulminieren. In der vierten, sogenannten Würmeiszeit dagegen lag die Schneegrenze in den Steiner Alpen nach der Berechnung Lucernas in einer Seehöhe von 1500 m. Demzufolge waren damals die Steiner Alpen ein Zentrum mächtiger Vereisung. Von dem Eispanzer, welcher das Hochgebirge über der Schneelinie deckte, erstreckten sich Gletscher in alle Täler. Dies bekunden ihre noch erhaltenen Moränen und fluvioglazialen Schotter in den Tälern der Kanker, der Steiner Feistritz, in den Kočnatälern, im Logartal usw. Die Vergletscherung war es, die den Steiner Alpen ihren gegenwärtigen Hochgebirgscharakter aufgeprägt hat. Die Glazialerosion schuf in den Tiefenlinien die breiten Trogtäler mit zirkusartigen Talschlüssen, sie erzeugte die als Kare bezeichneten Hochtröge und Nischen in den Flanken des Gebirgskörpers (Okrešelj-Kar, Dolec-Kar etc.) und meißelte über den steilen Karwänden die zackigen Grate und schlanken Hochgipfel aus. Obgleich die Möranen in den Steiner Alpen, soweit sie sich bis auf die Gegenwart erhalten haben, keineswegs durch bedeutende Ausmaße auffällig sind, so ist dennoch all die Herrlichkeit und Großartigkeit des Reliefs der Hochalpenwelt ein Erzeugnis der diluvialen Eiszeit. F. Seidl

A. Paulin, Übersicht der in Krain bisher nachgewiesenen Formen aus der Gattung Alchemilla L. Jahresbericht des k. k. I. Staatsgymnasiums in Laibach, 1907.

In dieser pflanzen-geographischen Arbeit werden nachstehende Arten und Formen behandelt: 1. A. arvensis (L.) Scop.; 2. A. alpigena Buser; 3. A. glaberrima Schmidt: a. genuina Briq., b. incisa Briq., c. fallax (Buser) Schinz et Keller; 4. A. hybrida Mill.: a. glaucescens (Wallr.) Paulin, b. carniolica Paulin (forma nova); 6. A. exigua Buser; 7. A. strigulosa Buser; 8. A. vulgaris L.: α. pastoralis (Buser) Paulin, β. crinita (Buser) Paulin, γ. subcrenata (Buser) Briq., δ. micans (Buser) Paulin, ε. acutangula (Buser) Paulin; 9. A. pratensis Schmidt; 10. A. heteropoda Buser: α. typica Paulin, β. glabricaulis Paulin (formae novae); 11. A. alpestris Schmidt: α. acutidens (Buser) Paulin, β. montana (Schmidt) Paulin, γ. typica A. et G.; 12. A. obtusa Buser; 13. A. coriacea Buser.

Die sorgfältig zusammengestellte Abhandlung bildet einen wertvollen Beitrag zur Flora carniolica, um deren Ausgestaltung der Verfasser sich schon so viele Verdienste erworben hat. Dr. Gv. Sajovic

Dr. Walter Šmid, Landesmuseum Rudolfinum in Laibach. Bericht für das Jahr 1906. Durch Munifizenz der Krainischen Sparkasse mit Illustrationen ausgestattet. Laibach 1907.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß infolge der Ausgrabungen, der Zuwendungen und des regen Sammeleifers des Herausgebers die Summe der Gegenstände im Landesmuseum derart angewachsen ist, daß eine völlige Neuordnung und Umstellung notwendig erscheint.

Läßt es sich bei einem Landesmuseum kaum vermeiden, daß in den wenigen verfügbaren Räumen eine Menge geschichtlicher, geologischer, naturwissenschaftlicher und volkskundlicher Gegenstände in buntem Nebeneinander zusammengedrängt werden müssen, so wird dieser Umstand durch die in Angriff genommene Neuaufstellung und Ordnung wesentlich behoben. Außerdem ist es mit großer Freude zu begrüßen, daß das wünschenswerte Relief von Krain (1 : 25.000) für die nächste Zeit in Aussicht gestellt wird.

Der Ausweis der archäologischen Abteilung beschäftigt sich zunächst mit den wichtigen Ausgrabungen an der Wiener Straße, über die in den Mitteilungen des Musealvereins schon von berufener Seite berichtet wurde (1905 S. 188 ff.). Ihr Wert liegt ebenso in der großen Anzahl wichtiger und kulturgeschichtlich bedeutsamer Einzelfunde, wie darin, daß hier zuerst ein ausgedehntes Gräberfeld planmäßig durchforscht werden konnte. Daneben sind auch die interessanten Forschungen auf dem Gräberfelde der Völkerwanderungszeit in der Nähe von Radmannsdorf zu nennen.

Besonders erfreulich ist es, daß dem bisher nur wenig gewürdigten Gebiete der Volkskunde besondere Aufmerksamkeit zugewendet wird. Durch das Interesse, das der jetzige Leiter diesen Dingen entgegenbringt, ist auch bereits eine reiche Sammlung zustande gebracht worden, die Hausaltertümer, Staats- und Kirchenaltertümer umfaßt. Namentlich die Gebild-

brote und Ostereier sind von hohem volkskundlichen Interesse. Von dem interessanten Hochzeitskuchen und den Stirnbrettern der Bienenstöcke wurde schon in anderem Zusammenhange gehandelt. Als willkommene Ergänzung namentlich in der Verwendung des Schmuckes von stilisierten Blumen- und Blattformen sind die Kopf- und Halstücher, die Goldhauben, ferner Glasbilder, Truhen und Möbelstücke zu erwähnen. Erzeugnisse der heimischen Volksindustrie, Münzen und Zunftgegenstände vervollständigen die Sammlung.

Zu der bisherigen Anzahl von kirchlichen Altertümern kommt nun auch die Sammlung des Vereins für christliche Kunst, die, unter Wahrung des Eigentumsrechtes, im Museum zur Aufstellung gelangt; ferner die Sammlung des Herrn Oberstleutnants L. v. Benesch. Eine Reihe von Malereien und Skulpturen, entweder heimischen Kunstfleißes oder auf Krain bezüglich, fügen sich gut in den Rahmen des Landesmuseums. Ein kurzer Bericht über Bibliotheks- und Archiverwerbungen schließt den Bericht ab. Im Anhange wird noch ein Verzeichnis und die Beschreibung von 53 im Museum vorhandener Keltenmünzen gegeben. Eine große Menge gelungener Abbildungen von der geschickten Hand P. Žmiteks ausgeführt, zieren den Bericht.

Es ist nur zu wünschen, daß diese Jahresberichte zu einer stehenden Einrichtung werden, um auch weiteren Kreisen von dem Wachsen und Werden des Landesmuseums Kunde zu geben. Dr. Otto Jauker

Vereinschronik

Aus der Hauptversammlung des Vereins am 11. Februar 1907. Dem Bericht des Vereinssekretärs, Direktors der f. b. Ordinariatskanzlei Viktor Steska ist zu entnehmen, daß dem Verein im Jahre 1906 173 ordentliche Mitglieder angehörten. Im Laufe des Jahres traten dem Verein 38 neue Mitglieder bei. Der Tod entriß dem Vereine im Berichtsjahre mehrere warme Freunde und Förderer. Es starben der verdiente Präsident der Krainischen Sparkasse Herr Josef Luckmann, sein Bruder Karl, Direktor der Krainischen Industriegesellschaft, Dompropst Dr. J. Kulavic, Domdechant Andreas Zamejic und Landesrat i. R. Josef Pfeifer, langjähriger Rechnungsprüfer des Vereins. Am 26. September 1906 feierte der fruchtbare Historiograph P. v. Radics sein siebzigjähriges Geburtsfest, zu dem ihm der Verein schriftlich beglückwünschte.

Nach dem Berichte des Vereinskassiers Prof. Milan Pajk betrugen die Einnahmen im Jahre 1906 K 3078·15. Die Ausgaben erreichten die Höhe von K 4410·54, so daß noch ein nicht bedeckter Betrag von K 1332·39 verbleibt.

Bei den Ersatzwahlen wurde an Stelle des Prälaten Jos. Smrekar, der wegen Kränklichkeit sein Mandat niedergelegt hatte, Prof. Dr. theol. Jos. Gruden in den Ausschuß gewählt und zum Rechnungsprüfer an Stelle

des † Landesrats Jos. Pfeifer der Offizial der Südbahn i. R. Fr. Podkrajšek bestellt. Dem langjährigen Ausschußmitgliede Prälaten Smrekar wurde der Dank der Versammlung ausgesprochen.

Über Antrag des Musealkustos Dr. Walter Šmid wurden Prof. Dr. Franz Kos in Görz und Universitätsprofessor Hofrat Dr. Arnold Luschin Ritter v. Ebengreuth in Graz wegen ihrer Verdienste für Wissenschaft und Erforschung der heimischen Geschichte zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Bericht über die Hauptversammlung des Musealvereins am 17. Jänner 1908. Nach der Begrüßung der Anwesenden durch den Obmann, Landesschulinspektor Fr. Levec, erstattete der Vereinssekretär Kanzleidirektor V. Steska den Jahresbericht. Die Tätigkeit des Vereins beschränkte sich auf die Herausgabe der „Mitteilungen" (Redaktion Prof. Fr. Komatar) und „Izvestja" (Redaktion Dechant A. Koblar). Prof. Komatar legte mit Schluß des Jahres die Redaktion nieder. Der Verein zählte 199 Mitglieder und unterhielt mit 124 Vereinen Schriftentausch. Das Ehrenmitglied Prof. Dr. Franz Kos in Görz bedachte den Verein mit der namhaften Spende von 1000 K.

Bei der darauf folgenden Ersatzwahl wurde Musealkustos Dr. Walter Šmid in den Vereinsausschuß gewählt und gleichzeitig mit der Redaktion der „Mitteilungen" betraut, die nach dem Beschlusse der an die Hauptversammlung unmittelbar sich anschließenden Ausschußsitzung von nun an als neue Folge in größerem Formate und im Umfange von zwölf Bogen unter dem Titel „Carniola" in Vierteljahrsheften herausgegeben werden.

Bericht über die Vermögensgebarung des Vereins im Jahre 1907

Einnahmen:

Kassarest 1906	K	118·46
Mitgliederbeiträge und Abonnements	„	1199·60
Geschenk des Professors Kos	„	1000·—
Unterstützung der kais. Akademie (für die Abhandlung „Geschichte der Studienbibliothek")	„	300·—
Unterstützung des Unterrichtsministeriums	„	600·—
Unterstützung der Krainischen Sparkasse	„	500·—
Für verkaufte alte Jahrgänge	„	47·40
Zinsen der Postsparkasse 1906	„	2·73
Zusammen	K	3768·19

Ausgaben:

Honorare für die Schriftleiter im zweiten Halbjahre 1906 und im Jahre 1907	K	600·—
Honorare für die „Mitteilungen" 1907	„	300·—
Honorare für die „Izvestja" 1907	„	333·50
Druck und Einbinden der „Mitteilungen" 1906	„	746·25
Übertrag	K	1979·75

Übertrag . .	K	1979·75
Druck und Einbinden der „Mitteilungen“ 1907	„	963·05
Druck der „Izvestja“ 1906	„	660·40
Druck der „Izvestja“ 1907	„	649·–
Einbinden der „Izvestja“ 1906	„	44·20
Einbinden der „Izvestja“ 1907 und Einbinden alter Jahrgänge (für die Vereinsbibliothek)	„	61·–
Kasten für die Zeitschriften	„	80·–
Vereinsdiener	„	58·–
Expedition und andere Kosten	„	134·66
Zusammen . .	K	4630·06

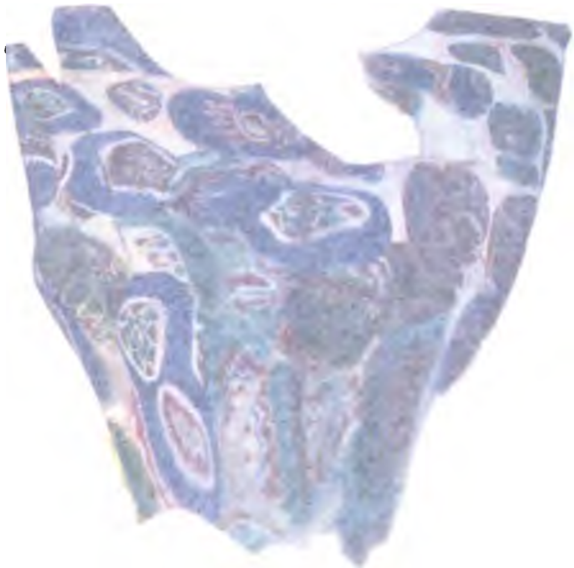
Das Defizit im Betrage von K 861·87 ist darauf zurückzuführen, daß der vom krainischen Landtag zugesicherte Beitrag bisher nicht zur Auszahlung gelangte.

Laibach, am 31. Dezember 1907.

Milan Pajk, dz. Vereinskassier.

Neue Mitglieder seit dem 1. Jänner 1908. Dr. Josef Čerk, Gymnasialsupplent in Laibach; Josef Kožuh, k. k. Gymnasialprofessor in Cilli; Dr. Benno Sabothy, k. k. Gerichtsauskultant in Rudolfswert; Dr. Gvidon Sajovic, Gymnasialsupplent in Laibach; Stefan Singer, Pfarrer in Augsdorf bei Velden am Wörthersee; Dr. August Stegenšek, Theologieprofessor in Marburg; Dr. Milan Šerko, Gymnasialsupplent in Laibach; Rudolf Zajec, Landesingenieur in Laibach; Städtisches Mädchenlyzeum in Laibach; das fürstbischöfliche Privatgymnasium in St. Veit ob Laibach; die k. k. Lehrerbildungsanstalt in Capodistria.

Buchdruckerei von Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg in Laibach



Fragment eines Glasbechers mit Emailmalerei · Aus Mannsburg



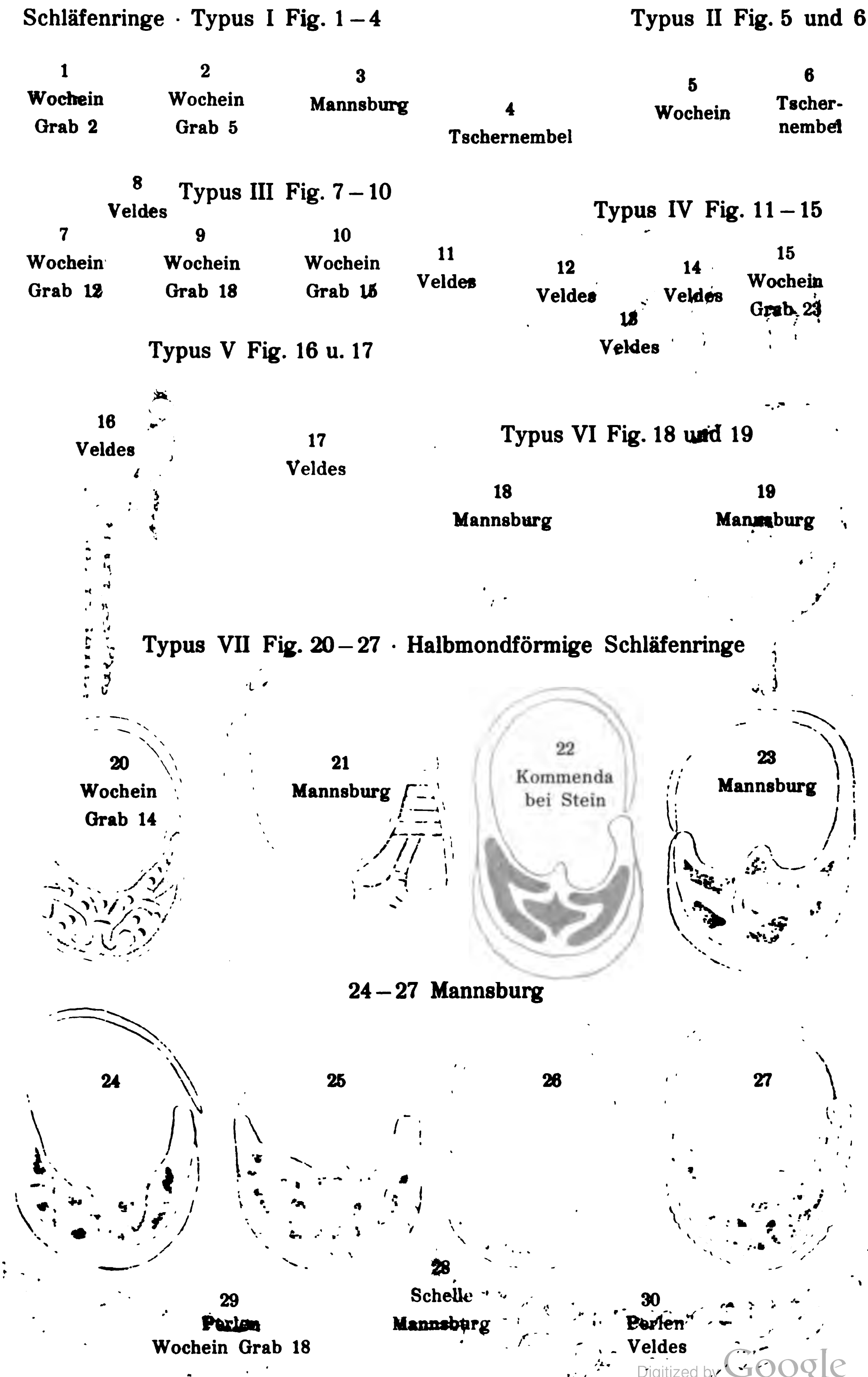


Fig. 1—17 und 28 ½ nat. Größe. Fig. 18—27 nat. Größe.

Schläfenringe · Typus I Fig. 1–4

1 Wochein Grab 2

2 Wochein Grab 5

3 Mannsburg

4 Taschernembel

Typus II Fig. 5 und 6

5 Wochein

6 Tascher-nembel

Typus III Fig. 7–10

7 Wochein Grab 12

8 Veldes

9 Wochein Grab 18

10 Wochein Grab 15

Typus IV Fig. 11–15

11 Veldes

12 Veldes

13 Veldes

14 Veldes

15 Wochein Grab 23

Typus V Fig. 16 u. 17

16 Veldes

17 Veldes

Typus VI Fig. 18 und 19

18 Mannsburg

19 Mannsburg

Typus VII Fig. 20–27 · Halbmondförmige Schläfenringe

20 Wochein Grab 14

21 Mannsburg

22 Kommenda bei Stein

23 Mannsburg

24–27 Mannsburg

24

25

26

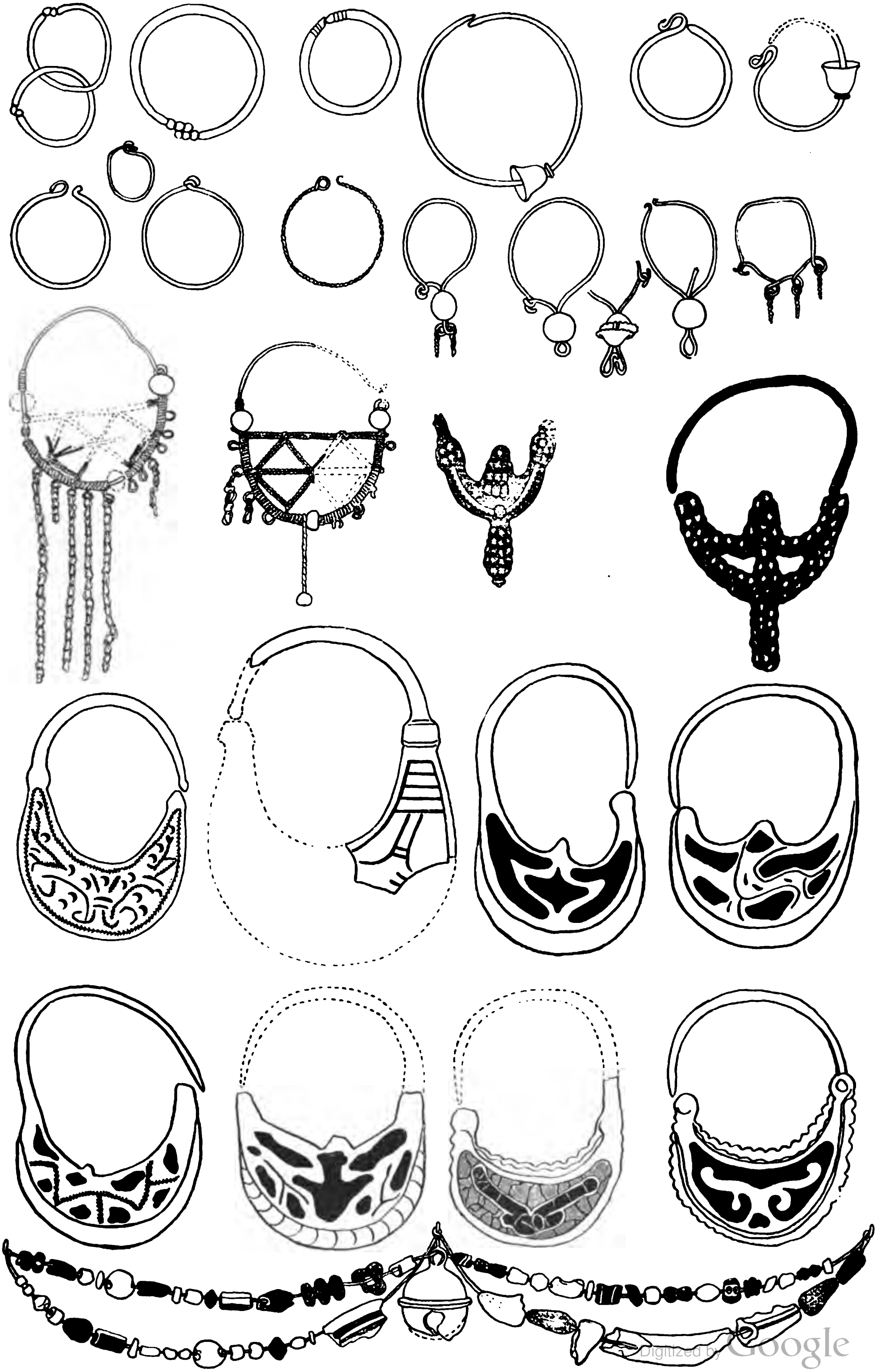
27

28 Schelle Mannsburg

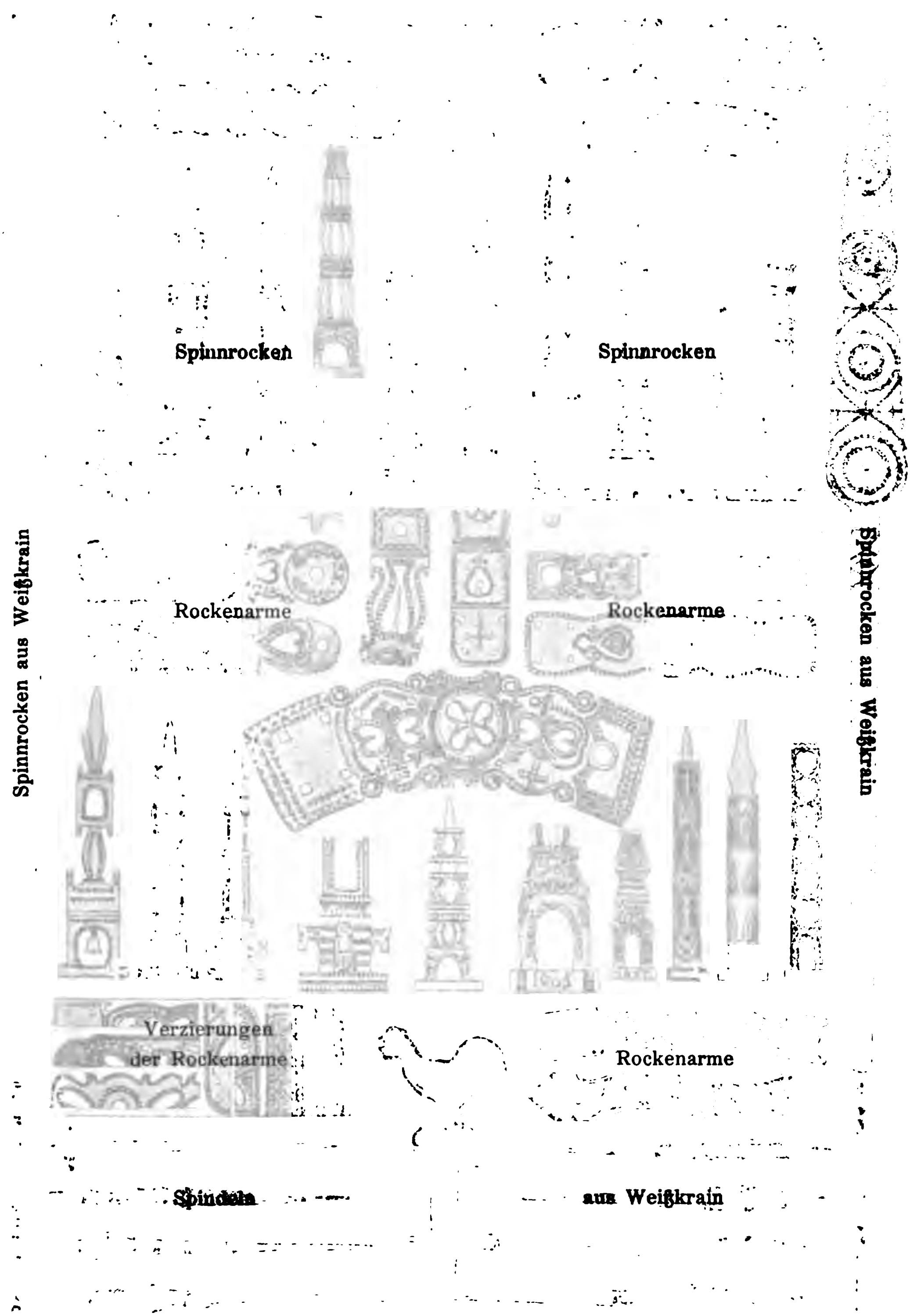
29 Perlen Wochein Grab 18

30 Perlen Veldes

Fig. 1–17 und 28 ½ nat. Größe. Fig. 18–27 nat. Größe.



Krainische Spinnrocken Tafel IV



Krainische Spinnrocken

Spinnrocken

Spinnrocken

Spinnrocken aus Weißkrain

Rockenarme

Rockenarme

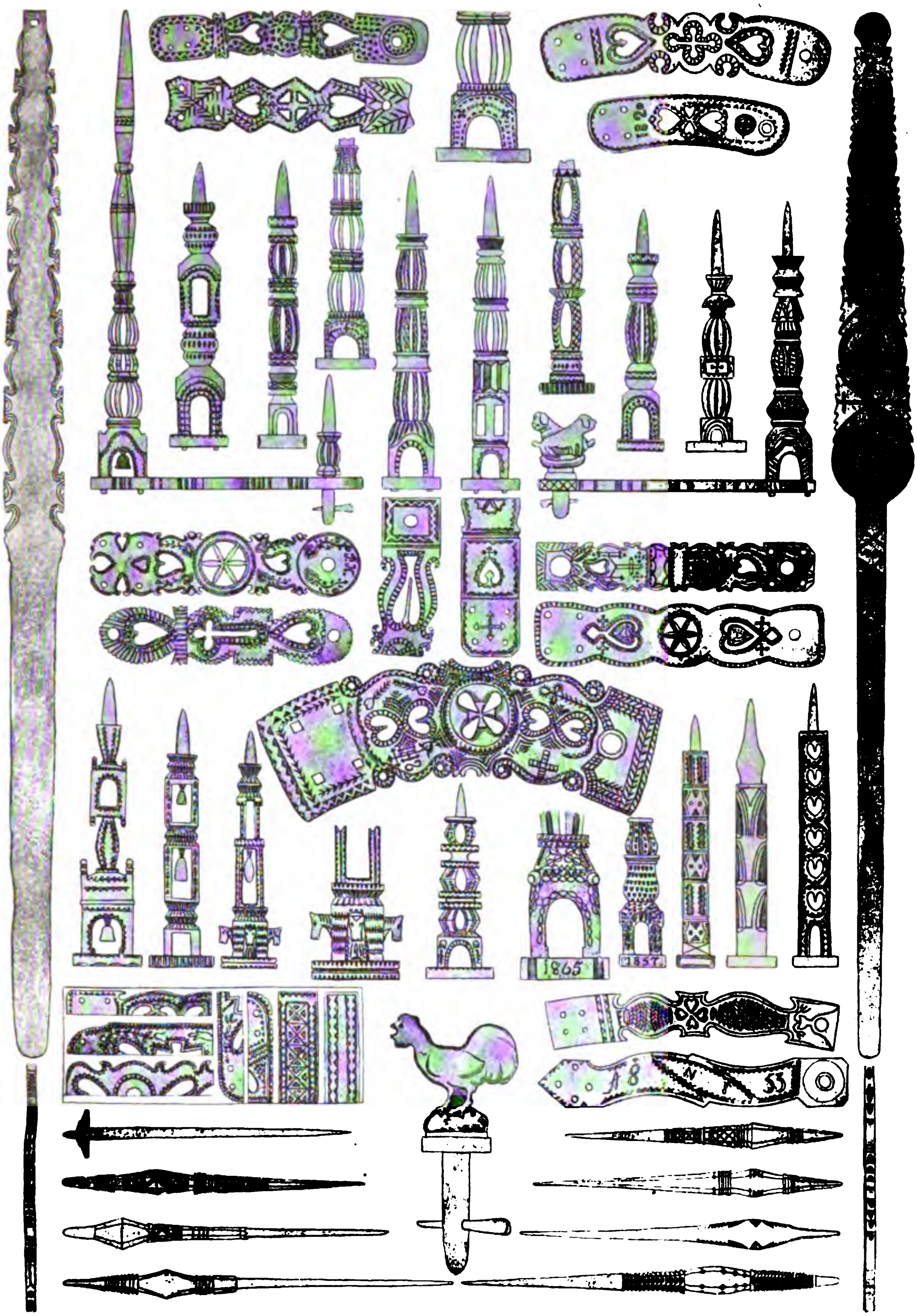
Spinnrocken aus Weißkrain

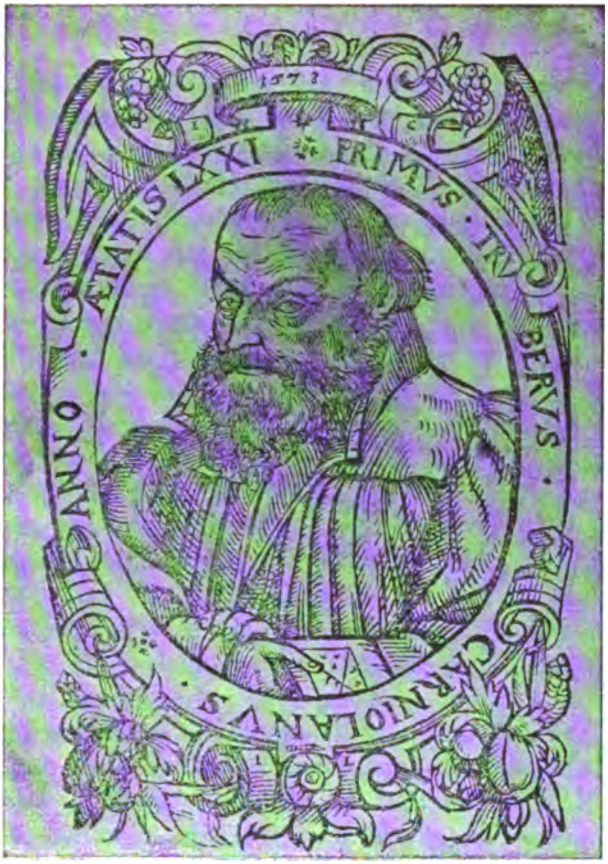
Verzierungen der Rockenarme

Rockenarme

Spindeln

aus Weißkrain


1865
1857



Aus Trubers Übersetzung der Hauspostille Luthers

D · M · PRIMI TRV.BERI

Zu seinem 400jährigen Geburtstag

Von Dr. phil. Ottmar Hegemann

Theodor Elze, der ausgezeichnete Erforscher der krainischen Reformation, sagt:[1] „Truber vollbrachte es, das Neue Testament und die Psalmen in die Sprache seines Volkes zu übersetzen, bei diesem die Reformation einzuführen, die evangelische Kirche in Krain zu errichten, eine Literatur in seiner eigenen Sprache zu begründen."

Gewiß stolze Verdienste: Literaturschöpfer, Reformator, Kirchengründer, Bibelübersetzer, Kirchenliederdichter, wie sie in einer Person sonst selten vereinigt sind!

[1] Primus Trubers Briefe, Bibliothek des literar. Vereines in Stuttgart, 215. Bd. Tübingen 1897 S. 286; im nachfolgenden von uns zitiert mit Elze.

Den „slovenischen Luther“ hat man Truber genannt, und gewiß kann man mutatis mutandis auf ihn die Worte anwenden, die der große katholische Theologe Ignaz Döllinger für Luther geprägt hat: „Er gab seinem Volke Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied.“

Leider liegt das Leben dieser bedeutenden Persönlichkeit für uns vielfach im Dunkel. Sein Schaffen war durch die Ungunst der Verhältnisse ein Torso. Kaum drei Jahre (von 1562–1565) hat er in voller Reife auf der Höhe seiner reformatorischen Erkenntnisse in seinem Laibach wirken dürfen, vorher fällt die fast fünfzehnjährige Verbannung, in die ihn Ferdinands I Verhaftsbefehl von 1547 getrieben. Bereits am 15. Dezember 1564 verbannte der neue Landesherr, Erzherzog Karl II, Truber aufs neue aus allen seinen Fürstentümern. Zwar wurde ihm die Abzugsfrist bis Ende 1565 verlängert, dann aber mußte er sein Vaterland für immer verlassen, das er nur noch einmal (1567) bei einem kurzen Besuche wiedersah.

Wohl hat Truber bis zu seinem am 29. Juni 1586 erfolgten Tode in der zweiten, einundzwanzig Jahre währenden Verbannung, wie schon in jener ersten (1547–1562), unermüdlich im Dienste des slovenischen Schrifttums gewirkt. Eine seiner ersten Arbeiten, die er unternahm, als er auf reichsdeutschem Boden Wurzel gefaßt hatte, war die Herausgabe der beiden ersten Druckschriften der slovenischen Literatur. Nach mancherlei Mühen gelang es ihm, die bisher noch nicht in Druckschrift gebrachte slovenische Sprache in Buchstaben regelmäßig auszudrücken und im Jahre 1550 den „Catechismus in der Windischen Sprach“ zu veröffentlichen.

Natürlich konnte dieses Buch bei all seiner anscheinenden Einfachheit nicht für die Landbevölkerung Krains bestimmt sein, welche damals, in religiösen Dingen unwissend, dem Aberglauben ergeben und des Lesens unkundig war. Noch am 19. März 1561 sah sich Truber veranlaßt, aus Urach an seine Freunde in Laibach zu schreiben: „Bringt die Bauern an, daß sie ihre Kinder windisch lernen lesen.“ [1] Für diese nun hatte er von Anfang an ein Büchlein bestimmt, welches zugleich zum Lesenlernen oder auch zum Auswendiglernen der notwendigsten Religionslehre dienen sollte. So ließ er denn gleichzeitig mit dem vorgenannten Katechismus im gleichen Jahre 1550, dem Jahre der Begründung der slovenischen Literatur, das „Abecedarium und der Klein Catechismus“ erscheinen. Das Schriftchen hat nur 16 Blätter.

Beide Schriften, die wegen ihrer grundlegenden Bedeutung so wichtig sind, mußte Truber, wie er in einem späteren Werke sagt,

[1] Elze S. 109.

wegen des Interims, „verborgen, mit Gefahr und in seinem Abwesen, daß ers nicht hat mögen korrigieren, drucken lassen.“ [1]

Elze zählt 25 fast ausschließlich slovenische Veröffentlichungen Trubers auf, als deren letzte die nur drei Tage vor seinem Tode vollendete Übersetzung von Luthers umfänglicher Hauspostille. Diese wurde erst 1595 durch seinen jüngeren Sohn, den letzten Superintendenten Krains, Felizian Truber, veröffentlicht, das letzte slovenische, reformatorische Druckwerk. Welch eine Fülle von Arbeit, Tatkraft und Umsicht war erforderlich, um dies Werk der Begründung einer Nationalliteratur durchzuführen! Und doch ist es ein unvollkommener Ersatz gewesen für das persönliche Wirken, das Truber ohne seine Schuld in seiner Heimat abgeschnitten wurde. Er, der Mann reicher organisatorischer Begabung, der in sich Umsicht und Besonnenheit in hohem Maße vereinigte, war in der Fülle seiner Schaffenskraft verurteilt, in weiter Ferne in einem stillen Dörfchen zu wirken. Ein tragisches Schicksal!

Auch um deswillen zu bedauern, weil die Beurkundung dieses merkwürdigen Lebens unter diesen ungünstigen Verhältnissen sehr gelitten hat. Außer der Leichenpredigt Jakob Andreäs mit ihren biographischen Daten [2] besitzen wir eine zeitgenössische Biographie überhaupt nicht.

Es klaffen hier gewaltige Lücken, tiefes Dunkel liegt auf ganzen Jahrzehnten, insbesondere auf der ersten Hälfte und dann wieder über den beiden letzten Jahrzehnten, andere Partien sind nur spärlich erhellt, im vollen Tageslicht der Geschichte liegen eigentlich nur die Jahre 1560–1565.

Nach Elzes Forschungen lassen sich die Hauptdaten von Trubers Leben wie folgt bestimmen: Geboren 1508 in Rašica, Gemeinde Auersperg, als Sohn Michael Trubers, eines Müllers und „Erbholds“ der Freiherren von Auersperg. Sein Leichenprediger sagt von ihm: „Den haben seine Eltern zur Schul gen Salzburg und Wien in Oesterreich geschickt, da er mit andern armen Schülern den Partem gesammelt.“ In der Weise der armen fahrenden Schüler jener Tage fristete er mit Almosensammeln sein Leben, bis in Wien Bischof Peter von Triest sich seiner annahm, wohl während seiner Admini-

[1] Über diese ersten slovenischen Drucke siehe die eingehenden Nachweise Elzes im Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich, Wien 1893 ff., 14. Jahrg. ff.

[2] Christliche Leichpredig / Bey der Begräbnus des Ehrwürdigen vnd Hochgelehrten Herrn Primus Trubern / weiland einer Ersamen Evangelischen Landtschafft / im Hochlöblichen Hertzogthumb Crain / bestellten Predigers etc. Durch Jacobum Andreae etc.

stration des Wiener Bistums 1523. Truber erscheint 1526 als „servitor episcopi“ in Triest. Wir dürfen uns die schlanke Gestalt des 18jährigen in der damals schon in ihrer heutigen Gestalt vorhandenen Kathedrale St. Justus als Domsänger vorstellen. Gewiß ist der strebsame Jüngling in der Umgebung des edeln, einer humanistischen und evangelischen Richtung zugewandten Bischofs mit dem damaligen italienischen Humanismus in Berührung getreten und hat dadurch vielleicht die Grundlage zu jener freisinnigen Geistesrichtung gelegt, die ihn später in vieler Hinsicht mehr dem humanistisch gerichteten Zwingli als dem mystisch tiefen Luther an die Seite stellte. Seine ganze nüchterne, klare, verständige Geistesrichtung wies ihn ja auf eine solche Denkweise hin. Höhnisch hat man ihm später vorgeworfen, daß er „nie auf keine Universität kommen“ sei,[1] und er selbst bezeugt, daß ihm, außer wenig umfassender Kenntnis des Lateinischen, Kenntnisse in den alten Sprachen gänzlich mangelten.[2] Seine Bildung scheint eben rein der unumgänglichen Vorbereitung auf die Berufsaufgaben eines katholischen Priesters dienstbar gewesen zu sein. Ein spekulativer systematischer Theologe wollte er nie sein und werden. Durch Schultheologie weder hochgebildet, noch verbildet, war und blieb er doch von lebhaftem Bildungsstreben erfüllt, auch seitdem er, wohl von 1530 an, als Priester tätig war, zunächst als Kaplan zu St. Maximilian bei Cilli, dann als Vikar in Tüffer in Untersteiermark. Über die Studien, die der junge Priester zur weiteren Ausbildung gemacht hat, geben die vier Schreiben Trubers an Heinrich Bullinger, den Nachfolger Zwinglis in Zürich, sprechende Belege.[3] Von 1532 an erschienen Bullingers Kommentare. Wenn man bedenkt, daß in damaliger Zeit auch von seiten der Evangelischen Krains jeder Versuch der Zwinglischen oder reformierten Richtung, Fuß zu fassen, mit Entschiedenheit zurückgewiesen wurde,[4] so muß man sich über die Unbefangenheit wundern, die Truber an den Tag legte, indem er, und zwar mit innerer Zustimmung,[5] eine Literatur studierte, über die er später 1582 in der Vorrede zur Übersetzung des ganzen Neuen Testaments selbst geurteilt hat, daß sie „als Sekt oder Schisma“ zu bekämpfen sei. Wenn er dann in den letzten Jahren seines Lebens die Konkordienformel[6] unterschrieben hat, so ist das am Ende nicht

[1] Elze S. 282 f.

[2] Elze S. 20, 26 ff.

[3] Elze S. 19 ff.

[4] Dimitz, Geschichte Krains II S. 226.

[5] Elze S. 19.

[6] Die schärfste Ausprägung des Luthertums in seinem Gegensatz zum reformierten Bekenntnis.

als Charakterlosigkeit zu deuten, sondern als die Unbekümmertheit eines Mannes, dem theologische Spitzfindigkeiten unwesentlich waren, der sich darum in solchen ihm ferneliegenden und nebensächlichen Fragen ohne Skrupel der herrschenden Richtung anbequemte.

In Laibach ist die neue evangelische Richtung erstmalig im Jahre 1522 nachweisbar. Truber, der schon in Untersteiermark gegen Auswüchse des Wallfahrtswesens scharf aufgetreten war, muß vom Anbeginn seines öffentlichen Auftretens lebhaft von dieser neuen Richtung erfaßt worden sein.

1531 predigte er im Dom zu Laibach gegen die Ehelosigkeit der Priester und gegen die Austeilung des Abendmahles unter einer Gestalt und für die Rechtfertigung durch den Glauben, weshalb Bischof Christoph Rauber ihm die Predigttätigkeit untersagte. In der städtischen Spitalskirche zur hl. Elisabeth (ehemals an der heutigen Stritargasse gelegen) konnte er jedoch in gleichem Sinne weiterpredigen. 1540 erreichten Trubers Gegner, daß er sich von Laibach auf die Landpfarrei zu Lack (bei Ratschach) in Untersteier zurückziehen mußte. 1540/41 ist aber auch eine längere Anwesenheit im Hause des Bischofs Bonomo in Triest nachweisbar. Ob seine Tätigkeit in Triest als slovenischer Prediger damals oder später anzusetzen ist, steht nicht fest. Im Jahre 1542 wurde Truber Pfarrer in Tüffer bei Cilli, ohne jedoch auch hier zu rechter Wirksamkeit zu gelangen, da ihn der reformatorisch gesinnte Laibacher Bischof Franz Kazianer 1542 zum Domherrn in Laibach ernannte, wo er auch als slovenischer Prediger wirkte. Kazianers Nachfolger, Bischof Urban Textor, der spätere eifrige Gönner des Jesuitenordens, übertrug 1544 den Domherren Primus Truber und Paulus Wiener gleichfalls die slovenischen und deutschen Predigten in der Laibacher Domkirche, hiezu erhielt er 1546 die Pfarrei St. Bartholomä im Feld in Unterkrain.

Der Schmalkaldische Krieg und der Zusammenbruch der Machtstellung des deutschen Protestantismus (1547) machte dann auch hier im fernen Süden der reformatorischen Wirksamkeit Trubers ein Ende. Bischof Textor setzte bei König Ferdinand im gleichen Jahre einen Verhaftsbefehl gegen Truber und seine Genossen durch. Es gelang indessen Truber, dem ihm drohenden Geschick zu entgehen und rechtzeitig noch von seiner Unterkrainer Pfarre aus zu entfliehen. Vermutlich ging er, wie Elze sagt, durch Kroatien und Fiume nach Triest, wo gerade damals der evangelisch gesinnte Franz Josephich (Rizzano) von Zengg zum Bischof gewählt, allerdings dann nicht bestätigt wurde. In Laibach wurde er unterdessen aller seiner Pfründen entsetzt und beraubt, sein Kanonikatshaus erbrochen, seine Bücher im Schätzungswerte von 400 fl. weggenommen. Zwar durfte

Truber nochmals nach Krain zurückkehren, aber gar bald wurde er endgültig entsetzt und exkommuniziert, auch mit dem landesfürstlichen Acht und Bann belegt. Da flüchtete er 1548, bis an die Tiroler Grenze verfolgt, durch Oberkrain und Kärnten nach Oberdeutschland, wo er nach Andreäs Wort, „wie sein eigen Handschrift meldet, erst ein rechter Christ und in der Lehr und Glauben recht gestärket worden“ ist.

Truber kam in Nürnberg zu dem bekannten reformatorischen Prediger Veit Dietrich, mit dem er schon früher in Verkehr gestanden war. Im gleichen Jahre 1548 erhielt er die Stelle als Frühprediger in der Stadt Rotenburg ob der Tauber, wo er sich 1549 mit Barbara N. (unbekannt) verheiratete und die Geburt seines Sohnes Primus erlebte, dem später noch ein Sohn und drei Töchter folgten. Vielleicht ist der Schluß gestattet, daß Trubers energische, nüchterne Charakterbeschaffenheit für schwärmerische Liebe oder auch nur weiches, lebhaftes Gefühl im Verhältnis zur Gattin wenig Raum ließ. Sonst wäre es wenigstens fast unbegreiflich, daß Trubers Gattin, wie überhaupt sein Familienleben, für uns ein unbeschriebenes Blatt bedeutet. Hätten diese häuslichen Bande für ihn eine höhere Bedeutung gehabt, so wäre schwer zu begreifen, warum er in allen seinen Briefen und Kundgebungen mit kaum einer Silbe darauf zu sprechen kommt. Wir haben wohl das Recht, uns Truber als schlichten, ernsten, patriarchalisch strengen Gatten und Hausvater zu denken. Die Behauptung Rosolenz', Truber habe „vier vermeinte Eheweiber“ gehabt, die noch von Hurter[1] zu der Anklage benutzt wird, Truber sei „nichts weniger als musterhaften Wandels gewesen“, scheint, nach allen unseren Quellen, völlig in der Luft[2] zu hängen. 1553 übersiedelte Truber mit seiner Familie nach Kempten, wo er acht Jahre im Pfarramt tätig war.

1560 begannen mit ihm die Verhandlungen der krainischen Landschaft wegen seiner Rückberufung, die sich durch widrige Umstände etwas in die Länge zogen. Schon wegen der zahlreichen Schriften, die Truber, um die neue religiöse Richtung den Slovenen nahezubringen, seit 1550 veröffentlicht hatte, mußte er ja als das natürliche geistige Haupt der krainischen evangelischen Kirche erscheinen. Mit großer Gewissenhaftigkeit und Vorsicht ist Truber an die Frage herangetreten, ob er aus seiner gesicherten Stellung in Kempten

---

[1] Geschichte Kaiser Ferdinands II 1. Bd. S. 60 f.

[2] Wenn (in der Leichenpredigt Andreäs) Barbara „seine liebe erste Hausfrau“ genannt wird, so ließe dies eigentlich auf eine wiederholte Ehe schließen?

ausscheiden und in die ungemein schwierigen Verhältnisse der Heimat zurückkehren solle. Erst auf Grund von Gutachten der namhaftesten süddeutschen Geistesgenossen ging der Reformator auf den an ihn gerichteten Ruf ein, gewiß in der Überzeugung, daß er eine ihm und nur ihm von Gott auferlegte Aufgabe enthalte. Am 26. Juni 1561 hielt er jenen feierlichen Einzug in Laibach, der als der Höhepunkt in Trubers ganzem Leben anzusehen ist. Seine Freunde, zwanzig Pferde stark, ritten ihm eine halbe Meile auf der Krainburger Landstraße entgegen, an der Spitze Matthias Klombner und Lukas Zweckel. Nach einer Viertelmeile kam ihm eine noch viel größere Schar beiderlei Geschlechts entgegen. Truber stieg vom Pferd und die allgemeine Rührung machte sich in Tränen Luft.[1] In der Stadt empfingen ihn alle vier Türmer mit feierlichem Tedeumblasen. Das weist darauf hin, daß ein konfessioneller Gegensatz in Laibach selbst sich kaum gegen Truber geltend machte. Charakteristisch dafür ist, daß die Herren Achaz von Thurn und Dietrich von Auersperg an die Barfüßermönche, deren damals noch zwei übrig waren, herantraten, es möge ihre Kirche Truber eingeräumt werden. Merkwürdig ist, wie sich die Mönche — also innerlich schwankend — beim Landeshauptmann und beim Landeskomtur des Deutschen Ordens in Wien Rats erholen, um dann zu erklären: „sie dürfens vor ihrem Provinzial-Obersten nicht tun“. Dabei war Truber doch noch immer in Acht und Bann! Am allermerkwürdigsten aber ist, daß die beiden erwähnten Krainer Edelleute sogar an den Bischof Peter von Seebach herantraten: „daß er dem Truber im Dom, zur Zeit, da die Kapitelsherren darin nichts tun, predigen und unbetrübt lasse“. Aber auch dem wird noch die Krone aufgesetzt durch die Antwort des Bischofs: „für seine Person wollt er den Truber gern lassen, aber er muß mit ihm handeln nach Befehl der Rö. Kai. Mt.“[2] So fließend waren damals noch die Schranken zwischen der alten und neuen Konfession! Das Schreiben des genannten Bischofs an Truber vom 3. Juli 1561, „auf was Bewegung er sich ins Land herein ergeben“, ist ja auch in merkwürdig mildem Ton gehalten und gibt als Beweggrund auch nicht etwa kirchenrechtliche Gesichtspunkte, sondern staatliche, „damit wir unserm Amt auch der rö. kay. Mt. unsers allergnädigsten Herrn Befehl nach der Notdurft und das fürträglichst fürnehmen mögen“.[3]

In zehnwöchentlicher angestrengter Tätigkeit hat damals Truber in Laibach die notwendigsten Anordnungen getroffen. Dann trat er

[1] Siehe auch Dimitz II S. 263.

[2] Die diesbezüglichen Angaben bei Elze S. 116 f.

[3] Bei Elze S. 124.

im September 1561 einen dreivierteljährlichen Urlaub an, um bei der kroatischen Druckerei in Urach die dort begonnenen Arbeiten zu Ende zu führen.

Truber stellte sein Kommen zunächst in die Zeit nach Ostern 1562 in Aussicht, da ihn die Arbeiten an der Uracher Druckerei vollauf in Anspruch nahmen und er außerdem, an Rotlauf erkrankt, das württembergische Bad Teinach aufsuchen mußte. Erst im Juni 1562 traf er, diesmal in Begleitung seiner Familie, der Sicherheit wegen auf Umwegen wieder in Laibach ein.

Aber der harmlose, verfolgte Mann scheint auch seinerseits der gegnerischen Partei Schrecken eingejagt zu haben. Wenn der Bischof „sub sigillo confessionis", weil er sich vor einem offenen Auftreten gegen die Evangelischen bereits fürchtet, beim Kaiser Beschwerde einlegt,[1] so beweist das gewiß, daß in Adel und Bürgerschaft die Herrschaft entschieden auf jener Seite war. Die für Truber eintretenden Stände waren außerdem in der Lage, gegen Bischof Seebach so schwere Anklagen wegen seines Wandels beim Kaiser zu erheben, daß sie ihrem Schützling dadurch eine Ruhepause verschafften. War es doch gerade in jenen Tagen, daß der Kaiser selbst in Trient die Forderung stellte: „Erlaubnis des Kelches und der Priesterehe, ... Errichtung von Schulen für die Armen, die Reinigung der Breviere, Legenden und Postillen, verständlichere Katechismen, deutsche Kirchengesänge, eine Reform der Klöster, damit ihre großen Reichtümer nicht so ruchlos angewendet werden möchten."[2]

Vom Umfang der Tätigkeit Trubers als ersten Superintendenten der evangelischen Kirche Krains gibt uns die Tatsache eine Vorstellung, daß damals über zwanzig evangelische Seelsorger im Lande wirkten. Der Adel war fast völlig, die Stadtbürgerschaften ganz überwiegend, die Landbevölkerung zu einem ansehnlichen Teil evangelisch; das ganze Land entschieden dem Übergang zum Protestantismus geneigt.

Das Jahr 1563 sah die Errichtung des landschaftlichen evangelischen Gymnasiums in Laibach, an dessen Spitze Leonhard Budina berufen wurde. Neben ihm wirkte Trubers Nachfolger Sebastian Krell. Bei Trubers eifriger Tätigkeit, die er in diesem einzigen Jahre unangefochtener Wirksamkeit entfalten durfte, fehlte es doch nicht an heftigen Anfechtungen von seiten der Geistlichkeit,[3] von seiten

---

[1] Mitt. 1864 S. 51.

[2] Nach Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa II S. 331 ff.; bei Sillem, Truber, Erlangen 1861, S. 84; Dimitz II S. 277.

[3] Elze S. 209.

der Obrigkeit,[1] wie auch der eigenen Glaubensgenossen, deren ältester und im Anfang gewichtigster Führer, Matthias Klombner, sogar einen tödlichen Haß auf ihn warf.

Es war ein Feuer von zwei feindlichen Fronten her, in das Truber durch Abfassung einer slovenisch-evangelischen Kirchenordnung geriet. Wenn es ihm auch gelang, die Mißhelligkeiten im eigenen Lager zu schlichten, so nahm der neue Landesherr, Erzherzog Karl, schon bald nach seinem Regierungsantritt (25. Juli 1564) den Handel zum Vorwand, um Truber aus allen seinen Fürstentümern zu verbannen. Alle Bemühungen der krainischen Landschaft erreichten nur, daß der Abzugsbefehl bis Ende Juli 1565 verlängert wurde. Dann mußte Truber mit Zurücklassung seiner großen Bibliothek und seines kleinen Hauses[2] sein Vaterland für immer verlassen, das er nur einmal (1567) bei einem kurzen Besuche wiedersah.



Vom Vorderdeckel der in Tübingen im Anfang der sechziger Jahre gedruckten slovenischen und kroatischen Bücher

Truber erhielt in Württemberg zunächst die Pfarrei in Laufen, übersiedelte aber dann bald nach Derendingen, in nächster Nähe von Tübingen, wo er seine slovenischen Schriften drucken lassen, außerdem im Verkehr bleiben konnte mit krainischen Landsleuten, die damals zahlreich aus Adel- und Bürgerstand in Tübingen studierten. Sein Leichenprediger hebt, gewiß nicht mit Unrecht, die Gastfreiheit und Wohltätigkeit des greisen Pfarrherrn besonders gegen Exulanten hervor, dem es vergönnt wurde, trotz kränklicher Leibesbeschaffenheit in vollster geistiger Frische ein Alter von 78 Jahren zu erreichen. Am 29. Juli 1586 starb er, nachdem er unmittelbar vorher seine Übersetzung von Luthers Hauspostille hatte vollenden können.

---

[1] Dimitz II S. 274.

[2] Am Alten Markt gegenüber der Jakobskirche gelegen.

Die noch heute in der Derendinger Kirche vorhandene Gedenktafel[1] mit einer kurzen Aufzählung seiner Schicksale und Verdienste weist darauf hin, daß ihm die Gattin und zwei Töchter im Tode vorangegangen waren. Seine beiden Söhne starben als württembergische Pfarrer, der jüngere Felizian, nachdem er zuvor noch sein letzter Nachfolger in Krain gewesen war. – –

Aus einer ungedruckten Schrift Theodor Elzes[2] entnehmen wir folgende zusammenfassende Charakteristik Trubers (S. 26): „Was Truber von frühen Jahren an bis in seine Sterbestunde erfüllt und beseelt hat, das war Liebe zum Evangelium, für welches er Vaterland, Freunde, Ehre und zeitliches Vermögen dahinten ließ; Liebe zu seinem Vaterlande, welche Entfernung und Verbannung nicht zu vermindern vermochten; Liebe zu den Armen und Bedrängten, deren schwere Lage er in früher Jugend selber erprobt hatte. Er war ein scharfer, logischer Denker, dabei treuherzigen, aufrichtigen Gemütes, konsequent im Handeln, aber arglos im Umgang, ernst und milde zugleich. In seinem reformatorischen Wirken ging er ohne Engherzigkeit langsam und schonend zu Werke, für das Gelingen seines literarischen Unternehmens war er ängstlich, fast mißtrauisch besorgt. Wenn er auf diesem Gebiete gereizt wurde, konnte er für Augenblicke heftig werden und sich Worte bedienen, welche nur der allgemeine Gebrauch des 16. Jahrhunderts entschuldigt. Doch trat die ursprüngliche Milde und Güte seines Herzens, welchem andauernder Groll und nachtragende Gehässigkeit, Feindseligkeit und Rachsucht unbekannt waren, bald wieder hervor.

Als Schriftsteller war Truber weniger schöpferischen Geistes, aber er war auch kein gewöhnlicher sklavischer Übersetzer. Wo er bloß Übersetzer sein wollte und mußte, war er höchst treu und gewissenhaft; in anderen Fällen war er ein eigentümlicher und geistreich kombinierender Bearbeiter. Dies tadelt Ungnad an ihm. Sein Stil ist mehr einfach als schwunghaft, der Gegenstand gilt ihm mehr als die Darstellung. Sprache und Literatur waren ihm stets nur ein Mittel, seine Gedanken und Überzeugungen in möglichst weiten

---

[1] Dimitz III S. 110. Siehe Abbildung am Schluß dieses Aufsatzes.

[2] Die krainische Literatur im 16. Jahrhundert. Biographische und bibliographische Studien zur Literatur-, Kultur- und Reformationsgeschichte. Vorrede, datiert Venedig, Herbst 1871; später vielfach ergänzt. Im Besitze des Herrn Hofrates Prof. A. Luschin v. Ebengreuth in Graz, dem für die gütige Überlassung dieses und der anderen auf Truber bezüglichen Manuskripte herzlicher Dank gebührt.

Kreisen zu verbreiten. Er hat nie, auch nicht als Schriftsteller, seinen persönlichen Ruhm gesucht, sondern das Wohl der Menschen; das trieb ihn zum ersten Beginn der slovenischen Literatur, das tritt uns aus all seinen Schriften entgegen. Seine Lieder sind herzlich und erhebend, einfach und klangvoll und könnten zum Teil bei geringen sprachlichen Änderungen noch heute von seinen Glaubensgenossen slovenischen Stammes mit Erbauung und Segen gesungen werden."

Es sei im nachfolgenden versucht, diese Beurteilung des bedeutendsten Truberkenners auf Grund von Elzes Ausgabe der Briefe Trubers noch mit einzelnen charakteristischen Einzelzügen zu belegen.

Truber war trotz des hohen von ihm erreichten Alters von schwächlicher Konstitution.[1]

Daß ein so kränklicher Körper dennoch so große Leistungen vollbringen konnte, ist gewiß bewundernswert, um so mehr, als Truber auch in materieller Hinsicht keineswegs auf Rosen gebettet war und oft mit Geldnöten zu kämpfen hatte. „Ich feiere wahrlich nicht, ich sammle kein Geld, hab nicht gute ruhige noch gesunde Tag allhie", heißt es schon in einem Briefe aus Urach vom Jahre 1562.[2] Aus Laibach schreibt er zwei Jahre später: „Ich hab kein Geld, Wein, Korn; Schmalz hab ich auf halb Jahr." Auch in seinem festen Pfarrsitz Derendingen verließen ihn diese Geldnöte nicht, wie er denn von dort aus 1570 schreibt: „Nachdem ich in gemeldeten Krankheiten große Schulden gemacht, die ich vor Ostern versprochen zu bezahlen",[3] wie auch sein Leichenredner von ihm bezeugt: „daß er von seiner Pfarr wenig erobert und für sich gebracht".

Und dies, obwohl er in Anbetracht seiner Verdienste um die heimische evangelische Kirche bis an sein Lebensende von der krainischen Landschaft regelmäßig ein „ehrlich Gnadengeld" von 200 Talern als Jahresprovision bezog, eine schöne Handlungsweise dankbarer Anhänglichkeit an den Gebannten, die Spender und Empfänger ehrt, von letzterem auch hauptsächlich zur Unterstützung krainischer Studenten verwendet ward. Denn seine bescheidenen äußeren Verhältnisse hingen mit seiner großen Herzensgüte und Hilfsbereitschaft zusammen. Wie eben schon angeführt, fühlte er sich zu großartiger Gastfreundschaft verpflichtet. Noch von seinem Totenbette wird in der Leichenpredigt eine schöne Handlung der Uneigen-

---

[1] Belege bei Elze S. 165, 503 und 517.

[2] Elze S. 165.

[3] Elze S. 503.

nützigkeit berichtet: „Den achtundzwanzigsten Juni (1586) als er seine Schulden vermeldet, und den armen Leuten allen, wer ihm schuldig gewesen, alle Schuld nachgelassen und geschenkt, daß sie es seinen Erben nicht bezahlen dürfen."

Am großartigsten offenbarte sich die unendliche Herzensgüte Trubers gegenüber dem kroatischen Bibelübersetzer Stephan Consul. Truber berichtet in seinem Briefe aus Urach vom 4. November 1561 von einem geradezu unerhörten Vorgehen Stephan Consuls, der weitgehendste Gastfreundschaft in seinem Hause genossen habe und in jeder Weise gestützt und gefördert worden sei, das alles aber mit Anmaßung und sogar mit Tätlichkeiten gegen Trubers Gattin vergolten habe.

In wie väterlicher Weise sich Truber in seiner letzten Derendinger Periode seiner jungen krainischen Landsleute annahm, bezeugt u. a. des Bibelübersetzers Georg Dalmatin Schreiben vom 17. Juni 1569, wo er Truber nennt: „den wichtigsten Gönner meiner Studien, den ich wegen seiner unendlichen Freundlichkeit gegen mich wie einen Vater ehren muß".[1]

Wie es die Art solcher von echter Herzensgüte durchglühter Menschen ist, fehlt bei Truber auch ein goldener Humor nicht. Mit welch trockener Ironie zeichnet er in der Vorrede seiner Übersetzung des Neuen Testaments von 1562 die religiösen Zustände Krains in jener Periode.[2] Mit welcher überlegenen, inneren Ruhe setzt er sich über Enttäuschungen und Mißerfolge hinweg: „Weder seine (Consuls) kroatische, cyrillische, noch meine krainerische Bücher nicht abgehen, zu besorgen, wir werden aus unsern Büchern Skarnitzl machen und die scombros, wie der Persius sagt, einwickeln. Denn wie in aller Welt, also auch in diesen Landen ist der Glaub, Lieb, Gottesfurcht, Frag nach dem ewigen Leben schier gar erloschen."[3]

Diese prächtigen Eigenschaften quollen bei Primus Truber aus einer tiefen, innigen Frömmigkeit hervor. Es erinnert geradezu an das Vorbild Trubers, den deutschen Reformator M. Luther, wenn Truber, am Ende seiner ersten fünfzehnjährigen Verbannung, als er vor den Toren Laibachs Kunde von den Drohungen der weltlichen und geistlichen Gewalt empfing, in die glaubensmutigen Worte ausbricht: „Wenn ich heute nicht gen Laibach käme, würden die gutherzigen Christen betrübt und sagen: ich fürchte und fliehe das Kreuz, und

[1] Elze S. 485.

[2] Abgedruckt in der Schrift von O. Hegemann, Zum 400jährigen Geburtstag P. Trubers, Wien 1908. Selbstverlag. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus 1908.

[3] Elze S. 433 f.

die Gottlosen würden gestärkt in ihrem bösen Fürnehmen wider mich." „Wollen die Krainer das Evangelium haben, so müssen sie das Kreuz auch helfen tragen." [1]

Aus der Fülle von Zügen tiefernster Frömmigkeit wollen wir hier nur noch jene ergreifende Szene vom Sterbebette des 78jährigen Greises aus seiner Leichenpredigt anführen, wo er noch ebenso freudig wie einst auf der Höhe seines Mannesalters sich zum Evangelium bekannte, von dem er 1555 schrieb, daß er es „17 Jahr nacheinander im Windischland gepredigt, darum mir der Teufel vielmals heftig zugesetzt und täglich in Gefängnis bringen wollen. Aber der Allmächtige hat mich wundergleich aus seinem [des Teufels] Hals gerissen. Und wiewohl es Ursache ist, daß ich im Elend sein muß und meines Vaterlands und dreier guter feister Pfründen beraubt" etc.

Jakob Andreä erzählt in der erwähnten Leichenpredigt:

„Den siebenundzwanzigsten Juni, als sein Pfarrverweser, so ihn mit Predigen in der Krankheit vertreten, ihm aus heiliger Schrift allerlei tröstliche Sprüche in Gegenwart vieler Bürger vorgesprochen, hat er begehrt, man soll jedermann in die Stuben einlassen. Und da gemeldeter Prediger nicht anderst vermeint, denn das Stündlein seines Abscheidens wäre schon vorhanden, hat er die Umbständer zum Gebet vermahnet und da er ihm ein Gebet aus einem Betbüchlein vorsprechen wollen, hat Herr Primus mit lauter Stimme gesagt: Nein, nein, Text her, Text her, das ist, man soll ihm nichts denn lauter Sprüche aus Gottes Wort vorsprechen. Sonderlich aber hat er begehrt zu hören vom Wasser, dabei der Prediger vermerkt, daß er den 23. Psalmen begehrt zu hören: Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln, er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zum frischen Wasser etc. Und da er ihn zu Ende gebracht, hat er abermals mit großem Seufzen gesprochen: Amen, und darauf geruhet."

Es sind gewiß, vom rein menschlichen und historisch-literarischen Standpunkte aus, hervorragende Eigenschaften, die an Primus Truber ins Auge fallen. Seine höchste Bedeutung aber liegt darin, daß er im Zeitalter wüster Lehrstreitigkeiten ein modern empfindender, seiner Zeit vorauseilender Geist gewesen ist.[2]

Im Stile des großen Pädagogen Amos Comenius ist er ein Friedensgeist gewesen, dessen ganzes Wesen die erhabene Losung verkörperte: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da." In seiner Brust hatte sich bereits die Synthese von Gegensätzen vollzogen, die im allgemeinen Rahmen des Protestantismus sich erst viele

[1] 25. Juni 1561. Elze S. 115.

[2] Belege in der oben angeführten Schrift des Verfassers dieses Aufsatzes.

Menschenalter nach ihm anbahnen sollte. Wegweisend leuchtet darum auch er, wie Comenius, einem Pharus gleich in die kommenden Jahrhunderte. Seine herzliche Mahnung zur Einigkeit,[1] zur Nachgiebigkeit in minder wichtigen Dingen, zur Weitherzigkeit und Unbefangenheit[2] ist sein Testament, das voll anzutreten erst einer fernen Zukunft vorbehalten sein wird.

Und wie ihn dieser Zug echter Freisinnigkeit innerlich mehr auf das weit radikalere und konsequentere reformierte Bekenntnis hinwies, was ihm immer wieder den nicht unbegründeten Vorwurf „Zwinglischer Opinionen“[3] zuzog, so war er anderseits doch ein echter Jünger Luthers, indem er schonend und konservativ in den unendlich schwierigen Verhältnissen seines von Unruhen aller Art heimgesuchten Vaterlandes den Kern und das Wesen über die Form stellte. Nach Elzes Wort:

„Truber, ruhig und maßvoll, hatte in den friedlichen und geordneten Verhältnissen der evangelischen Kirche Oberdeutschlands und im Verkehre mit den bedeutendsten Männern von gründlicher Bildung und Wissenschaft gelebt. Von dort in die Heimat zurückgekehrt, ging er nicht nur bei der Aufrichtung der evangelischen Kirche in Krain und der Konstituierung der bis dahin latenten evangelischen Gemeinden dieses Landes vorsichtig, schrittweise und schonend zuwerke, sondern er stellte auch an den Charakter und die Leistungen der Männer, die hiebei seine Mitarbeiter sein sollten, nach dem mitgebrachten Maßstabe höhere Anforderungen, als man hier bisher gewohnt gewesen war.“[4]

In Laibach war seit 1527 Matthias Klombner der erste gewesen, der die evangelische Lehre Hand in Hand mit einigen Geistlichen ausgebreitet hatte. Mit diesem Patriarchen der evangelischen Sache geriet Truber während seiner Wirksamkeit von 1562 – 1565 in tiefgreifenden Gegensatz. In Klombners Briefen[5] werden die heftigsten Anklagen gegen Truber erhoben. Diese Anklagen stammten daher, daß die alten Gefährten sich in Trubers schrittweises, mit den gegebenen Verhältnissen rechnendes Vorgehen nicht mehr zu finden wußten und haben aus diesem Grund kein Gewicht. Weit entfernt, daß dieser konservative Zug in Trubers Wesen im Widerspruch gestanden wäre zu der zweifellos in ihm vorhandenen echt modernen Richtung, klingt vielmehr beides in ihm harmonisch zusammen:

---

[1] Elze S. 518.

[2] Elze bes. S. 24, 484 u. o.

[3] Elze S. 6, 358 ff. etc.

[4] Aus der oben angeführten ungedruckten Schrift.

[5] Abgedruckt in der erwähnten Schrift zum 400 jähr. Geburtstag Trubers.

„Es war nur eine andere Äußerungsweise einer einheitlichen Geistesrichtung, wenn derselbe Mann, welcher seiner Zeit an innerer Freiheit weit voraus war, anderseits hinter ihren vorwärtsstrebenden Geistern scheinbar zurückblieb, indem er sich schonender und bedächtiger, wie sie, dem Alten anbequemte. Äußert sich doch in beidem, in der Aneignung des Neuen wie in der Beibehaltung des Alten, der vorwiegend praktische Zug, die Abwendung von der unfruchtbaren Theorie. In beidem dieselbe innere Freiheit, dieselbe Unbekümmertheit um die bloße Form, wie Luther in weit großartigerer Weise in seinen besten Jahren sie besessen und bewiesen. So konnte es geschehen, daß er gelegentlich selbst des Flazianismus beschuldigt wurde, obgleich seine ganze Geistesart geradezu den Gegenpol zu der erregten, leidenschaftlichen, spekulativ tiefsinnigen Weise seines großen südslavischen Stammesgenossen bildete. Zusammen mit P. P. Vergerio bilden diese drei im südlichsten Österreich geborenen Männer vielleicht die charakteristischesten Erscheinungen der ersten nachlutherischen Generation. Für die eigentümliche Aufgabe Trubers, ein Reformator der Slovenen zu sein, konnten seine Charakteranlagen gewiß nicht glücklicher und harmonischer zusammenklingen. Daß später sein ganzes Wirken fast spurlos wieder vernichtet wurde, kann die Bedeutung seiner Erscheinung nicht aufheben."

Es sei gestattet, diese schlichte Charakteristik mit den Worten zu schließen, die an Trubers offenem Grabe gesprochen wurden:[1]

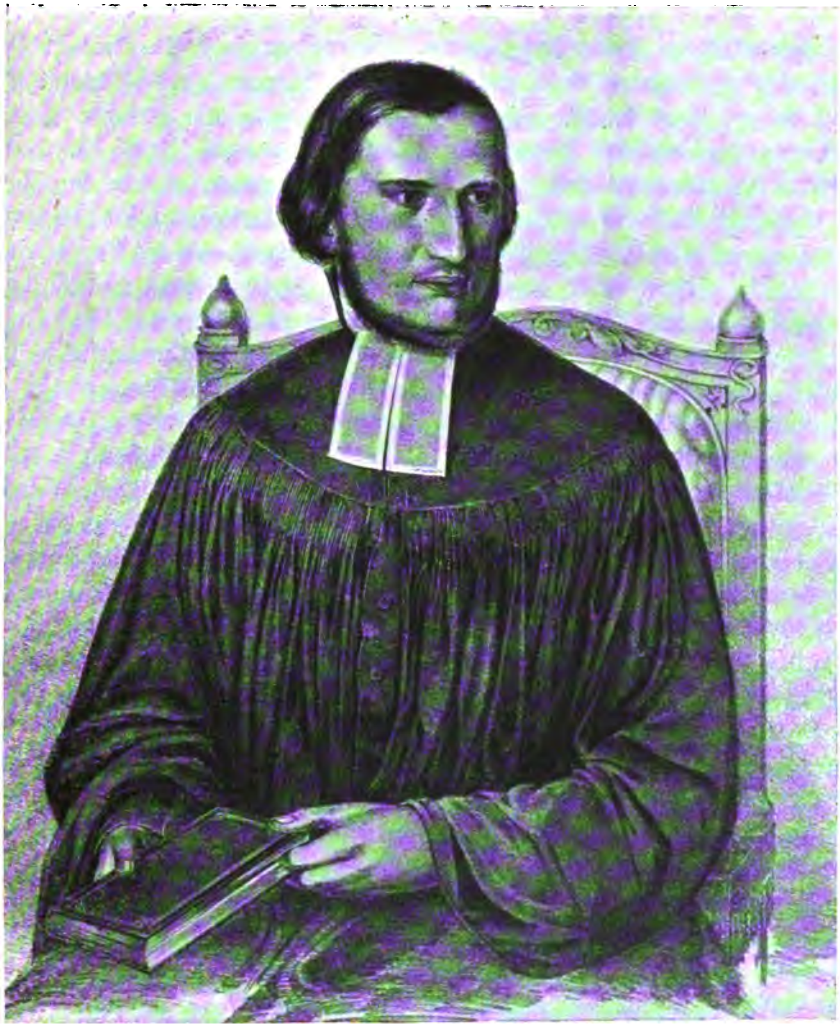
„Dies ist beides das Leben und Sterben eures geliebten Pfarrers seligen, welcher nicht ein gemeiner Dorfpfaff, sondern ein rechter wahrhaftiger evangelischer Prediger und Bischof gewesen, der sein Amt auch redlich ausgerichtet, darüber sich viel erlitten und ritterlich wider den Teufel und alle falsche Lehrer gekämpft, gestritten und sein Lauf seliglich vollendet hat. Der nicht allein über euch zu Derendingen als ihm seine vertrauten Schäflein, sondern auch über alle evangelische Kirchen im hochlöblichen Fürstentum Krain als ein getreuer Hirt und Bischof gewacht, denen er, so lang er geduldet worden, das Wort Gottes seinen Zuhörern lauter und rein an allen Orten vorgetragen, die hochwürdigen Sakramente nach dem Befehl Christi gereichet, Gesunden und Kranken mit dem Trost Gottes Wortes eifrig gedienet. Und da er von solchen seinen lieben Pfarrkindern aus Krain nach dem Fleisch weichen müssen, ist er doch ihnen im Geist alle Zeit gegenwärtig gewesen und beneben seinem christlichen und eifrigen Gebet für ihr zeitlich und ewig Heil zum

[1] Vergl. auch die schönen Worte, die Freiherr von Ungnad, Trubers langjähriger Gegner, ihm schon am 12. April 1561 widmete; bei Kostrenčič, Urkundl. Beiträge, S. 16.

äußersten sich beflissen ihnen zu dienen, und sie nicht allein durch herrliche Trostschriften zur Beständigkeit im Glauben ermahnet, sondern auch mit Verdolmetschung nützlicher Schriften, ihre Kirchen treulich helfen erbauen . . . Durch welche windische Dolmetschung nicht allein die Kirchen in Krain heftig erbauen und zugenommen, sondern auch in Kroatien und in der Türkei großen Nutzen geschaffen, daß etlich viel zu dem rechten und seligmachenden Erkenntnis Jesu Christi kommen, dafür Gott billig zu danken."



Trubers Grabdenkmal in Derendingen



Elzes Bildnis nach einem Gemälde von P. Künl

Dr. Theodor Elze

I

Wie wenigen glückt es doch in unserer von Gegensätzen aller Art durchwühlten Zeit, ein langes, arbeitsreiches Leben an vielen Orten und unter sehr verschiedenen Verhältnissen so zu führen, daß es innige Anhänglichkeit bei den Befreundeten und allseitige Achtung bei den Gegnern findet!

Zu den seltenen Ausnahmen dieser Art zählte der Mann, dessen Name in der Überschrift genannt ist. Ludwig Theodor Elze, am

17. Juli 1823 zu Alten bei Dessau geboren und am 27. Juni 1900 zu Venedig gestorben, war ein Sohn des Pfarrers Karl Wilhelm Elze und seiner Frau Louise, gebornen De Marées, ein Bruder des als Shakespeareforschers bekannten Literarhistorikers Karl Elze. Die Brüder verbrachten ihre erste Jugend zu Dessau, wohin ihr Vater im Frühjahr 1825 zur Leitung des herzoglichen Lehrerseminars berufen worden war. Hier besuchte Theodor die Volksschule und das Gymnasium, das er im Jahre 1842 verließ, um sich (1842–1844) zu Tübingen unter Bauer und Schmied der Theologie zu widmen. 1844–1845 setzte er diese Studien in Berlin unter Neander, Twesten und Schelling fort; zwischenhinein bestand er in Dessau die Prüfungen für die Kandidatur des Predigeramtes und studierte er ein Semester Medizin.

Elze entstammte einer sehr begabten Familie, Dichtung, Natur und bildende Kunst waren die Angelpunkte seines inneren Wesens. Bis in die Gymnasialzeit reichen seine poetischen Versuche und schon während der Universitätsjahre war es dem jungen Studenten geglückt, nähere Beziehungen mit seinen Lehrern, dem Germanisten Adalbert v. Keller, dem Ästhetiker Vischer und Hermann Kurz, anzuknüpfen, auch Zutritt zu den Häusern Uhlands, Schwabs, Justinus Kerners, Silchers u. A. zu erlangen. Sein Drang in die Ferne hatte ihn während der Gymnasialzeit (1839) zur Durchwanderung des Harzgebirges und von Tübingen aus zu Reisen nach der Schweiz (1842, 1843) und nach den Niederlanden veranlaßt. So hatte Elze sich nur schwer mit dem Gedanken, eine einfache Lebensstellung in der Heimat einzunehmen, vertraut gemacht, als sich unvermutet seinem weit ausgreifenden Bildungsbedürfnisse ein anderer Wirkungskreis darbot: Im Herbst 1845 erhielt der wissensdurstige Predigerkandidat zu Berlin, wo er zur Vertiefung seiner Kenntnisse weilte, die Aufforderung des Prinzen Georg von Anhalt, bei seinem ältesten Sohne aus der Ehe mit der Gräfin Reina die Stelle eines Erziehers zu übernehmen. Damit war eine Übersiedlung nach Italien verbunden, wo damals die fürstliche Familie lebte. Freudig folgte Elze diesem Ruf, der ihn nach dem sonnigen Süden, dem Land seiner Träume brachte und dem Zweiundzwanzigjährigen Gelegenheit bot, sich an den Herrlichkeiten der Natur und des Altertums sowie am Umgang mit hervorragenden Persönlichkeiten jeder Art zu bilden. Durch ganz Italien bis über Neapel hinaus ist er so während der Jahre 1845–1847 gekommen, die immer den Glanzpunkt von Elzes Erinnerungen bildeten; den meisten Teil dieser Zeit hat er indessen in Florenz und der nahegelegenen Villa Pucci verlebt. Hier schloß er sich dem begabten Maler Ernst Gotthilf Bossé und der Dichterin Betty Paoli an, die er als Gesellschafterin der feingebildeten Fürstin Schwarzen-

berg kennen gelernt hatte. Diese Freundschaften ergaben manch dichterische Anregung, und auch in Rom, wo Elze im Frühjahr 1847 weilte, fand er Beziehungen zu Dichtern (Heinrich Stieglitz) und Künstlerkreisen. Hier war es auch, daß er, in drängender Lage das Wesen über die Form setzend, auf Bitten der deutschen Künstlerschaft, da kein ordinierter Geistlicher zur Stelle war, die Einsegnung ihres verstorbenen Nestors, des Landschaftsmalers Johann Christian Reinhart, vornahm (Juni 1847), ein Schritt, der später Anlaß zu einem unerquicklichen Zwiespalt mit dem herzoglich anhaltischen Konsistorium gab.

Ende 1847 war Elze mit der prinzlichen Familie nach Deutschland zurückgekehrt, die erst in Mannheim und später in Zerbst ihren Aufenthalt nahm. Schon bei Übernahme des Erzieherpostens hatte Elze, um nach dem Wunsche des Prinzen Georg, in dessen Hause auch die Stelle eines Hausgeistlichen zu versehen, beim Konsistorium Schritte getan, um ordiniert zu werden, war jedoch abgewiesen worden, weil, wie es hieß, „bisher in Dessau nicht Gebrauch gewesen sei, in das Ausland abgehenden Kandidaten die Ordination zu erteilen". Da auch spätere von Italien und schließlich von Zerbst aus unternommene Versuche am Widerstand des herzoglichen Konsistoriums scheiterten, das außer dem erwähnten Vorgang zu Rom und einem ähnlichen zu Mannheim auch die Jugend des Bewerbers zum Vorwand der Ablehnung nahm, und da die Lage durch die aktenmäßige Darstellung dieser Vorgänge, die Elze im Jahre 1849 durch Druck veröffentlichte, nicht gebessert wurde, so wird es begreiflich, daß er sich allmählich mit dem Gedanken befreundete, eine Pfarrerstelle auswärts anzunehmen. Da fügte es sich, daß sein herangewachsener Zögling Franz Graf Reina 1851 in die österreichische Marine eintrat und Elze ihn nach Triest zu begleiten hatte. Das ergab Beziehungen zu Inneröstetreich, namentlich war man in Laibach auf die jugendliche, vielversprechende Kraft des Kandidaten Elze aufmerksam geworden. Hier hatten die seit Kaiser Joseph II eingewanderten Glaubensgenossen nach mancherlei vergeblichen Versuchen, die bis ins Jahr 1826 zurückreichten, im Jahre 1850 endlich die Erlaubnis zur Begründung einer förmlichen Kirchengemeinde erwirkt und am 21. April 1851 bei der Pfarrerwahl ihre Stimmen auf Elze vereinigt. Dieser vermählte sich am 24. Mai 1851 zu Zerbst mit der dichterisch veranlagten Witwe eines englischen Geistlichen, Mary Anna Zoë Holden, geborne Turner aus Liverpool († 1893), die er schon 1847 als Erzieherin im Hause des Prinzen Georg kennen gelernt hatte, und übersiedelte, als die landesfürstliche Genehmigung seiner Wahl eingetroffen war, nach Laibach, wo er am 6. Jänner 1852 nach Ein-

weihung der neuerbauten evangelischen Christuskirche durch den Superintendenten Franz aus Wien feierlich in sein Amt eingeführt wurde.[1]

II

Die Übernahme der Seelsorge in Laibach war ein tiefgehender Einschnitt in Elzes Werdegang. Vorüber war nun die fröhliche Jugendzeit, in der die Pflichten zumeist mit der Selbstausbildung zusammenfielen, vorüber die Aussicht auf die Anregungen, die sich durch weite Reisen und aus dem Verkehr mit dichterisch verwandten Seelen ergaben, der Ernst des Lebens trat in seine Rechte. Von allem Anfang an war sich Elze dieser Veränderung bewußt und sofort entschlossen, ihr voll Rechnung zu tragen. In die ersten Wochen seines neuen Wirkens fällt ein stimmungsvolles Gedicht, „Im Amt" überschrieben und „Laibach 19. April 1852" gezeichnet, in welchem der Siebenundzwanzigjährige Abschied von seinem früheren Leben nimmt und sich die Pflichten für die Zukunft zurecht legt:

Verschwunden sind die Poesien,
Für die mir sonst die Brust zu enge,
Nur fern durch Waldesdunkel ziehen
Verklingend leise Waldhornklänge.

Nicht werd' ich mehr im Wort gestalten,
Doch dicht' ich jetzt in andrer Richtung,
Des Mannes Kraft muß sich entfalten,
Mein ganzes Leben ward zur Dichtung.

Und nach den Gedanken, die hier ausgesprochen, wurde auch gehandelt. Volle vierzehn Jahre hat Elze in der südösterreichischen Diaspora von Laibach aus eine ebenso ausgebreitete wie anstrengende Tätigkeit entfaltet und sich allgemeine Achtung über den Kreis seiner Glaubensgenossen hinaus gesichert. Schon waren die ärgsten Schwierigkeiten überwunden und Elze mochte einer minder anstrengenden Amtsführung in Laibach entgegensehen, als er im Jahre 1865 einen Ruf als Prediger nach Meran erhielt, um, wenn möglich, der dort sich bildenden evangelischen Gemeinde zur öffentlichen Anerkennung zu verhelfen. Gerade die Schwierigkeiten, die seiner in Tirol warteten, waren für seinen Entschluß bestimmend, die fest begründete Stellung in Laibach mochte auch ein anderer nach ihm leicht versehen. Doch

[1] Nachrichten über diese Vorgänge bietet das selten gewordene Schriftchen: Die Einweihung der neuerbauten evangelischen Christuskirche in Laibach. (Laibach 1852, Kleinmayr & Bamberg.)

blieb der gehoffte Erfolg aus, die Begründung einer anerkannten Gemeinde ließ sich in Meran zunächst nicht erreichen, und da zudem unter den Kurgästen eine ihm nicht zusagende Richtung Oberhand erlangte, so sah sich Elze veranlaßt, seine Stelle nach drei Jahren wieder aufzugeben. Von den Bewohnern und Bürgern der Stadt beim Abschied in ergreifender Weise gefeiert, verließ Elze Meran Anfang September 1868, erholte sich durch eine ausgedehnte Reise nach der Schweiz und der Heimat von den Anstrengungen der letzten Zeit und verbrachte hierauf den Winter mit seiner Frau in Nizza und Oberitalien. Um Ostern 1869 war er auf der Rückreise nach Deutschland in Venedig eingetroffen, um hier noch einige Wochen bis zum Beginn der Sommerhitze zu verweilen. Es kam jedoch anders, als er gedacht hatte. „Ich ahnte nicht", schrieb er mir am 10. Juni 1869, „was da kommen sollte. Die hiesige deutsche evangelische Gemeinde verlor durch einen Unglücksfall ihren Vikar und dann durch Emeritierung ihren Pfarrer und wählte mich zu dessen Nachfolger. Ich habe den Ruf angenommen und am 6. d. M. das Amt angetreten. Somit werden wir also zunächst hier bleiben." Aus dem „zunächst" ist jedoch ein dauernder Aufenthalt geworden und Elze hat sein geliebtes Venedig auch nach der Emeritierung 1891 nur zur Sommerszeit auf Monate verlassen, um Erholung in den Alpen und in seiner Heimat zu suchen. In Venedig hat er auch im Sommer 1900 nach dem Wunsche, den er schon 1853 in einem stimmungsvollen Gedichte ausgesprochen, auf der Toteninsel San Cristoforo unter Blumen seine letzte Ruhestätte gefunden.

III

Elze war ein Mann von seltener Begabung und erstaunlicher Vielseitigkeit. Von seinen dichterischen Anlagen zeugen die Gedichte, aus welchen er in strenger Auswahl einen Strauß, „Maiblumen", seiner Frau zum Gedächtnistag der silbernen Hochzeit (24. Mai 1876) als Angebinde darbrachte, während die große Mehrzahl nach seinem Willen ungedruckt blieb, von seiner künstlerischen Auffassung der begleitende Text zu dem vom Maler Nerly vorbereiteten Venezianischen Album sowie seine „Bilder aus Venedig", die er in den Dioskuren veröffentlichte. Vertraut war ihm das weite Gebiet der Volkskunde, sein Aufsatz über den Norgglbrunnen bei Meran (1868), seine Schriften über die Sage und den Ring der Frau Kröte (1899), die weiße Schlange und die Schlangenbeschwörung und vor allem sein schöner Aufsatz über „Gotschee und die Gotschewer" (1861) tun dies dar. Seine sprachgeschichtlichen Studien erstreckten sich auf Namenskunde

(deutsche Familiennamen in befehlender Form [1860], zur Ästhetik der deutschen Familiennamen, die Abstammung der Gotschewer), aber auch auf Stoffe der deutschen Heldensage: Zwerg Laurin und der Rosengarten bei Meran (1867), Tirol und das Eggenlied (1874), ferner auf die englische Literatur, der er 1877 einen Aufsatz über das englische Theater um 1624, La Desdemona del Shakespeare (1880) und die hübschen „Venezianischen Skizzen zu Shakespeare" (1899) widmete. Geradezu grundlegend sind aber seine Untersuchungen über die südslavische Literatur im Zeitalter der Reformation, auf welche ich noch zurückkommen werde. Das Hauptgebiet seiner Forschung waren jedoch Geschichte und unter deren Hilfswissenschaften die Münzkunde, die er zeitlebens hochgehalten hat.

Für den jungen Geistlichen, der nach dritthalbhundert Jahren als Erster wieder in einer evangelischen Kirche zu Laibach predigen durfte, ergab sich die Anregung von selbst, zu erforschen, warum sich der Protestantismus in Krain im 16. Jahrhundert so rasch verbreitete, wie er auf die Bewohner und die Zustände auf geistigem wie wirtschaftlichem Gebiet eingewirkt, wie es kam, daß ein Land, das dem evangelischen Glauben schon sicher gewonnen schien, wieder unter die Herrschaft der alten Kirche zurückkehrte, und so noch manch anderes. Da hieß es aber vorerst verläßlichen Quellenstoff beschaffen, denn die wenigen Nachrichten, die man schon kannte, stammten meist aus zweiter Hand oder beruhten auf unsicherer Überlieferung.

In Laibach lag nun das Archiv der alten Landstände vergessen, verstaubt und unbenützt. Elze hat es mit unermüdetem Fleiß durchforscht und Tausende von unbekannten Einzelheiten mit seiner perlgleichen Handschrift daraus verzeichnet. Schon 1856 stellte er in seiner „Geschichte der evangelischen Gemeinde Laibach", die als Sonderabdruck aus dem evangelischen Glaubensboten für Österreich zu Villach erschien, eine geschichtliche Darstellung der Reformation und Gegenreformation in Krain in Aussicht. Das Jahr darauf hat er den Bericht über die Einweihung der evangelischen Andreaskirche in Cilli[1] mit einer sehr gedrängten Übersicht dieser Ereignisse in Krain und Untersteiermark eingeleitet. 1863 erschienen – durchaus nach den Quellen gearbeitet als Jubelschrift für den Superintendenten Franz in Wien, Elzes „Superintendenten der evangelischen Kirche in Krain während des 16. Jahrhunderts" (Wien bei Gerold), drei Jahre darnach der später (1888) in zweiter Auflage umgearbeitete große Aufsatz über Primus Truber in Herzogs

[1] Gedruckt 1857 zu Laibach bei Kleinmayr & Bamberg.

Realenzyklopädie für Theologie und Kirche. Allein das Hauptwerk, dem die bisher erschienenen Schriften als Vorarbeit galten und von dem er kurz vor seinem Abgang aus Laibach in einem Vortrag die äußeren Umrisse entwickelte, wurde durch Elzes Übersiedlung nach Meran leider in den Hintergrund gedrängt und geriet bald darauf ins Stocken. Später, als er zu Venedig einen ihm besser zusagenden Wirkungskreis gefunden, hat Elze den Gedanken, die Kulturzustände Krains während des 16. Jahrhunderts in umfassender Darstellung zu behandeln, in anderer Form wieder aufgenommen und im Jahre 1871 den ersten Teil einer Darstellung der krainischen Literatur im Reformationszeitalter vollendet, doch waltete ein eigener Unstern über dieser Arbeit. Der Laibacher Musealverein, dem sie zur Veröffentlichung angeboten wurde, hatte zwar freudig zugestimmt, allein die Ausführung dieses Beschlusses unterblieb aus mir unbekannten Gründen.

Dies Mißlingen hat Elze die Fortsetzung der begonnenen Arbeit verleidet. Dazu mochte sich die begründete Besorgnis gesellen, daß der gesammelte Quellenstoff für die Vollendung des groß angelegten Werkes nicht ausreichen dürfte, da er sich im wesentlichen auf Akten der Stände beschränkte, ferner die Erkenntnis, daß er von seinem neuen Aufenthaltsorte Venedig aus die erforderlichen Ergänzungen aus den Regierungsarchiven zu Graz und Wien sich nicht werde beschaffen können. Elze beschränkte sich daher fortan, den in jener Abhandlung sowie in seinen Auszügen niedergelegten Quellenstoff in Einzelarbeiten für die Reformationsgeschichte Krains zu verwerten. So entstanden seine Aufsätze über „die Anfänge des Protestantismus in Krain“ (1880), über Paul Wiener (1882), den Laibacher Domherrn, der als erster evangelischer Bischof der Siebenbürger Landeskirche sein Leben beschloß, die Rektoren der krainischen Landschaftsschule im 16. Jahrhundert (1899), über die slovenischen protestantischen Gesangbücher (1884) und die slovenischen protestantischen Druckschriften des 16. Jahrhunderts (1896). All diese Abhandlungen erschienen in den Jahrbüchern für Geschichte des Protestantismus in Österreich und zeichneten sich durch eine Fülle bisher unbekannter Nachrichten aus. Parallel damit liefen kleinere Aufsätze über Truber und Paul Wiener für die „Allgemeine deutsche Biographie“ sowie die Vorbereitung einer sorgfältigen, mit reichlichen Erläuterungen versehenen Ausgabe von Trubers Briefen für die Publikationen des literarischen Vereins zu Stuttgart (1897). Auch die schöne Gelegenheitsschrift: „Die Universität Tübingen und die Studenten aus Krain“ (1877), die ihm von dieser Universität den Doctor honoris causa einbrachte, schöpft noch aus den zu Laibach gesammelten Quellen, während

seine Geschichte der protestantischen Bewegungen in Venedig (1883), Luthers Reise nach Rom (1899) und die Berichte der venezianischen Gesandten über Luthers Auftreten auf dem Wormser Reichstag[1] andere Gebiete der Reformationsgeschichte betreffen.

Auch die großangelegten Werke, die Elze auf dem Felde der von ihm hochgehaltenen Münzkunde geplant hatte, sind nur zum Teil vollendet worden, abgesehen von einigen kleineren Aufsätzen hat er nur zwei Hefte über die Münzen Bernhards, Grafen von Anhalt und Herzogs von Sachsen veröffentlicht. So sehr zu bedauern ist, daß Elze seine Absicht, uns mit einer vollständigen Münzgeschichte von Anhalt zu beschenken, nicht verwirklichen konnte – eine Vorarbeit dazu konnte ich 1903 aus seinem Nachlasse herausgeben –, so dankbar müssen wir ihm für das Gebotene sein, denn er unternahm es, über die gewöhnliche Münzbeschreibung hinaus der mittelalterlichen Münzkunde neue Zwecke und Ziele zu weisen. In einer Zeit, da man die Leichtigkeit photographischer Vervielfältigung noch nicht kannte, hat er in mühsamer Vergrößerung der Münzbilder durch Handzeichnung gezeigt, daß die Erzeugnisse der mittelalterlichen Stempelschneider geradeso, wie man schon vorher Siegel, Grabsteine, Miniaturen und andere bildliche Darstellungen benützte, vom Forscher für die mittelalterliche Trachtenkunde mit Erfolg ausgebeutet werden können.

Selbst nach dieser weitläufigen Aufzählung ist der Kreis von Schriften, mit denen uns Elzes Fleiß beschenkte, nicht erschöpft. Unberücksichtigt blieben hier alle unvollendeten Arbeiten, die sich im Nachlaß befanden, aber auch zahlreiche kleinere Aufsätze und all jene Schriften, die durch seine Amtstätigkeit veranlaßt wurden. Und doch, so mannigfach diese schriftstellerischen Erzeugnisse sind, so gewissenhaft sie gearbeitet, so sorgfältig die Form ist, in der sie vorgelegt wurden, die Hauptbedeutung des seltenen Mannes ruhte weniger in dem, was er veröffentlichte, als in dem, was er wirkte. Ich wenigstens habe niemand gefunden, dem ich mehr Anregung zu danken hätte, als gerade Elze, mit dem mich ein günstiges Geschick im rechten Augenblick bekannt werden ließ. Den jungen Gelehrten und den unreifen Studenten brachte 1863 zu Laibach die gemeinsame Neigung zur Numismatik zusammen. Elze unternahm es, mich in die Schriftstellerei einzuführen. Noch bewahre ich als teures Andenken den ersten Entwurf meines Aufsatzes über zwei angebliche Laibacher Münzen (erschienen 1864 in den Mitteilungen des historischen Vereins

[1] Martino Lutero alla Dieta di Vormazia (Estratto dalla Rivista cristiana, 1875).

für Krain) mit den Verbesserungen von der Hand meines Mentors, der mich auch später nicht verließ und unaufhörlich auf Vertiefung des Inhalts und Vollendung der Form drang, und wie mir, ist es auch vielen anderen gegangen. Was war beispielsweise der historische Verein für Krain, ehe Elze 1852 nach Laibach kam. Er zählte Hitzinger, Jellouschek, Richter und andere emsige und gewissenhafte Forscher in seiner Mitte, aber alle litten noch an den Folgen der verkehrten Unterrichtspolitik im vormärzlichen Österreich, die bis 1848 den geistigen Verkehr mit Deutschland möglichst beschränkte. Mitten unter diese arbeitswilligen, tüchtigen, aber ungeschulten Leute trat nun Elze mit dem Feuereifer der Jugend, ein Mann, der schon viel gesehen und viel gelernt hatte und gewohnt war, die Dinge von einem freieren und höheren Gesichtspunkt aus zu umfassen.

Schon in den nächsten Jahren nach Elzes Eingreifen ändert sich das Bild: untüchtige Elemente traten zurück, besser geeignete kamen an deren Stelle, ein frischeres Leben begann. Wie mußten da Elzes Vorträge an den Vereinsabenden, seine numismatischen Studien zur Kulturgeschichte, seine Schilderung der geistigen und wirtschaftlichen Zustände Krains im Reformationszeitalter, seine sprachgeschichtlichen Untersuchungen u. a. auf die Zuhörer wirken! Selbst wenn sie Widerspruch erweckten, war dieser befruchtend, da er die Gegner zu erneuter Forschung drängte. Dabei hat Elze sich keineswegs mit Anregungen auf wissenschaftlichem Gebiet begnügt, seine vielseitige Begabung befähigte ihn vielmehr, jeweilig in der Umgebung, in der er lebte, den anregenden Mittelpunkt abzugeben. So war es schon zu Florenz, nach den Gedichten zu schließen, welche Betty Paoli, der Maler Bossé und Elze hier tauschten, unter welchen jene der Paoli mit der Widmung „An E“ gedruckt wurden, so ward später die deutsche Gesellschaft in Venedig unter seinem Einflusse zum Stelldichein, in welchem sich die in der Lagunenstadt lebenden Deutschen mit vorübergehend zukehrenden Landsleuten bald zu harmlosem Vergnügen, bald zu geistigen Genüssen zusammenfanden. Nicht anders war es in Meran, wo Elze, von den Bedürfnissen des täglichen Lebens ausgehend, als Schriftwart des Turnvereines die Turnerfeuerwehr ins Leben rief und auch sonst Gemeinnütziges nach Kräften gefördert hat. Darum hat aber Elze nicht bloß im Kreise der ihm Näherstehenden Liebe, sondern selbst Gegnern Achtung abgenötigt. Man vergegenwärtige sich den tiefen Riß, den die unseligen Nationalitätenstreitigkeiten in Innerösterreich zwischen deutschen und slavischen Landeskindern aufgetan haben und würdige dann die geradezu begeisterten Worte, die dem Fremden, dem Deutschen, dem Protestanten Elze von Slovenen im Slovenski Narod (Laibach 1878, Nr. 1, 2) und im Zvon

(1893, S. 622–630) gewidmet worden sind. In gleicher Weise wie in Laibach hat Elze auch in Meran allgemeine Achtung sich zu erwerben gewußt. Wie beliebt er nach dreijährigem Aufenthalt selbst in den unteren Schichten der einheimischen Bevölkerung war, lehrt ein Vorfall, den ich selbst miterlebt habe.

Es war im Juli 1868, daß ich meinen lieben Freund in Meran aufsuchen konnte und hier die Nachricht von seinem Weggang erfuhr. Wir machten einen Ausflug nach Schloß Tirol und der Zenoburg und kehrten schließlich in einem Gasthaus zu. Hier gesellte sich alsbald ein Tiroler, seinem Aussehen nach wohl ein Handwerker, zu uns, der Elze achtungsvoll begrüßte und fragte, ob es wahr sei, daß er Meran verlassen wolle. Als Elze diese Frage bejahte und auf die Aufforderung, er möge doch bleiben, erklärte, daß seine Abreise unwiderruflich sei, geriet der Fremde in sichtliche Verlegenheit und meinte endlich: Da wäre es mir doch lieber, unser Herr Dechant würde gehen und Sie, Herr Pastor, blieben bei uns.

IV

Elze war ein Mensch von lauterem Wesen, von seltener Begabung und Vielseitigkeit, von strenger Selbstkritik und darum schon in jungen Jahren von richtiger Selbsterkenntnis. Am Schlusse dieser ihm von Freundeshand gewidmeten Zeilen mögen einige seiner Gedichte stehen, zunächst das Bild, das er mit 24 Jahren (Mannheim 11. November 1847) von sich und seinem Streben entworfen und statt einer „Vorrede“ seinen begrabenen Jugendgedichten vorgesetzt hatte; es erinnert auffallend an Aufzeichnungen die er in seinen letzten Lebensjahren als Rückschau niederschrieb.

Mein Bild

Auch mir hat einst des Ruhmes Drang die Brust geschwellt,
Zu großen Taten sucht ich mir ein weites Feld,
Ich gab auch Mühe mir mit manchem guten Dinge,
Doch überall fand meine Kraft ich zu geringe.
Ob es geriet, – ob es mißlang – in jeder Art
Hab ich für Großes mir Empfänglichkeit gewahrt,
Und daß das Schönste ich genoß auf weiten Reisen,
Mag ich als ird'sches Lebensglück am höchsten preisen.
In kleinen Liedern sang ich, was mein Herz bewegt,
Doch, mich bescheidend, hab ich sie beiseit gelegt
Und wenn sie Einzelnen sind etwas wert gewesen,
So wird die Nachwelt davon nichts in Büchern lesen.

Mit Edeln meiner Zeit hab ich als Freund gelebt
Und ihrer Freundschaft wert zu sein mich stets bestrebt.
So kannt ich dieses Erdenlebens Freud und Kummer
Und lege mich dereinst getrost zum Grabesschlummer.

Ferner aus den „Maiblumen“ das 1847 in Italien entstandene Gedichtchen mit der Überschrift „Lauf der Welt“:

Aus der Knospe wird die Blüte,
Aus der Blüte wird die Frucht,
Aus dem Knaben wird ein Jüngling,
Der ein Mann zu werden sucht.

Hat sie dann die Frucht getragen,
Fällt vom Baum die Blüte ab;
Hat der Mann sein Werk vollendet,
Legt er sich ins stille Grab.

Endlich einige Zeilen, die er mit 67 Jahren niederschrieb, als noch einmal die Erinnerungen aus seiner Jugendzeit bei einer Reise nach Süditalien (1890) lebhaft aufflammten:

Vierzig Jahre sind es nun vollauf,
Seit ein Pilger ich die Welt durchzogen,
Vierzig Jahre sind es, seit in Jugendlust
Ich zuerst dem Vaterhaus entflogen.
Wieder steh ich an Sorrentos Bucht,
Schau nach Capris Eiland still hinüber,
Und die Jahre wie die Meereswogen
Ziehen an des Geistes Aug' vorüber.

Graz, Ostern 1908 *Luschin v. Ebengreuth*

Steiermark, Kärnten und Krain und ihr Zusammenwirken wider die Gegenreformation

Von Hofrat Prof. Dr. Johann Loserth

So eng auch die Union der Länder Steiermark, Kärnten und Krain seit ihren in das 15. Jahrhundert zurückreichenden Anfängen und ihrer Erstarkung in den schweren Zeiten der Türkennot gewesen ist: am vollkommensten und reinsten kam sie doch in den kirchlichen Angelegenheiten der drei Länder seit den beiden letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts zur Geltung. In anderen Dingen ließ sie oft viel zu wünschen übrig. Man hört da wohl ein- und das anderemal von Kärntner und Krainer Seite her die Klage: „Die Steirer reden und schreiben viel von Gleichheit, in der Tat aber wollen sie davon nicht viel wissen." Aber in eben diesen Tagen, aus denen die Worte stammen, ist doch wieder das Band geknüpft worden, das die protestantischen Stände der drei Länder in all ihren kirchlichen Angelegenheiten für immer miteinander verbunden hat. Vom 14. Februar 1578 ist die Religionsvergleichung der von den drei Ländern und der Grafschaft Görz mit vollmächtiger Gewalt nach Bruck abgesandten Ausschüsse datiert, in welcher sich der bekannte Satz findet, „daß sie bei ihrer christlichen Konfession bis an ihr christliches Ende bleiben, von ihr nicht weichen oder sich auf fremde Wege führen lassen wollen, es möge darüber erfolgen, was Gott immer über sie verhänge. Das alles sollen und wollen sie dermaßen mit Geduld ausstehen, daß ein Land des anderen Not für seine eigene Not und Gefahr treulich, christlich, brüderlich halten und erkennen und ein Land das andere bei der höchsten Obrigkeit, wo immer die Not es erfordern würde, nicht verlassen solle." Das ist der Wortlaut der Union, auf den die protestantischen Stände in den gefahrvollsten und kritischen Augenblicken ihrer Geschichte immer wieder zurückgekommen sind. Man hielt an ihr um so fester, je schwieriger es anfänglich scheinen mochte, eine solche Vergleichung zustande zu bringen. In allen kirchlichen Fragen sollten die drei Länder – warum Görz ausgeschlossen wurde, ist hier nicht zu erörtern – fortan ein einziges Corpus bilden, sollten Freud und Leid miteinander teilen und kirchliche Fragen niemals gesondert behandeln. In dieser Union liegt vornehmlich der Grund, weshalb die Gegenreformation, die in den Oktobertagen des Jahres 1579 mit den sogenannten Münchner Konferenzen vom 13. und 14. Oktober einsetzt, anfänglich so geringfügige Resultate erzielte.

In Gemäßheit der Brucker Union fanden denn auch die ersten Maßregeln Erzherzog Karls II zugunsten der Gegenreformation

den gemeinsamen Widerstand aller drei Länder. Die Bedrängnisse des einen werden den beiden anderen mitgeteilt, in jeder nur einigermaßen wichtigen Frage wird von je einem Lande das Gutachten des anderen eingeholt, in besonders dringenden Fällen gemeinsame Konferenzen gehalten, gemeinsam die Legationen an Kaiser und Reich oder an einzelne Reichsstände abgeordnet usw.

So galt schon die Angelegenheit des ehemaligen Jesuiten Kaspar Kratzer, der Protestant geworden, einem Rufe an die Grazer Stiftsschule gefolgt und aus Innerösterreich ausgewiesen worden war, als eine alle drei Länder berührende Sache und wurde auch als solche behandelt, endete aber mit einer völligen Niederlage der protestantischen Partei. In gleicher Weise teilen die Krainer den Steirern ihre eigenen Beschwerden mit, vor allem, daß man „den Druck der transferierten Windischen Bibel“ eingestellt habe. Der erste große Kampf im Grazer Winterlandtag 1580/81 fand auch in Klagenfurt und Laibach ein lebhaftes Echo. Mit Nachdruck weisen die steirischen Stände am 21. Dezember 1580 darauf hin, daß sich die Pazifikation von 1578 auch auf Kärnten und Krain beziehe und der ganze Verlauf der Sachen daher auch dahin gemeldet werden müsse. Das geschah denn auch, wofür die Krainer den Steirern am 6. Januar 1581 in lebhafter Weise danken und wenige Wochen später für sie eine Interzession beim Landesfürsten einreichen. Sie loben den kirchlichen Eifer der Nachbarn, können sich aber mit der Verweigerung der Bewilligungen im Landtag nicht einverstanden erklären. Am 13. Februar 1581 konnte die steirische Landschaft A. K. den Krainern die freudige Nachricht von ihrem großen Siege zukommen lassen, dem letzten, den sie erfocht. Denn, daß das Dekret des Erzherzogs vom 1. Februar 1581, daß in Religionssachen alles beim alten zu bleiben habe, keinen Frieden, sondern nur einen kurzfristigen Waffenstillstand bedeute, war klar. In allen drei Ländern sah man freilich so weit nicht, und wie aus Kärnten kamen nun auch aus Krain die herzlichsten Glückwünsche an, zugleich der nachbarliche Dank für die Mühen und die treu eingehaltene Korrespondenz.

Der erste Ansturm der Gegenreformation war abgeschlagen. Schon in denselben Tagen konnte der Jesuitenprovinzial von Steiermark Heinrich Blyssem darauf hinweisen, daß die Siegesfreude der protestantischen Stände eine eitle sei. Sie hatten ja auch den Sieg nur erfochten, weil der Erzherzog, entgegen den Festsetzungen der Münchner Konferenzen, zu schneidig darein gefahren war und die Kraft der unierten Stände unterschätzt hatte. Von jetzt an wird ruhiger, langsamer, methodischer vorgegangen: Kann man dem Adel nicht beikommen, so hindert nichts, die Gegenreformation in Städten und

Märkten in Angriff zu nehmen, und da sind es die Krainer, die hievon zuerst betroffen waren; es wird ihnen schon am 21. April 1581 trocken und kühl mitgeteilt, daß sie kein Recht haben, sich des Kirchenwesens in Städten und Märkten irgendwie anzunehmen; das zu ordnen sei Sache des Landesfürsten. Damit beginnt der Kampf gegen den Protestantismus in Städten und Märkten, es kommt zur Entziehung des Exerzitiums der Augsburgischen Konfession in der Stiftskirche zu Graz für die Angehörigen des Bürgerstandes und zu den Anfängen der Rekatholisierung in Hof- und Regierungsämtern. Auch jetzt gehen die drei Landschaften gemeinsam vor. Am 20. Juni 1582 legen sie eine Kollektivbeschwerdeschrift vor, die deswegen interessant ist, weil hier in Gemäßheit der Vereinbarungen von Bruck auch noch die Görzer einbezogen sind. Wie sich die Union der drei Länder in der kirchlichen Frage geltend macht, entnimmt man den hierüber im März 1582 gewechselten Schreiben. Die Krainer melden: die Nachrichten wegen der beschwerlichen Religionshandlungen berühren sie um so schmerzhafter, als sie ja auch Krain und Kärnten betreffen. Sie werden nicht säumen, in Gemäßheit des Brucker Vergleiches gemeinsam mit ihnen vorzugehen und bitten um Mitteilung aller ferneren Ereignisse. Die Folge der kirchlichen Union ist, daß die Herren und Landleute in Krain einen Monat später an Erzherzog Karl II die Bitte richten, die wider die Grazer Bürgerschaft erlassenen Verfügungen wieder aufzuheben und sie bei der Brucker Pazifikation zu lassen.

Von den protestantischen Ständen aller drei Länder wird jetzt die Frage der Interzession der deutschen Reichsstände beraten. Man weiß, daß damit die Annahme der Konkordienformel auch für die Protestanten Innerösterreichs in Verbindung steht, weiß auch, daß diese Interzessionen so wenig Erfolg hatten, wie die Hoffnungen, die man auf die Intervention Rudolfs II setzte, in Erfüllung gingen; ja, daß man am Grazer Hofe von dem Landeshauptmann in Krain ein Gutachten darüber begehrte, ob das Vorhaben der Stände, eine Gesandtschaft ins Reich zu schicken, nicht zu ahnden sei.

Das Beispiel der steirischen Stände, die mit der Einstellung der Landtagsbewilligungen drohen, ja selbst durchführen, findet begreiflicherweise auch in Krain Nachahmung, schließlich begehren alle drei Landschaften die Einberufung eines Generallandtages. Geben sie als Beweggrund die Defensionsangelegenheiten an, so lassen sie doch mit aller Deutlichkeit durchblicken, daß auf einem solchen gemeinsamen Tage das, was alle am meisten drückte, zur Sprache kommen würde, und das waren eben die kirchlichen Angelegenheiten. Freilich war der Erzherzog um so weniger geneigt, darauf einzugehen: hat er doch die ganzen späteren Jahre aufs bitterste bereut, es zum Tage von

Bruck kommen gelassen zu haben. Die von ihnen prätendierten Ursachen, läßt er ihnen sagen, seien nicht derart, daß man deswegen einen Generallandtag berufen müßte: trotzdem sei er geneigt, ihrem Ansuchen zu willfahren, wenn auf dem Landtage wirklich nur das Grenz- und Kriegswesen zur Verhandlung kämen, „alles andere aber (die Religion zu verstehen) gänzlich unterlassen und abgeschnitten würde“. Ein Generallandtag aber, auf dem die kirchliche Frage nicht zur Erörterung käme, hatte wieder für die Stände aller drei Länder keinen Wert. Und so schreibt denn auch der Jesuitenprovinzial am 11. November 1583 nach Rom: die Stände versagen die Steuern und dringen auf einen Generallandtag, den der Erzherzog nicht wolle, aus Furcht, daß dort vornehmlich kirchliche Fragen verhandelt werden möchten. Sogar Audienzen werden jetzt den Herren und Landleuten, falls diese korporativ auftreten, nur für den Fall bewilligt, daß sie nicht die schwierige Religionsangelegenheit der Bürger betreffen. Nichts in der Welt hätte ihn bewegen können, in seiner Kirchenpolitik eine Änderung eintreten zu lassen, ja deren Richtung zielte ganz zweifellos auf eine völlige Aufhebung der den Ständen in der Brucker Pazifikation von 1578 gemachten Zusagen. Schon waren die Vorbereitungen hiezu getroffen, als Erzherzog Karl II am 10. Juli 1590 starb. Damit hatte sich die Lage der Landschaften in der kirchlichen Frage mit einemmal gänzlich verschoben, und wenn jemals, so tritt jetzt das Zusammenwirken der drei Landschaften zugunsten ihrer kirchlichen Freiheiten kräftig in die Erscheinung. Wohl war die nunmehr verwitwete Erzherzogin Maria, die ja schon vordem die Seele aller wider die Protestanten der drei Länder getroffenen Maßregeln gewesen war, die heftigste Gegnerin der protestantischen Stände, und ihr war zweifellos der maßgebende Einfluß auf die Leitung der Dinge zugewiesen, auch waren die zunächst als Vormünder Ferdinands II und Administratoren seiner Länder in Frage kommenden Erzherzoge in denselben Tendenzen groß geworden, namentlich war vom Erzherzoge Ernst nicht die geringste Milderung des bisher auf den Protestantismus lastenden Druckes zu erwarten, aber schließlich hatten die Landschaften doch ein Mittel in der Hand, eine Linderung dieses Druckes zu erzwingen: ein neuer Herr erschien, dem die drei Landschaften huldigen mußten. Aber altem Herkommen nach geschah diese Huldigung erst, nachdem er die Freiheiten des Landes beschworen. Zu diesen Freiheiten gehörte nach den Überzeugungen der protestantischen Stände auch die Brucker Pazifikation. Diese Freiheit mit unter die anderen allseitig anerkannten Landesfreiheiten unterzubringen und als neueste Landesfreiheit feierlich und förmlich beschworen zu erhalten, war das nächste Ziel der Stände in allen drei Landschaften,

und darum führten sie einen schweren Kampf gegen den in jenen Tagen zweifellos begabtesten aller habsburgischen Prinzen: den Erzherzog Ernst. Wohl gelang ihnen die Erreichung ihres hohen Zieles nicht, auch ist es fraglich, ob der von den Jesuiten beratene neue Landesherr sich nach seiner Inthronisation an die den Protestanten gegebenen Zusagen gehalten hätte: aber die Stände erhielten durch die Vermittlung Rudolfs II wenigstens die Zusicherung, daß während der Zeit der Minderjährigkeit Ferdinands II die kirchlichen Dinge in Innerösterreich in dem Zustand verbleiben sollen, wie man ihn mit Karl II verglichen hatte; mit anderen Worten: die Pazifikation von 1578 erhielt eine neuerliche Bestätigung, und so konnten sich die Krain-kärntnisch-steirischen Stände als die Sieger in dem Huldigungsstreit nach dem Tode Karls II 1590–1592 betrachten.

Es war auch jetzt nur ein Scheinfriede. Um ihn zu erreichen, hatte die kirchliche Union der drei Länder das Äußerste aufgeboten. Wir besitzen einen ausgezeichneten Bericht über ihr Zusammenwirken am Prager Hofe, der es verdienen würde, nicht nur, wie jetzt, in dürftigem Auszug, sondern vollinhaltlich samt allen Beilagen mitgeteilt zu werden. Die Stände aller drei Länder, soweit sie protestantisch dachten, vermeinten, ihre kirchliche Stellung für die Dauer gesichert zu haben. Sie wußten nicht, daß die Denkschriften längst geschrieben, die einzelnen Maßregeln erwogen waren, wie man dem Ketzertum in allen drei Ländern ein Ende bereiten könne und müsse. Den einzigen Moment, der noch die Aussicht bot, daß es zum äußersten nicht kommen würde: die Huldigung Ferdinands II ließ man unbenützt vorübergehen. Man begnügte sich mit der Entgegennahme von Phrasen, die den jungen Erzherzog in keiner Weise banden, und war dann freilich entsetzt, als die Katastrophe hereinbrach.

Man kennt heute Genesis und Verlauf der Gegenreformation in Innerösterreich unter Ferdinand II auf das genaueste. Fast jeder Tag der Jahre 1598–1602 ist mit Maßregeln der Regierung gegen die innerösterreichischen Protestanten und mit Aktionen der letzteren angefüllt, die alte Stellung zurückzugewinnen, und wir glauben nicht, daß etwa neue Funde von Akten und Korrespondenzen aus dieser inhaltsreichen Zeit der innerösterreichischen Geschichte die Gesamtansicht verändern werden, die das massenhafte schon jetzt veröffentlichte Material von dem Werdegang der Gegenreformation darbietet. Es scheint uns auch müßig, die Frage zu behandeln: Wir haben nur zu zeigen, daß nun erst recht – in den Tagen der Not – die drei Landschaften zusammenwirken, um das Erbe der Väter zu erhalten; denn schon war die ältere Generation, die die Erfolge von Bruck errungen hatte, abgetreten und hatte den Söhnen Platz gemacht;

und wo noch einer von den früheren Stürmern und Drängern auftritt, merkt man ihm eine Ermüdung an, von der manche Stammbücher protestantischer Adeliger in jenen Tagen laut sprechen, denn in den meisten findet man den Satz der Bibel: Bleibe bei uns, o Herr, denn es will Abend werden. Jetzt erfolgten die Schläge gegen den Protestantismus: „Praevisa tela", sagte ein Saurau, einer der temperamentvollsten Männer der Steiermark. Man hat's längst besorgen müssen. Es kommt zur Auflösung des protestantischen Kirchen- und Schulministeriums in Graz und bald auch in Laibach, zur Ausweisung aller von den Landschaften bestellten und erhaltenen protestantischen Geistlichen, endlich zur Verjagung aller Prädikanten aus dem Lande. Zugleich wird die Rekuperation der den Kirchen und Klöstern in den Tagen der Reformation abhanden gekommenen Güter in Angriff genommen, in Städten und Märkten die katholische Bürgerschaft durch alle Mittel um neue Mitglieder vermehrt und in gleicher Weise in den Bauernschaften gearbeitet.

Da gab es in allen drei Landschaften Situationen, der sie aus eigener Kraft nicht Herren zu werden vermochten. Eifrig drängen die Steirer auf eine Zusammenkunft Abgeordneter aller drei Länder hin. Eine gemeinsame Konferenz war bisher der „schrecklichen Infektion", der Pest, wegen unterblieben. Jetzt sollte eine Deputation innerösterreichischer Herren und Landleute den Landesfürsten bitten, wenigstens den vom steirischen Landtag fertiggestellten Vortrag gegen die Religionsverfolgung anzuhören. In diesem Vortrage stellen sie die Bitte um Wiederherstellung des ihnen entzogenen Kirchen- und Schulministeriums und bekunden den festen Entschluß, bis zu ihrem letzten Blutstropfen beim Evangelium zu verbleiben.

Die Krainer waren sofort entschlossen, dem an sie ergangenen Rufe zu folgen, um so mehr, da die Persekution, wie sie schreiben, auch in ihrem Lande noch immer fortgetrieben wird. Und so betonen sie wie auch die Kärntner, daß sich die ihnen 1578 verliehenen kirchlichen Freiheiten auch „auf die Posterität und die Nachkommen" beziehen. Ausschüsse beider Länder erhalten von ihren Ständen eingehende Instruktionen, wie sie in Graz in Gemeinschaft mit den Steirern vorgehen sollen. Die Krainer Verordneten werden im Stifte einlogiert: dadurch wird der Zweck ihrer Ankunft in Graz schon äußerlich angedeutet. Am 22. Januar 1599 überreichen dann die abgeordneten Ausschüsse von Kärnten und Krain und die steirischen im Landtage versammelten Herren und Landleute die ausführliche, mit Motiven versehene Beschwerdeschrift gegen die Aufhebung des protestantischen Kirchen- und Schulministeriums mit der Bitte, es wieder aufrichten zu dürfen. Auch mögen die Angehörigen der Augs-

burgischen Konfession in ihren Gewissen unbetrübt gelassen werden. Der Erzherzog hatte die Audienz nur mit Widerstreben bewilligt. Man hatte die Augsburgische Konfession so lange als eine ketzerische hingestellt, daß die Gesandtschaft ihm ein Exemplar der Augustana mit der Bitte überreichte, sich nach dem Beispiele Karls V selbst zu überzeugen, daß diese Anschuldigung falsch ist. Man mag sich das Befremden Ferdinands II über die Zumutung, die Augustana zu lesen, vorstellen. Erreicht wurde nicht das mindeste. Der Erzherzog erwiderte kühl, er werde sich seinerzeit resolvieren und ließ insbesondere den Steirern vermelden, ihre Eingabe sei von einer derartigen Länge und enthalte solche Punkte, daß eine sofortige Entschließung nicht möglich sei. Den Kärntner und Krainer Abgesandten wurde unter einem befohlen, in ihre Heimat abzureisen, damit die dortigen Landtagsverhandlungen keine Störung erleiden. Der steirische Landtag wies die Aufforderung, zu den Bewilligungen zu greifen, mit den mannhaften Worten zurück: Er habe auch andere Aufgaben als nur die Bewilligungen zu leisten. Zuerst mögen die im Wege liegenden Beschwerden behoben werden. So ließen sich auch die Kärntner und Krainer vernehmen. Sie alle beklagten sich über den „hiesigen vermessenen" Jesuiten und Hofprediger, der nach seines unruhigen Ordens schädlicher Art sich erst noch gestern (1599, Januar 25) in hitziger Predigt habe vernehmen lassen, daß sich der Erzherzog eher alle Adern aus dem Leib reißen, als sich von seinem Vorsatz abwendig machen lasse. Alle neuen und dringenden Bittgesuche der Union hatten nicht den mindesten Erfolg. Der Erzherzog ließ sich in einer der gewechselten Zuschriften deutlich genug vernehmen: Von einer Union der drei Länder wisse er nichts. Die Anwesenheit der Krainer und Kärntner in Graz war ihm in hohem Grade unerwünscht. Trotzdem sie alle in den wärmsten Akzenten auf ihre in allen Lagen erprobte dynastische Treue hinwiesen und betonten, daß der Erzherzog, „wie man zu sagen pflegt, im Schlosse eines jeden Herrn und Landmanns friedlich und sicher zu ruhen vermöchte", wurde ihnen auch nicht die geringste Erleichterung zuteil. Man wird sich ja auch nicht wundern, wenn man den aufreizenden Inhalt der zwischen den Verhandlungen einlaufenden Schreiben der Erzherzogin-Mutter durchsieht.

Vom Landesfürsten abgewiesen, denken die Stände daran, sich an den Kaiser zu wenden; indem Ferdinand aber auf das hin bereit war, die von den unierten Ständen überreichte Bittschrift schon demnächst zu beantworten, wurde die Legation nach Prag unterlassen. Diese Antwort – es ist die bekannte Hauptresolution vom 21. Juli 1599, die aber auf den 30. April zurückdatiert ist, – machte nun freilich auch den geringfügigen Hoffnungen ein Ende, die man etwa für eine

Besserung der Lage hegen mochte. Die Frage einer Generalzusammenkunft der evangelischen Stände aller drei Länder tritt im Hochsommer 1599 wieder in den Vordergrund, und die Krainer sind entschlossen, einem an sie ergehenden Rufe zu folgen, „selbst wenn man von der Zusammenkunft der drei Landschaften Verdächtiges sagen wollte". Und gerade jetzt setzte die Gegenreformation mit größerer Schärfe ein als jemals früher: es genügt hier, an die barbarischen Geldstrafen, mit denen Krainer Adelige belegt worden, an die schrecklichen Feldzüge wider die Protestanten und die Wirksamkeit der Religionsreformationskommissionen, an die Eingriffe in die Landes- und Ritterrechte usw. zu erinnern. Das mindeste, was die drei Landschaften zunächst unternehmen durften, war eine Beantwortung der Hauptresolution, die als sogenannte Refutationsschrift am 24. Februar 1600 erschien, und die ein höchstnotgedrungenes Anliegen der Stände von Steiermark, Kärnten und Krain enthielt, darin ihre kirchliche Lage von einst und jetzt hervorgehoben und neuerlich scharf betont wird, daß ihre Konfession keine ketzerische sei. Zum Schlusse wird mit begreiflicher Schärfe, aber durchaus wahrheitsgemäß nochmals das unsäglich grausame Verfahren gegen protestantische Gemeinden und einzelne, gegen jung und alt, selbst gegen Kirchen, Friedhöfe und Grüfte hervorgehoben. Alles Bitten war umsonst. Am 25. Februar kündigten die Krainer Verordneten ihren Geistlichen an: „Nichts habe geholfen. Mit Betrübnis und nassen Augen müsse man scheiden – vielleicht um sich niemals wiederzusehen." Wie wenig die Regierung an ein Einlenken dachte, beweist der Umstand, daß sie am 1. März 1600 eine förmliche Achtserklärung gegen Herbart von Auersperg erließ. Schon konnte man im Juli dieses Jahres aus dem Munde des Fürstbischofs Martin Brenner die drohenden Worte hören: In sechs Wochen werde der Feldzug auch gegen den Herrenstand angehen. Schon sagen die Untertanen des protestantischen Herrenstandes „ihre Güter heim, weil sie von ihren Herren nicht versichert seien". Aus allen drei Ländern vernimmt man nichts als bewegliche Klagen. Dazu kommt noch, daß Bittschriften um Nachlaß der kirchlichen Bedrängnis „als trutzige, unbedächtige und ganz schimpfliche Anzüge" betrachtet und von dem Landesfürsten zurückgewiesen wurden, nicht selten mit scharfer Bedrohung dessen, der sie verfaßt hat. So ging es den Krainern mit ihrer Eingabe vom 23. März 1600. Schon werden selbst Mitglieder des Herrenstandes nächtlicherweile überfallen und an Leib und Leben bedroht. Die Lage war bis zum Platzen gespannt, und wenn in diesem, dem Landesherrn mit unbedingtester Treue anhangenden Herrenstande nur einige Tropfen calvinischer Gesinnung

vorhanden gewesen wären: es wäre zur blutigen Austragung der feindlichen Gegensätze gekommen. Weshalb es in Innerösterreich nicht dazu gekommen ist, das wurde in den letzten Jahren wiederholt dargelegt: es lag in dem Wesen des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses begründet. Man sollte darum auch von seiten ihrer Gegner endlich einmal mit den seit dem 16. Jahrhundert bis zu dieser Stunde und bis zum Überdruß vernommenen Pauschalverdächtigungen dieses in seiner Treue stets aufrecht gebliebenen Herrenstandes endlich einmal aufhören. Dieser Konfession war das Verhalten in ihrer bedrängten Lage aufs genaueste vorgeschrieben: Gebete zu Gott, Bitten an den Landesfürsten und, wenn die Bitten nicht helfen: Leiden und Dulden, und kommt es zum Äußersten, so wird der Wanderstab in die Hände genommen. Im Sommer 1600 kommen die Bürgerschaften nochmals an die Reihe; von der protestantischen Geistlichkeit wird sich noch selten einer oder der andere sicher im Lande aufhalten dürfen.

Unter solchen Umständen denkt man in allen drei Landschaften wieder daran, Mittel zu suchen, um dem gemeinsamen Unglück auch mit vereinten Kräften zu begegnen. Wieder tauchen die Erinnerungen an die Erfolge auf, die man im Huldigungsstreit des Jahres 1591 errungen hatte. Jetzt wie damals hoffte man auf einen Wandel der Dinge durch die Intervention des Kaisers. Aber die gemeinsamen Aktionen konnten nicht mehr so leicht in Szene gesetzt werden wie damals; bei Hof erfuhr man frühzeitig davon und fand dann leicht Mittel, Zusammenkünfte der Stände aller drei Länder zu verhindern. So waren im September 1600 Gesandte von Klagenfurt und Laibach ausgesandt worden, um in Graz mit den Steirern zu beraten. Sie kamen aber bloß bis Wildon, dort wurden sie bedeutet, daß sie „wegen der an mehreren von den Gesandten berührten Orten herrschenden Infektion“ nicht eingelassen würden; ein Protest gegen dieses unstichhältige Motiv wurde nicht einmal angenommen. In Krain klagte man, daß in diesem „herzzerbrechenden Prozeß kein Mittel mehr gelten soll und alles, was man in der kirchlichen Angelegenheit unternehme, falsch und gehässig ausgelegt werde“. Mit Mühe und Not kamen die drei Landschaften dazu, eine Gesandtschaft nach Prag abzuordnen. Die Steirer entsandten den im ganzen Lande, selbst bei den Katholiken hochangesehenen Georg Herrn von Stubenberg auf Kapfenberg und Mureck, die Krainer Herwarth von Lamberg und die Kärntner Hannibal Freiherrn von Eck. Daß ihrer eine schwere Aufgabe warte, davon waren sie von vornherein überzeugt: man weiß ja, wie schwer es hielt, bei Rudolf II zu einer Audienz zu gelangen. Daß die Gesandtschaft aber schmählich enden würde,

war doch nicht anzunehmen. Anfang Dezember 1600 war sie in Prag angekommen und am 21. schreibt Stubenberg nach Hause, vor Weihnachten dürften sie zu keiner Audienz kommen. Sie kamen überhaupt nicht dazu; schließlich reiste Lamberg nach Hause und Eck wurde krank und starb in den ersten Märztagen. Im Sommer trat Rathmansdorf an Stubenbergs Stelle, Lamberg war durch Gall ersetzt worden und die Stelle Ecks unbesetzt geblieben. Diese zweite Gesandtschaft endete noch schmählicher als die erste. Dem steirischen Gesandten sagte der kaiserliche Vizekanzler bündig und trocken, er werde in Prag leeres Stroh dreschen oder, wenn er überhaupt vom Kaiser eine Resolution erhalte, wird sie die Steirer nicht freuen. Andere behandelten die Sache spöttlich; endlich sagte man ihm: Und wenn er Jahr und Tag in Prag verweile, werde er keine andere Antwort erhalten. So kehrte er unverrichteter Dinge in die Heimat zurück.

Mit gemeinsamen Bitten war – das sah man jetzt deutlich – in Prag ebensowenig zu erreichen wie in Graz; daher begnügen sich die Landschaften damit, nur noch in bestimmten Einzelfällen Interzessionen bei dem Landesfürsten einzureichen. Die Verordneten des einen teilen ihre kirchlichen Beschwerden den anderen mit, ersuchen um deren Gutachten usw. Bald mußte es jedem Weiterblickenden klar werden, daß jedem, dem es um seinen Glauben ernst war, kaum ein anderes Mittel als die Auswanderung übrigblieb. In der Tat stellten die protestantischen Stände aller drei Länder an den Erzherzog das Anerbieten, aus dem Lande abzuziehen, falls ihnen ihre Güter bezahlt würden. Die in dieser Bitte versteckte Drohung schreckte den Erzherzog nicht. Er stand fester als je auf dem Standpunkte, den er von Anfang her eingenommen hatte, und war nicht gewillt, auch nur einen Fußbreit davon zu weichen.

Noch hatten die protestantischen Stände Innerösterreichs ein Mittel übrig, das sie anwenden konnten, um ihrer kirchlichen Notlage abzuhelfen und das auch bei der Nachfolgung in der Zeit Karls wiederholt in Anwendung gekommen war: Die Anrufung der Intervention der glaubensverwandten Stände des Deutschen Reiches. Zwar hatte dies Mittel in den Tagen Karls II mehr geschadet als genützt, wie dieser Fürst sich einmal vernehmen ließ: könnte er den Landschaften zu Willen sein, er wollte nicht Fremden den Dank seiner Untertanen verdienen lassen. Nichtsdestoweniger wurde dieses Mittel auch in den Tagen Ferdinands II wieder angewendet. Es waren die Kärntner und Krainer, die zuerst wieder – im Herbste 1602 – die Frage einer Legation an Kaiser und Reich in Erwägung zogen. Die Krainer wollten beim Reichstage in Regensburg die evangelischen Stände um ihre Vermittlung angehen, „damit wir bei

der Augsburgischen Konfession gelassen werden". Da auch die Stände von Niederösterreich aus dringenden Gründen, vornehmlich aus Sorge, die steirisch-krainisch-kärntnischen Dinge könnten in Österreich Nachahmung finden, das Jahr darauf eines ihrer Mitglieder, den Freiherrn Wolfgang von Hofkirchen, ins Reich sandten, um bei den evangelischen Fürsten eine Intervention an den Kaiser zu erreichen, und der Bericht, den Hofkirchen auch nach Steiermark gelangen ließ, manche Lichtpunkte bot, so nahm man nun auch in Innerösterreich den Gedanken einer Legation wieder auf. In Graz wurde am 22. Januar 1604 hierüber beraten und eine Instruktion für die Gesandtschaft in Aussicht genommen. Sie sollte von allen drei Landen ausgehen und zählte die bisher von diesen unternommenen Schritte auf, um eine Änderung ihrer unerträglichen Beschwerden zuwege zu bringen. Zu Gesandten wurde seitens der Steirer Georg Galler gewählt, dem die Kärntner Hans Mosdorfer und die Krainer H. G. Schränkler beigaben. Die Gesandtschaft wurde an den religionsverwandten Höfen mit großer Wärme empfangen und des besten Willens versichert, aber die Interzessionen verliefen, soweit man sehen kann, auch diesmal ohne greifbaren Erfolg. Ja, gerade während die Legation im Reiche verweilte, erfolgten neue schwere Schläge auf den innerösterreichischen Protestantismus. Neuerlich wiederholten die Stände ihr Ansuchen, ins Exil zu gehen, wofern man ihnen ihre Güter abledige. Die Klagen über kirchlichen Druck nahmen an Umfang und Inhalt zu. Schon vordem war ein Verbot gemeinsamer Zusammenkünfte Abgeordneter aller drei Länder erlassen worden; das wird nun aufs neue eingeschärft. Sollten sich die Stände ihrer nicht enthalten, müßte ihnen ein strenger Verweis gegeben werden: „Die fürstliche Durchlaucht", heißt es in der Resolution vom 14. Februar 1605, „müsse die so oft vorgekommene unbegrüßte Zusammenbeschreibung der Herren und Landleute und die schimpfliche Präterierung und Ausschließung der Katholischen billigermaßen ahnden". Wird dieser neue Grundsatz strenge befolgt, so muß das Zusammenwirken der drei innerösterreichischen Länder in kirchlichen Dingen von selbst aufhören.

Noch einmal schöpften die protestantischen Stände daselbst neuen Mut. Man kennt die Versuche der Stände von Nieder- und Oberösterreich, anläßlich der Huldigung des Erzherzogs Matthias jene kirchliche Stellung wieder zu gewinnen, die ihnen einstens Maximilian II gewährt hatte. Diese Stände – man nennt sie, weil sie zu Horn tagten, die Horner – traten mit Böhmen, Mähren, Schlesien und Ungarn in Verbindung. Wenn es ihnen gelang, ihre Absichten durchzusetzen, so konnte die Rückwirkung auf Innerösterreich schwer

ausbleiben. Man folgte daher hier den Aktionen des Nachbarlandes mit großer Spannung. Ferdinand II meinte nicht anders, als es müsse in Steiermark, Kärnten und Krain demnächst (1609) zu einer Rebellion kommen und hatte alle militärischen Maßregeln dagegen getroffen. Wie täuschte er sich in seinen Untertanen. Die Stände in keinem der drei Länder dachten daran, auch nur um einen Zoll breit über die ihnen einst von Andreae gepredigte Lehre vom Gehorsam dem Landesfürsten gegenüber hinauszugehen. Wenn auch Gerüchte in Umlauf kamen, sie hätten Waffen im Reiche bestellt, so war doch nichts daran, und auch jetzt verlangten sie nur eine gnädige Resolution in Religionssachen.

Und bloß um dies Ziel zu erreichen, traten in den Septembertagen 1609 Herren aus Steiermark, Kärnten und Krain in Gemäßheit der Brucker Union von 1578 zusammen. Diese Absicht drückt der steirische Vollmachtsbrief vom 7. September 1609 mit aller Deutlichkeit aus. Da ihre große Bedrängnis, heißt es daselbst, ihre Bedrängnis sowohl mit Abschaffung als auch mit Zerstörung der ihnen gehörigen Schulen und Kirchen, die Austreibung ihrer Lehrer und ihrer Bekenner unter den Landesbediensteten, Bürgern, und Bauern kein Ende nimmt, da zu den Religions- auch noch politische Beschwerden hinzukommen, da sie ihrer uralten Possesionen beraubt, ihnen die erblichen Begräbnisstätten genommen, einzelne Landleute arrestiert, ihrer Ämter entsetzt und sonst schmachvoll behandelt werden, da sie fernerhin genötigt sind, Kindertaufen, Kopulationen usw. durch katholische Geistliche vornehmen zu lassen, was ihre Gewissensnot zweifellos vermehrt, da von den aus dem Lande Geschafften, die teils ihre Diener, teils ihre Untertanen sind, der 10 Pfennig genommen wird, womit man vor Jahren selbst die aus dem Lande gewiesenen Juden verschont hat, was alles gegen die Landesfreiheit und wider altes Herkommen ist, da fernerhin ihr Flehen um Abhilfe bisher nicht erhört wurde: so werden sie gedrungen, um eine gnädige Resolution anzuhalten. Und wie in den alten Tagen, wird auch jetzt wieder bestimmt: Eine aus 16 Mitgliedern bestehende Kommission habe in Gemäßheit der alten Union der innerösterreichischen Lande und der in Bruck 1578 getroffenen Bestimmung, „daß diese Lande in allen Notfällen ungesondert für einen Mann stehen und kein Land das andere verlassen soll“ usw. mit den genannten Ländern zu korrespondieren und mit ihrer Hilfe das Nötige zur Erhaltung der bedrängten Kirche zu veranlassen. Die Mitglieder dieses Ausschusses sollen im Falle der Not auf einen bestimmten Ort „beschrieben“ werden. Sollten ihnen Beschwerden zustoßen, so würden sie diese gemeinsam tragen und falls einem und dem andern

bei Zitationen das freie Geleit versagt würde, sollten alle für ihn einstehen und den erlittenen Schaden gemeinsam tragen.

Und so sagen auch die Krainer, daß sie nur aus gottseligem Eifer und Ernst sich ihres ihnen geraubten Exerzitiums mit Hilfe der Steirer und Kärntner annehmen . . . Der Gedanke an eine Rebellion liegt ihnen fern, und man muß nur die wahren Beziehungen dieses innerösterreichischen Herrenstandes zu dem angestammten Herrscherhause kennen, um die Haltlosigkeit der wider ihn erdichteten Verdächtigungen zu ersehen. Ich will nicht leugnen, daß in Böhmen und Mähren die Dinge vielfach anders geschaffen sind: aber in Innerösterreich wäre es ganz undenkbar gewesen, daß die Stände sich an eine Persönlichkeit wie es die des Winterkönigs war, gewendet hätten. Die Frage, über den engeren Kreis innerösterreichischer Landsmannschaft hinaus mit Niederösterreichern und Ungarn in eine Konföderation zu treten, lag ja nahe, aber – und das kann man nicht laut genug sagen – immer war es diesen innerösterreichischen Ständen nur um die Sicherstellung ihrer Konfession zu tun. In diesem Sinne wandten sich die in Graz versammelten deputierten Ausschüsse der drei Landschaften an die ungarischen Stände mit der Bitte, für sie bei Ferdinand II und dem Kaiser einzutreten und so sind auch die Instruktionen für ihre nach Wien, Prag und Breslau gesandten Abgesandten gehalten.

Allen Bitten setzte Ferdinand II das schroffste Nein entgegen: „er gedenke bei seinem Vorhaben bis in die Grube zu verbleiben“, er erließ an die in Wien weilenden Gesandten der drei Länder, „die sich kraft der von ihren Prinzipalen empfangenen Vollmachten verdächtiger Handlungen und unverantwortlicher Praktiken unterfangen“, den strengsten Befehl, sich dieses unzulässigen Negozierens zu enthalten und unverzüglich heimzukehren. Von einem Mitglied des deputierten Ausschusses, Gottfried von Stadl, begehrt er den genauen Inhalt des an die ungarischen Stände gerichteten Schreibens und den Namen von dessen Autor zu wissen. Das Mißtrauen des Erzherzogs war nicht leicht zu beschwichtigen. Noch am 13. Januar 1610 sandten die aus Steiermark, Kärnten und Krain nach Graz erforderten Ausschüsse an ihn eine Entschuldigung wegen des Schreibens, das sie an die Stände Ungarns geschickt hatten, und zwei Tage später ließen die drei Abgesandten ein Schreiben nachfolgen, darin sie „vor Gott dem Allmächtigen und vor ihrem Landesfürsten an Eidesstatt bezeugen, mit keinerlei verdächtigen Handlungen und unverantwortlichen Praktiken umgegangen zu sein, noch auch solche Gesinnungen zu hegen, vor denen Gott sie behüten möge. Sie hätten keine andere Aufgabe gehabt, als Namens ihrer Landschaften eine Interzession an

König Matthias und die ungarischen Stände abzugeben". Der Erzherzog nahm die Entschuldigung und die Versicherung ihrer Treue in kühlster Weise zur Kenntnis. Die Stände der drei Länder hatten nur noch die Aufgabe nachzuweisen, daß solche Konföderationen, die man ihnen so sehr verarge, in ihrer Geschichte nichts Ungewöhnliches seien. Schon zu Lebzeiten Maximilians I, sagen die Krainer, und mit seiner Bewilligung habe zwischen den fünf niederösterreichischen Landen (zu Innerösterreich noch Ober- und Niederösterreich) eine solche Konföderation stattgefunden, und die Krainer gedächten auch nicht von ihr zu lassen. Um den Erzherzog völlig zu beruhigen, überreichten ihm die Ausschüsse der drei Landschaften am 21. Januar 1610 eine Eingabe, in der sie ihrem Bedauern Ausdruck gaben, daß er seinen Argwohn wegen ihrer Legation nach Ungarn noch immer nicht habe fallen lassen und daß das Dekret noch starke Drohungen wider sie enthalte. Sie beteuern, durch ihr Vorgehen, das ein ganz öffentliches gewesen, nichts getan zu haben, was dem Ansehen des Landesfürsten hätte abträglich sein können. Ferdinand antwortete, man habe ihm nicht den Autor des Schriftstückes genannt, auch das verschwiegen, was den Argwohn wachgerufen habe.

Die Interzessionen, die nun die Nachbarlandschaften an Ferdinand II sandten, hatten begreiflicherweise nicht den geringsten Erfolg, und dasselbe ungünstige Resultat hatte die Bitte der Steirer an die evangelischen Reichsstände und deren Vertreter am Kaiserhof. Es war die letzte gemeinsame Aktion in größerem Stil, die von den innerösterreichischen Ständen versucht wurde; sie war gescheitert und hatte nicht einmal das Resultat, daß die Regierung, die nun die handgreiflichsten Beweise für die unentwegte Loyalität des innerösterreichischen Herrenstandes gewonnen hatte, in ihrem Verfahren gegen den innerösterreichischen Protestantismus gelindere Wege einschlug. In dieser Hinsicht blieb der Kurs auch nach dem Jahre 1609 derselbe, der er vordem gewesen war.

* * *

Die voranstehenden Ausführungen beruhen auf dem reichen Aktenmaterial, das nunmehr unter dem Titel: Akten und Korrespondenzen zur Geschichte der Gegenreformation in Innerösterreich unter Erzherzog Karl [bezw. unter Ferdinand II] in den Bänden 50, 58 und 60 der Fontes rerum Austriacarum 2. Abt. vorliegt, von denen die beiden letzteren allein 2822 Nummern umfassen. Die Einleitungen zu den einzelnen Bänden geben nicht nur über ihren Inhalt genauere Auskunft, sondern enthalten auch eingehendere Berichte über das Quellenmaterial zur Geschichte der Gegenreformation in Innerösterreich.

Die zeitgenössischen Buchdrucker als Förderer von Trubers Werk (1550–1595)

Von Dr. Friedrich Ahn

Mit der Wende des 16. Jahrhunderts kam neues Leben über alle Länder der bekannten Welt. Die Königin der Erfindungen hatte eine Fackel entzündet, welche mit nie verlöschendem Flammenlichte den Erdkreis erleuchtete. Martin Luther nannte die Erfindung Gutenbergs in seiner tiefkräftigen Sprache „das letzte Auflodern vor dem Erlöschen der Welt". Bald hatten „die Waffenschmiede der Bildung" in den größeren Städten ihre Druckerstätten eröffnet und trugen von nun an den Strömungen der geistigen Kultur und den politischen Verhältnissen Rechnung. Der spekulative Geist der Typographen warf sich zunächst auf solche Werke, die im Geiste des Zeitalters geschrieben waren. Eine Bibel, ein Psalterium, Chorgesänge, einige kleinere Wörterbücher für die Schule, der Kalender mit dem Aderlaßtäfelchen waren die ersten Produkte der neuen Kunst. Daran reihten sich theologische Werke; voll spitzfindiger scholastischer Untersuchungen, endlich zeugen die trefflichen Klassikerausgaben von der emsigen Tätigkeit der ersten hochgebildeten Buchdrucker.

Es kam das Jahr 1517, welches den Segnungen der neuen Kunst weiteren Stoff versprach und sein Versprechen glänzend erfüllte. Die Kirchenreformation Luthers hätte niemals solche Fortschritte in verhältnismäßig kurzer Zeit gemacht, wenn sie nicht die Buchdruckerkunst vorgefunden und zur Verfügung gehabt hätte. Rasch warfen kunstgeübte Jünger, darunter auch viele Gelehrte, Bibeln, Postillen, Katechismen, Gesangbücher sowie gelehrte Abhandlungen aus beiden Lagern auf den Büchermarkt. Nun wurden Bücher nicht nur verlegt und gedruckt, sondern auch eifrig gekauft und gelesen. Denn mit unglaublicher Schnelligkeit hatte sich die neue Lehre über ganz Deutschland und die Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie verbreitet. Nach Steiermark und Kärnten kam Luthers Lehre aus Salzburg in das Enns- und Mölltal, nach Krain aus Wien und Kärnten. Schon 1527 bildete sich ein Kreis protestantischer Männer. Matthias Klombner, ein hochbegabter Mann, war der Mittelpunkt. Um ihn scharten sich jüngere Männer aus den besten Häusern von Laibach, wie: Leonhard Budina, Hans v. Khisl, Martin Pregl, Lukas Zweckl, Andreas Foresto, Georg Seyerle und viele andere. Auch unter der Domgeistlichkeit der Landeshauptstadt Krains gab es schon damals evangelisch gesinnte Männer, wie die Domherren Dr. Leonhard

Mertlitz, Georg Dragolitz und Paul Wiener.[1] Weder die Türkennot noch die schärfsten Befehle der geistlichen und weltlichen Obrigkeit vermochten hier wie anderwärts der Ausbreitung des Protestantismus Einhalt zu tun. Die tonangebenden Kreise der reformatorischen Bewegung in unseren Provinzen sahen sich bald nach Druckerstätten um; fanden sie keine im Lande, wie es so häufig damals der Fall war, so mußten sie mit den entlegenen deutschen Druckereien vorliebnehmen, und namentlich Süddeutschland bot in vielen Fällen so mancher Provinz Österreich-Ungarns hilfreiche Hand, bis es endlich der rastlosen Tätigkeit der Beteiligten gelang, den Bedarf an Büchern (in erster Reihe an Bibeln, Katechismen, Postillen und theologischen Streitschriften), die zur Weiterverbreitung des Evangeliums unter die größere Volksklasse dienen sollten, im Lande zu decken.

So lagen die Verhältnisse in dem von dem Christenfeind so arg heimgesuchten wehrhaften Ländchen Krain. Wie wir bereits oben erwähnt, war hier schon frühzeitig – kaum zehn Jahre, nachdem Martin Luther seine Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen hatte – ein neues Geistesleben erweckt worden. Primus Truber war der Pfleger und Hauptförderer desselben. Ihm verdanken die Slovenen ihr Schrifttum, Truber ist der Luther der Slovenen. Freilich war unser Reformator nicht in so günstigen Verhältnissen tätig, wie sein deutsches Vorbild. Für seine reformatorische und organisatorische Arbeit fehlte ihm eine Druckerei – in ganz Innerösterreich gab es noch keine solche –, „unser literarischer Kolumbus“ mußte sich daher nach außen umsehen, um seine grundlegenden Arbeiten, das Abecedarium und einen Katechismus, im Drucke erscheinen zu lassen.

Zu Nürnberg und Schwäbisch-Hall war die Drucklegung der genannten Opuscula Trubers wegen der strengen Zensurbestimmungen wahrscheinlich unmöglich. Johann Brentius dürfte nun Truber an Ulrich Morhart in Tübingen gewiesen haben, der Professor der Tübinger Universität Matthias Gerbiz sowie der herzoglich württembergische Rat Michael Tiffernus werden die Fürsprecher Trubers bei Morhart gewesen sein. Dieser, ein gebürtiger Augsburger, hatte in den Jahren 1519 bis 1522 seine Kunst in Straßburg ausgeübt und war seit 1523 zu Tübingen in der Burgsteige in seiner Offizin in hervorragender Weise tätig. Unter dem Einflusse seiner Umgebung edierte er hier zahlreiche Schriften der bekanntesten Gegner Luthers und Zwinglis bis zur Einführung der Reformation in Württemberg.

[1] Elze im Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus, Jahrg. I S. 22, schreibt: „Schon 1525 lassen sich die Anfänge der reformatorischen Bewegung, und zwar unter dem Klerus nachweisen.“

81 Werke, darunter solche von Dr. Eck, Faber, Cochläus, Schatzger, Dietenberger, Tuberinus, Neudorffer und anderer Katholiken, waren die Frucht der Tätigkeit Morharts in der ersten Periode von 1523 bis 1535, während alle Pressen ringsum im Dienste der Reformation standen.[1] Nach 1535 sehen wir gerade diese Offizin im Dienste der Kirchenreformation Luthers als eine der eifrigsten. Als sich nun Truber 1550 um einen willigen Typographen umsah, um sein Abecedarium und seinen Katechismus erscheinen zu lassen, erklärte sich Morhart, wie wir schon oben gesagt haben, bereit, die Erstlingswerke unseres Reformators unter fingiertem Namen des Druckers und Druckortes zu übernehmen. „Jernej Skuryaniz in Siebenbürgen" lesen wir als Drucker und Druckort auf beiden genannten Werkchen. Auch der Verfasser ist unter dem fingierten Namen: „Philopatridus Illyricus" verborgen. Diese Opuscula Trubers, noch mit gotischen Typen gedruckt, sind die Erstlingsdrucke in der slovenischen Sprache,[2] welche Truber, wie er selbst erzählt, „verborgen, mit Gefahr und in seinem Abwesen, daß er's nit hat mögen corrigieren, drucken lassen." Nach vierjähriger Pause – Ulrich Morhart war inzwischen 1554 gestorben – begann 1555 das eigentliche Werk des „slavischen Bücherdrucks", als die Witwe Morharts unter der Leitung ihrer Söhne erster Ehe, Oswald und Georg Gruppenbach, das Geschäft übernahm und weiterführte. Truber hatte seinen Matthäus fertiggestellt und dieser erschien 1555 auf Kosten des Herzogs Christoph von Württemberg.[3] Ein Lieblingswunsch Trubers, wenigstens einen Teil

[1] Steiff, Der erste Buchdruck in Tübingen S. 46, schreibt: „Während ringsherum so ziemlich alle Pressen im Dienste der Reformation standen, war die Tübinger Druckerei allein noch in Südwestdeutschland der katholischen Sache zugänglich. Denn katholisch war damals noch das Regiment im Lande, katholisch also auch die Universität . . . und so kam es, daß dank seiner Presse Tübingen im 2. Jahrzehnt des 16. Jahrh. einen Hauptwaffenplatz der Reaktion gegen die von Nord und Süd eindringende neue Lehre bildete." – Über Morhart vgl. Roth, Das Büchergewerbe in Tübingen. – Falkenstein, Gesch. der Buchdruckerk. S. 201 ff. – Dimitz, Gesch. Krains I S. 205 ff. – Österr. Revue II 1864 S. 84 ff. – Der Aufmerksame, Jahrg. 1856 S. 98 ff. – Primus Trubers Briefe in der Bibliothek des liter. Vereines 215.

[2] Tübingen brachte auch den ersten hebräischen Druck im Jahre 1522: Die durch Reuchlin herausgegebenen Buß-Psalmen.

[3] Die Druckanstalt war mit ihrer Presse wegen der drohenden Pestgefahr nach Reutlingen übersiedelt. Truber schreibt an Bullinger vom 13. September 1555: „Es gestet den hrn. Vergerium diser kleiner druckh warlich vill geldts von wegen das er die druckerei von Tibingen sterbs halben (d. i. der Pest wegen) auff sein aigen khosten hie er (hieher) gen Reuttling hat füeren lassen."

der Bibel seinen lieben Landsleuten in ihrer Landessprache zu schaffen, war erfüllt worden. Dasselbe Jahr brachte auch noch ein Abecedarium und den Katechismus in Sedez. Weitere Teile des Neuen Testamentes brachten die folgenden Jahre aus der Druckerei der Erben Morharts zum Teil in geschäftlicher Verbindung mit Ungnads Bibelanstalt in Urach.[1] Der Herzog Christoph von Württemberg hatte seinem Rate Hans von Ungnad das ehemalige Amandistift in Urach zur Residenz eingeräumt. Ungnad dürfte bereits von Cilli her mit Truber verkehrt haben und als dieser, mit der Veröffentlichung der slovenischen Übersetzung des Neuen Testamentes beschäftigt, ihm am 1. April 1560 meldete, daß seine neuen slovenischen Bücher[2] von zwei kroatischen Priestern ins Kroatische übersetzt worden seien und nun mit „krobatischen", das ist mit glagolitischen Typen gedruckt werden sollten, daß es aber an den nötigen Geldmitteln fehle, Großes wäre aber zu erreichen, wenn Ungnad von den evangelischen Fürsten und Herren soviel Unterstützung erwirken könne, um den Unterhalt der zwei Priester in Tübingen beim Drucke und einen Teil der Druckkosten zu bestreiten, da faßte Ungnad Trubers Idee mit Feuereifer auf und brachte Trubers Plan in noch größerer Ausdehnung zur Ausführung und vollen Reife. „Er war der mächtige Stamm", schreibt

[1] Es sind dies: **1555.** 1. Ta Evang. Sv. Mateusha mit lat. Typen, 2. Abecedarium, 3. Katechismus in 16°; **1557.** 4. Nov. Testam. I (die vier Evangelien und die Apostelgeschichte); **1558.** 5. En Regishter (Postille); **1560.** 6. Nov. Test. IIa (Römerbrief); **1561.** 7. Nov. Testam. IIb (1. und 2. Korinther, Galater); **1562.** 8. Articoli oli deili . . .; **1564.** 9. Ordninga cerkovna (Kirchenordnung); **1566.** 10. Ta celi Psalter; **1567.** 11. Nov. Test. IIc (Epheser, Philipper, Kolosser, 1. und 2. Thessaloniker, 1. und 2. Thimotheus, Titus, Philemon), 12. Ta celi Catechismus (Kirchengesangbuch); **1570.** 13. Ta celi Catechismus, 2. A.; **1574.** 14. Ta celi Catechismus, 3. Aufl.; **1575.** 15. Try dukouske peisni, 16. Catechismus s dveima islagama; **1577.** 17. Nov. Test. II d (Hebräer, Jacobus, 1. und 2. Petrus, 1.–3. Johannes, Judas, Offenbarung in Oktavo); **1579.** 18. Ta pervi Psalm; 1581. 19. Formula Concordiae; **1582.** 20. Nov. Testament, 2. Ausg., 21. Ta slovenski kolendar.

[2] Den erforderlichen Aufwand der Drucklegung hatte Truber teils aus eigenen, teils aus den vom Herzoge von Württemberg und den Ständen von Krain gewährten Unterstützungen bestritten. Das bis zum Jahre 1560 „von den Creinern bei 1000 gulden erbettelte und zu tallern ersamelte" Geld hatte Truber „umb windischen druckh ausgeben" (Kempten, 1. April 1560). Doch diese Gelder nebst seinen eigenen Mitteln reichten nicht aus, die Druckkosten zu decken, so daß er in Schulden geraten war: „ich will mich nun hinfür hüetten vor schulden", schreibt Truber am 19. März 1560. Erst im August desselben Jahres trat er mit Ungnad in Verrechnung.

Klun, „an dem sich die junge Pflanze der slovenischen Literatur emporrankte, welche jedoch nur zu bald abgeschnitten ward, während ihre Wurzel nach ein paar Jahrhunderten neue Keime trieb.“ Vor allem wurden im Sommer 1560 der Punzenschneider Johann Hartwach und der Schriftgießer Simon Auer zu Nürnberg beauftragt, unter Stephan Consuls Anweisung die nötigen Typen herzustellen.[1] Mit diesen legte Ungnad in Urach eine eigene Druckerei an[2] und begründete hiemit seine berühmte kroatische Bibelanstalt, für welche Beiträge von König Maximilian, Herzog von Württemberg, den protestantischen Kurfürsten, Fürsten, Herren usw. sowie auch von einigen österreichischen Provinzen geleistet wurden. Trotzdem beruhte die Erhaltung dieser Bibelanstalt auf Vorschüssen, welche Ungnad aus seinem Vermögen leistete.

Zumeist unter Trubers Oberleitung – auf Ungnads Vermittlung erhielt Truber vom Herzog Christoph eine Pfarrerstelle in Urach, 1566 die zu Derendingen bei Tübingen, wo er bis zu seinem 1586 erfolgten Tode blieb – arbeiteten bei derselben Stephan Consul, Anton Dalmata, Georg Juričić, Mate Popović, Ivan Malešević, Leonard

---

[1] Sobald die Typen fertig waren, wurden Probezettel noch in Nürnberg gedruckt und zu Sachverständigen nach Wien, Laibach und anderwärts verschickt. Vgl. Arkiv za povĕstnica jugoslav. I S. 142: „Tablica azbukom glagol. sa očenašom . . . i sa 117 Psalmom tiskana u Nürnbergu god 1560.“

[2] Der Zeitpunkt der Errichtung ist nicht genau zu bestimmen, wahrscheinlich fiel sie in die Mitte des Jahres 1561. Nach R. Roth, Das Büchergewerbe in Tübingen S. 12, sind die im Sommer 1560 hergestellten glagolitischen Typen wenigstens ein Jahr früher in die Morhartsche Anstalt gekommen, als die Uracher Presse in Betrieb gesetzt wurde. Tatsache ist, daß dieselben Stephan Consul von Regensburg zu Weihnachten 1560 nach Tübingen gebracht hatte. Im Oktober 1561 kam in Urach noch eine zweite Presse hinzu. Ungnad schreibt an König Maximilian vom 22. Oktober 1561: „Und gewarten teglich noch ainer truckherpress aus Nurnberg, dass man hie in meiner behaussung mit zwo und zu Thubingen mit einer press alle drey sprachen und geschrifften, windisch, glagolisch und cyrulisch furderlich wirt truckhen mögen.“ Und Truber schreibt an die Herren Jobst von Gallenberg . . . Hanns Joseph von Eckh von Urach (10. Februar 1562): „man hat druckht bisher auff zwaien pressen 13.000. Dreizehen tausent pögen wochenlich.“ Die Kosten müssen wohl erstaunlich groß gewesen sein, wenngleich Truber in seiner Uneigennützigkeit nie etwas für seine hervorragende Tätigkeit annahm. „alle monat hat man umb papyr, den druckhern und setzern allein, an h. Stephans, Anthoni, und zwen Usskoken, und eines pueben besoldung muessen geben 226 gulden . . . Ich hab vom ersamleten geld auf meine person nicht ein phennig empfangen, beger auch nichts davon . . .“ (10. Februar 1562).

Merčević u. a. Eben wegen der vielen Mitarbeiter kam es häufig zu Uneinigkeiten und Beschwerden. Truber, dessen Beschwerden nach Ungnads Ansicht nur „vermeinte" waren, der an allem schuld, ein Urheber alles Zankes, ein Gegner und Verhinderer seiner „lieben" Bücher war, hatte in Krain nur die evangelischen Gemeinden im Sinne, er wollte und konnte nicht für Personen sorgen, die in Urach unterkommen und versorgt werden wollten.

Aus dieser Anstalt, dem „Schatze" Ungnads, den er auf seinem Totenbette seiner Frau auf das wärmste empfahl, gingen 31 Werke in kroatischer Sprache, die teils mit glagolitischen, teils mit cyrillischen und teils mit lateinischen Typen gedruckt wurden, und sechs in lateinischer Sprache hervor. Nach dem Tode Ungnads geriet die Druckerei ins Stocken. Die Söhne des Begründers derselben, Hans und Ludwig, erklärten sich zwar in einem Schreiben vom 12. August 1565 dem Bürgermeister und dem Rate der Reichsstadt Kaufbeuren bereit, das Bibelwerk mit Unterstützung der Stände nnd Fürsten weiterzuführen und Stephan Consul sowie Anton Dalmata blieben noch das ganze Jahr 1565 in Urach. Erst am 2. März 1566 meldeten sie sich in Stuttgart beim Herzog Christoph um ihre Entlassung, die sie auch mit einem ehrenvollen Zeugnis und einem Reisegeld erhielten. Ohne die pekuniäre Unterstützung ließ sich der bisherige Geschäftsbetrieb nicht weiter fortführen. Trotzdem arbeitete Truber rastlos weiter. Bis zum Jahre 1595 war Tübingen immer noch der Druckort zahlreicher slovenischer Werke. Das Jahr 1595 brachte die letzten zwei slovenischen Drucke aus Tübingen; es ist dies die: Hishna postilla Dr. Martina Luthera. Windisch von Primož Truber, herausgegeben von Felizian Truber, in Folio und das Betbüchlein windisch (nach Andreas Musculus) 2. Auflage, ebenfalls durch Felizian Truber.

Nicht unerwähnt lasse ich an dieser Stelle das Druckersignet unseres Typographen. Es ist dies das Lamm der Eucharistie, mit der Siegesfahne auf dem überwundenen Drachen stehend, herum die Umschrift: Victoria. Dieses Druckerzeichen führen auch die Nachfolger, Georg Gruppenbach, von 1571 an allein Inhaber des Geschäftes, nur in vollerer Ausführung und etwas verändert.

Johann Mannel war in Laibach der Förderer der Bestrebungen Trubers und dessen Nachfolger.

Bereits im Dezember 1561 war der Typograph Augustin Frieß in der Absicht von Straßburg nach Laibach gekommen, um hier mit Unterstützung der Landschaft die Kunst Gutenbergs einzuführen, auszuüben und Werke der neuen Lehre im Drucke erscheinen zu lassen.

Wie wir wissen, kam es nicht zur Verwirklichung dieses Vorhabens, da Primus Truber selbst jede Verwendung für die Unternehmung bei der Landschaft kurzweg abschlug und Frieß unverrichteter Dinge abgezogen war.

Günstiger gestalteten sich die Verhältnisse für die neue Kunst, als Georg Dalmatin für seine emsige Tätigkeit eine Druckerei im Lande benötigte und Georg von Khisl wärmstens für die Einführung der Segnungen der neuen Kunst eintrat. Johann Mannel[1] erhielt die Erlaubnis zum Betriebe eines Buchdrucker- und Buchhandelsgeschäftes und bereits im Sommer 1575 war die Druckerei im Gange und der Herbst 1575 brachte das erste in Krain gedruckte Buch, Dalmatins slovenische Übersetzung des Jesus Sirach. Sechs Jahre emsiger Tätigkeit unseres Typographen gaben 29 Druckschriften das Leben. Wegen Herstellung und Herausgabe der protestantischen Schriften in slovenischer Sprache, namentlich wegen des Druckes des ersten Teiles der Dalmatinischen Bibel, war die Laibacher Druckerei der erzherzoglichen Regierung schon seit geraumer Zeit ein Dorn im Auge. Die Gelegenheit zum Einschreiten gegen die genannte Druckanstalt wurde daher von der Regierung auch bald gefunden. Dalmatins Übersetzung der Bibel in die slovenische Sprache war bereits 1579 vollendet und unser Typograph legte bereits 1580 ein Probeblatt derselben für die krainischen, kärntnischen und steirischen Landstände gedruckt vor, als Erzherzog Karl diesen Druck verbot, Mannels Druckerei sperren ließ und ihn selbst aus Krain und allen Erbländern verbannte. Auf diesen Befehl hin, welcher noch am 19. November und 30. Dezember 1581 wiederholt werden mußte, sah sich nun Mannel genötigt, seinen Buchhandel andern Ständen zu übergeben und seine neue, ihm lieb gewordene Heimat für immer zu verlassen. Außer einer Wegzehrung von 50 fl., die ihm der krainische Landtag unter dem 2. April 1582 gewährte, erhielt er noch ein Empfehlungsschreiben von den Ständen an den Herzog von Württemberg und wandte sich mit seinen Typen nach Ungarn. Hier finden wir ihn ohne festen Wohnsitz, wie wir es in der Erstlingszeit des Buchdruckes auch bei andern begeisterten Meistern der Kunst Gutenbergs verfolgen können, durch 23 Jahre hindurch auf Kreuz- und Querzügen in Kroatien und Ungarn als einen unsteten Typographen, der seine Werke bald da, bald dort druckte und auf den Märkten selbst vertrieb. Doch in seinen berechtigten Hoffnungen getäuscht, in der letzten Zeit schon hochbetagt, scheint unser Buchdrucker 1605 vereinsamt und ohne Nachkommen

[1] Die genaue Quellenangabe über Mannel ist von mir in Magyar Könyoszemle, Jahrg. 1905 S. 134 ff., sowie in den Mitteilungen des Musealvereines für Krain, Jahrg. 1906 S. 1 ff., angegeben.

aus diesem Leben geschieden zu sein. Wann und wo der rastlose Mann sein Wanderleben beschlossen hat, darüber fehlt uns jede Aufzeichnung. Die deutsche Biographie weiß schon seit seiner Ausweisung aus Krain über ihn nichts mehr zu berichten. Die Herausgabe der slovenischen Bibelübersetzung war beschlossene Sache, eine Konferenz von Theologen und Philologen aus Innerösterreich war zur Revision der Übersetzung in Laibach zusammengetreten und tagte vom 28. August bis 22. Oktober 1581. Unter den Revisoren der Übersetzung befand sich auch der berühmte Grammatiker Adam Bohorič, der einzige Schulmann neben den übrigen Geistlichen.

Eine der hervorragendsten Bibeldruckstätten der damaligen Zeit, die der Erben von Hans Krafft in Wittenberg, wurde ausersehen, dieses Monumentalwerk im Druck erscheinen zu lassen. Dalmatin und Bohorič wurden von der Landschaft nach Wittenberg geschickt, um dort den Druck zu überwachen. Das Neujahr 1584 brachte bereits in vornehmer Ausstattung dem slovenischen Volke die ganze Bibel. Gleichzeitig erblickte auch die erste slovenische Grammatik von Bohorič: „Articae horulae successivae de Latino-Carniolana literatura" in Wittenberg das Licht der Welt. Endlich brachte Wittenberg der jungen Nationalliteratur noch weitere zwei Druckwerke:

1584 die 5. Auflage des Kirchengesangbuches (Ta celi Catechismus eni Psalmi ... inu nove kérszanske Peisni od P. Truberja, S. Krellia inu od drugih sloshena) in Oktav sowie ein Betbüchlein windisch nach Andr. Musculus (Meusel[1]) (Karszanske leve molitve, sdai pervizh iz Bukovskiga in Nemshkiga jesika v nash Slovenski tolmazhene . . . skusi Jurja Dalmatina. Betbüchlein windisch. Wittebergae 1584. 8°).

Von den genannten vier, bezw. fünf[2] Druckstätten hatte die Bibelanstalt Ungnads gewiß die meisten Druckwerke zur Förderung von Trubers Werk erscheinen lassen. Nach Schnurrer, Slav. Buchdruck S. 61–64, waren im ganzen 25.600 Exemplare aufgelegt worden. Die größeren Werke, wie das Neue Testament, die Postille sowie die grundlegenden Abecedarien und Katechismen, hatten eine Auflage von 1000 bis 2000 Exemplaren. Zählen wir die slovenischen in Tübingen bei Morhart erschienenen Druckwerke dazu und nehmen

[1] Die zweite Ausgabe, von Felizian Truber besorgt, wurde zu Tübingen bei Georg Gruppenbach 1595 als letztes Werk der protestantischen Periode der slovenischen Nationalliteratur gedruckt.

[2] Auch Regensburg hatte Trubers Bestrebungen gefördert. Johann Burger druckte hier 1567 Sebastian Krels Übersetzung der Spangenbergischen Postille. Aus derselben Offizin folgte 1568 eine kroatische Übersetzung der Brenzischen Postille.

wir die Durchschnittsauflage zu 300 Exemplaren, so gibt dies eine Summe von etwa 7200 Exemplaren; kommen noch die Erzeugnisse der Laibacher, Regensburger und Wittenberger Offizinen hinzu, so dürfte die Gesamtsumme der gedruckten Exemplare in den Jahren 1550–1595 von 50.000 nicht zu hoch gegriffen sein, wenn man erwägt, daß man heute die Zahl der in den fünf Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts gedruckten Werke auf etwa 25.000 rechnet und für jedes eine Durchschnittsauflage von 500 Exemplaren nimmt, was die stattliche Summe von 12,500.000 Büchern ergibt.

Nehmen wir nun an, daß von den etwa 50.000 Exemplaren viele, namentlich die für den täglichen Gebrauch und für die Schule bestimmten Bücher und Büchleins oft geradezu zerlesen worden sind, so drängt sich uns die berechtigte Frage auf, was geschah mit den vielen tausend Exemplaren, von denen eine große Anzahl gar nicht in Gebrauch kamen; warum sind gerade die Werke dieser Periode der slovenischen Nationalliteratur bibliographische Seltenheiten geworden?

Nach Eintritt der Gegenreformation sorgte die „jesuitische Reformationskommission" dafür, daß kein Blatt, welches mit der geächteten Richtung in Zusammenhang stand, erhalten blieb. Bei der Ausrottung der neugeschaffenen slovenischen Literatur verfuhr die Kommission so gründlich, daß, als 1616 „die übrigen zusammengesammelten ketzerischen Bücher an einem öffentlichen, durch Bestrafung der Verbrecher übelberüchtigten Orte" verbrannt wurden, sogar die unschuldige slovenische Grammatik von Bohorič diesem Schicksale nicht entging.[1]

Faßweise waren die ersehnten Bücher aus Deutschland ins Land gekommen, wagenweise wurden sie ein Opfer des Fanatismus der kühl rechnenden Gesellschaft Jesu.

Soweit ist es gekommen, daß uns manche Werke aus jener Zeit nur dem Namen nach bekannt sind; daß sie im Druck erschienen sind, wissen wir nur aus späteren glücklich erhaltenen Werken. Und auch von den letzteren ist nach dem Gesagten die Anzahl der Exemplare bis jetzt so gering, daß wir dieselben mit vollem Rechte als bibliographische Seltenheiten ansehen und behandeln müssen.[2]

---

[1] Vgl. Sillem, Primus Truber S. 93.

[2] Vgl. meine Abhandlung: Bibliogr. Seltenheiten der Truberliteratur S. 1 ff.

Buchdruckerei von Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg in Laibach



SAECLO FELICI, EN! POPULIS LAETANTIBUS UNA
CARNIOLAE FACIT HAEC VOTA SODALICIUM:
„SALVETO CAESAR, SALVETO TERRA PATERNA,
AUSTRIA, ERISQUE IN HOC ORBE VEL VLTIMA TU!“



… LAETANTIBUS UNA
… VOTA SODALICIUM:
… TERRA PATERNA,
… HOC ORBE VEL VLTIMA FUIT

Volkskunst in Krain

Von Johannes Kronfus, diplomiertem Architekten in Bamberg

(Mit 2 Abbildungen im Texte,
26 Abbildungen auf 7 Tafeln und 3 farbigen Tafeln als Beilage)

[Hiezu Tafel V bis XIV]

Wo einst Landstraßen den Verkehr zwischen Städten und Ländern vermittelten, da zieht sich nun auf erhöhter Böschung der Schienenstrang der Eisenbahn hin und Kohlenstaub und feine Asche bedeckt die Köpfchen der Blumen, die ein ungünstiger Wind als Same an den Damm geweht. Die Kapelle am Weg steht geschlossen und kein Glöcklein ruft Menschen ihren Abendgruß zu, kein Gläubiger lüftet im Vorübergehen andachtsvoll den Hut, kein Mensch hat da oben auf dem dahinrasenden Zug einen Blick für die einsame Kapelle. Der Mörtel fällt von der Mauer und die Sparren lugen neugierig durch die morschen Schindeln, durch die zerbrochenen Scheiben der Fenster fliegen Vögel ein und aus zu ihren Nestern, die sie in einem gotischen Kapitäl aufschlugen. Keine behäbige Postkutsche überholt den einsam Wandernden, noch steht eine Extrapost vor der Wirtschaft an der Straßenkreuzung, um Pferde zu wechseln. Verlassen trauert am Wegrand ein Marterl; die Lampe ist erloschen, kein Öl gibt Nahrung dem trockenen Dochte. – Die Poesie der Landstraße ist tot und über sie rollt der Zug, wo Hunderte bei Baedecker und Generalstabskarte sich Mühe geben, eine Bergspitze zu benennen, während der Zug schon längst in einer anderen Gegend ist. – Man sah früher weniger und man sah doch mehr; von einer kleinen Reise konnte man mehr berichten als jetzt von einer großen; man hatte den Genuß, Land und Leute, Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, konnte sich in ihre Kunst vertiefen und mußte sich nicht mit dem oberflächlichen Eindruck eines kinematographischen Bildes im Rahmen des Kupeefensters begnügen.

Der große Zug der Reisenden, die über den Brenner nach Pontafel zu streben, wird bei Villach und Tarvis von den schneegekrönten Gipfeln der Ostalpen begrüßt, hinter welchen das Ländchen liegt, von dessen Volkskunst ich berichten möchte, es ist Krain, speziell Oberkrain in Österreich.

Die Abbildungen verdankt die Redaktion dem Entgegenkommen des Vereins für Volkskunde und Volkskunst und der Süddeutschen Verlagsanstalt in München.

Schon von der Eisenbahn aus sieht man da die im Lande herum auf den Bergesgipfeln gebauten Kapellen und Kirchen, die mit ihrem blendenden Weiß in der Sonne weit in die Täler hineinleuchten und von einer langen Vergangenheit erzählen. Da sie zumeist abseits von jedem Wege, auf einsamer Höhe stehen, so sind sie in der Regel so erhalten, wie sie die Zeit des absterbenden Kunstsinnes uns überlassen hat. In grauer Vorzeit standen an ihrer Stelle Hochwarten, straža genannt, höchstwahrscheinlich auch Kultstätten. Unterhalb dieser war die befestigte Ansiedelung, ebenfalls auf einem Hügel, von Erdwällen, Gräben und Böschungen umringt, vom Volke „gradišče“ geheißen. Diese Kultstätten der Ureinwohner mußten vor dem Kreuze weichen und an deren Statt wurden gotische Kapellen erbaut, bei vollständiger Erhaltung des Bollwerksystems. Die Kirchen und Kapellen zeigen heute noch mit Schießscharten versehene Ummauerungen, wie sie bei dem mittelalterlichen Verteidigungssystem üblich waren.

Da die Kunst eines Volkes mit dessen Geschichte zusammenhängt, so sei mir gestattet – auch der späteren Verständlichkeit halber –, kurz die Geschichte Krains zu berühren. Ich übergehe die prähistorische Zeit und beginne mit der Völkerwanderung, welche die römische Herrschaft in Krain vernichtete, mit dem Einzug der Longobarden im Jahre 568. Nach Abgang derselben gegen Italien kommen von der unteren Donau mit den Avaren die Slovenen und siedeln sich längs der Save und der Donau an. Ihr weiteres Vordringen wurde im 6. Jahrhundert von den Bayern verhindert, welche sie auf dem Toblacher Felde schlugen und zurückdrängten. Doch nicht als freies Volk konnten sich die Slovenen ansiedeln, schwer lastete auf ihnen der Druck des Reiterstammes der Avaren. Gegen sie ruft der Slovenenfürst die benachbarten Bayern zu Hilfe. Die Hilfe geschieht in ausgiebiger Weise, und Bayern gewinnt Oberhoheit über Karantanien, das Kernland der Slovenen, und sofort wurde auch die Christianisierung der Slovenen durch die Bayern angebahnt. Als das bayerische Stammesherzogtum unter Thassilo 788 zugrunde ging, fiel Karantanien an die Frankenmacht. Das Slovenenvolk nahm Verfassung und Gebräuche der Franken an und büßte ganz seine politische Freiheit ein. Mit dem Siege Otto I im Jahre 955 am Lechfelde über die Magyaren beginnt die Kolonisation der Deutschen, und das Bistum Freising erhält einen Güterkomplex in „Craina marcha“. Da wird Krain zum erstenmal als „Mark Krain“ genannt und verschiedene Markgrafen verwalteten sie in den folgenden Jahren. Die damaligen Grenzen Krains sind nicht nachweisbar. Die Kolonisierung und Christianisierung wurde

von den Freisinger Bischöfen ganz besonders gefördert und von ihrem Ernst zeigen die noch heute in München aufbewahrten, in slovenischer Sprache verfaßten „Homilien des Bischofs Abraham" (994), in denen die Slovenen ihr ältestes Sprachdenkmal verehren. Die Deutschen zogen dann den Rest der Selbständigkeit der Slovenen an sich; als Lehensgut wandert nun Krain von Hand zu Hand, aber blüht und gedeiht.

Mit 1396 beginnen die Türkeneinfälle und die Städte werden dem Boden gleichgemacht. Krain wurde ganz verwüstet, von der vergangenen Kulturarbeit der Deutschen blieben nur die Fundamente der Kirchen. Dieser Plünderung folgten Bauernaufstände infolge der schweren Steuern und der Religionskampf gab den Rest. Nochmals kam die schwere Türkennot – durch die Niederlage der Ungarn bei Mohács heraufbeschworen – auf Krain, bis Prinz Eugen von Savoyen die Türken längs der Donau und Save vertrieb.

Das anbrechende 17. und 18. Jahrhundert sollte das wieder gut machen, was die schwere Zeit der Türkennot an Elend brachte. Die Kultur entwickelte sich von neuem und auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft herrschte unter Maria Theresia und Josef II reges Leben, bis der 200jährige Frieden durch Napoleon gebrochen wird. Dieser 200jährige Frieden ist die Epoche, wo ein durch schwere Prüfungen gegangenes Volk in treuer Hingabe an Gott seine Gefühle in Werke umsetzt und – mit tastender Hand unbewußt das Schöne suchend, um es dem Höchsten zu widmen – das schafft, was wir heute wieder zu erringen suchen, die Volkskunst. Alles, was das Gefühl innigster Dankbarkeit zu Gott, was die Freude an einem wiedergewonnenen Heim erwecken konnte, all das finden wir, wenn auch heute teils ganz verkommen, teils ganz verwahrlost, in Krain als Reste einer gewesenen, leider allzuschnell verblühten Volkskunst. Will man die Volkskunst in Krain verfolgen, so muß man die Schaffensfreude, die seelische Erregung der Bevölkerung, ihre Kunst, ihr Volkslied, jede Phase ihrer Kulturentwicklung beobachten.

Jedes einzelne, was man herausgreift, wird des Interesses, des liebevollen Studiums lohnen und ermutigen, weiter zu dringen, zu forschen und nach Neuem zu suchen – nach Neuem in unserem Sinne. Wie der Archäologe, den Spaten in der Hand, auf fremdem Boden nach Schätzen eines Volkes sucht und unentmutigt durch Arbeit, Mühe und Plage in Vorahnung der Freude des zu findenden Kunstschatzes über jede Enttäuschung siegt, so gruben viele von uns in dem achtlos weggeworfenen Schatz der Volkskunst nach Neuem, nach Verwertbarem, nach dem letzten Glied der zerrissenen Kette,

die das Volk durch die Kunst verband. Seit ungefähr zwanzig Jahren sucht man in dem Schatz und er zeigt sich unerschöpflich, wenn auch noch so viele Motive gefunden und populär werden. Seit die Kluft, die uns durch Material, Klima, Auffassung und Lebensbedürfnis von der antiken Welt trennt, seit wir zur Erkenntnis dessen gekommen sind, daß wir für soziale Bedürfnisse keine Palazzi bauen können, daß unsere hohe Begeisterung für klassische Kunst keinen Widerhall fand in der engsten Heimat, seit wir wissen, daß die Keime, die seinerzeit gesät wurden, kranke Früchte tragen, seit dieser Zeit sind wir emsig bestrebt, die alten erstarrten, hohlen Formen abzuschütteln und den Anschluß an die Wirklichkeit, an unsere Gegenwart, an unser Leben zu finden. Und wir fanden das letzte Glied der goldenen Kette und schmiedeten eifrig neue Glieder hinzu. Doch wie schauten die neuen Glieder aus in der alten schönen Kette? Der Naturalismus wollte und konnte sich nicht recht einfügen. Die genaue Wiedergabe des Notwendigen, des Wirklichen und wieder das Überfliegen der Wirklichkeit, um in romantischen Träumereien der Schloß- und Burgenaufbauten sich zu gefallen, zeigten sich als Ausschreitungen, als Ausartungen des künstlerischen Schaffens. Das wirklich künstlerische Schaffen liegt zwischen den beiden. Und eine neue Richtung wies immer nachdrücklicher auf den Nährboden dieses Schaffens, wie auf die Stammeseigenart, die Heimat, auf die Landschaft und Umgebung. Die Geburtsstätte unseres Naturalismus ist die Stadt – Gegenwart und Verwertung der Errungenschaften der modernen Technik waren ihre Schlagworte.

Die Heimatkunst kam vom Lande; ihre Quelle war die Phantasie und Überlieferung. In der Entwicklungsgeschichte unserer Technik, unserer Eisen- und Betonkonstruktionen spielt das Suchen nach naturalistischen Ausdrucksformen eine wichtige Rolle. Die Heimatkunst erschließt uns den Jungbrunnen zu den Schätzen des Volkstums, sie baut auf von innen heraus. Die naturalistisch angehauchte neue Richtung war international, weltbürgerlich, fashionabel, die Heimatkunst blieb national, volkstümlich; jene war kritisch, diese idealistisch. Sie konnte ein Ideal aufstellen, auf das man lossteuern konnte und ward dadurch der anderen Richtung überlegen und wird mit ihr siegen. Eine Kunst ohne ein Ideal gibt es nicht. Es gilt nun, jenen großen Gedanken, den eine neue Welt und Lebensanschauung schuf, der jungen Welt einzuimpfen und in neue Formen zu bilden, die das Volk versteht und in sich noch aufnehmen kann.

Mit der Konsequenz, mit der die alte Bauernkunst an dem Vererbten, Hergebrachten hing, mit diesem toten Konservatismus haftet es an dem Falschen. Die Naturanschauung, das empfundene Sehen

fehlen hier überhaupt in der ersten Entwicklung. Ein perspektivisch gebrachtes Bild wird von einem geometrischen nicht unterschieden, die Möglichkeit, mit Anschauungsunterricht etwas zu erreichen, weicht immer mehr und mehr zurück.

Das sehend, wird man kleinmütig und dringt immer tiefer und tiefer, um Formen zu finden, die irgendwo sich anlehnen, und man sucht eine Formensprache zu erlernen, die dem primitivsten Geist als einfach, selbstverständlich erscheinen muß. Uns erscheint es unfaßlich, unbegreiflich, daß ein mit allen Mitteln der Farbe und Zeichnung wiedergegebenes Bild nicht als solches empfunden und erkannt wird. Während man in der Großstadt in den großen Farbflecken der dekorativen Gebilde ganz unbewußt Formen hineinträgt, sieht das Volk nur einen unregelmäßig geformten farbigen Fleck, den es mit seiner Vorstellungsgabe nicht zu einer Figur vereinigen kann. Wahrlich, es ist die höchste Zeit, an die alte Kette neue Glieder zu schmieden und hiezu das notwendige Studium unserer Heimat- und Bauernkunst energisch zu beginnen. Wir wollen heute das Volk zur Kunst erziehen und können nur dort einsetzen, wo die Bauernkunst es einst tat. Sie begann beim Zweckmäßigen und veredelte es durch die Schönheit.

Nur eine der vielen Tugenden der Bauernkunst herausgegriffen, sehen wir schon den ungemein praktischen Sinn, der uns in jeder Kleinigkeit entgegentritt. Überall sieht man den Einfluß des Stammes und der Heimatart, aus dem unscheinbarsten Gegenstand spricht zu uns das Gemüt, die Unbefangenheit, die Formenfreude und Farbenlust. Die große Verschiedenartigkeit bei der Lösung ein und desselben Themas, der sichere ornamentale Sinn, die Abwechslungslust sind Vorteile, die wir heute empfinden, aber davon noch nicht unbewußt geleitet werden. Was nützt es, daß wir malerisch bauen wollen, es sieht ein jeder Sehende das Gewollte in unserem malerischen Schaffen. Das Gesuchte zerstört den Eindruck der Unbefangenheit, vernichtet das ungetrübte Bild des Schönen. Das unbekümmerte fröhliche Verfolgen der eigenen Idee ist uns noch nicht gegeben, das war wohl der höchste Reiz dieser Bauernkunst.

Wenn wir heute in Erkenntnis der ungemein wichtigen Anschauung der Bauernkunst uns hinreißen lassen, um dieselbe als Beispiel hinzusetzen, so meinen wir nicht, daß man Bauernhäuser geistlos imitieren oder in Städte hinein bauen soll, sondern bloß das eine, daß es gut und notwendig wäre, wenn viele Erbauer moderner Häuser sich von den Grundprinzipien und der Denkungsart der heimatlichen Bauern aus einer kunstreifen Zeit leiten ließen. Denn jeder Gipskopf der Fassade, unlogisch und falsch angebracht,

gebärt Hunderte von Gipsköpfen auf dem Lande und in der Kleinstadt, wo dieselben vorurteilslos in Anbetung der städtischen Kunst und Mißachtung der eigenen alten Kunst nachgeformt werden. Dagegen ist der Kampf erfolglos. Man muß weiter vorgreifen, um ein Ziel erreichen zu können. Man wird zum Vergleiche gezwungen, wenn man zurückschaut und das Heute dem Einst gegenüberstellt. Der Vergleich fällt in vielen Fragen nicht zugunsten der Gegenwart aus und die Ursachen hiezu habe ich kurz angedeutet. Jeder, der es mit der Kunst ernst meint, wird nicht müde werden, das Alte mit dem Neuen zu vergleichen und einen unparteiischen Maßstab dabei anzulegen. Und stets wird man zurückgreifend etwas finden, was der Mühe lohnte, indem man neue Anregungen, vertiefte Prinzipien zum Schaffen sich holt. Auch ich fand eine solche Anregung, die mich zum Schaffen zwang und über dessen Ergebnisse in diesen Zeilen die Rede sein soll.

Unter dem ewigen Schnee des hohen Triglav findet man die ältesten Typen der Oberkrainer Bauernhäuser in ihrer typischsten Eigenart. Der Wohnraum klein, die Fenster klein, die Küche klein, das Häuschen aus Holz – 6 auf 8 m groß – und wenn am Abend die Herdfeuer aus den kleinen Türöffnungen leuchten, meint man, den Märchenzauber des Zlatorog, den Baumbach so poesievoll geschildert hat, neu aufleben zu sehen.

Das malerische Holzhäuschen des Oberkrainer Bauern mit dem lebenden Hintergrund, mit den kleinen, hübsch und einfach vergitterten Fenstern und dem blumengeschmückten Giebel, wie mit den steinumrandeten Portalen, geben uns ein Bild, wie die Zeit wohl ausgesehen haben mochte, als in der Seele des Volkes Freude an Kunst, am Schaffen, am Schönen in der einfachsten Hütte daheim war. Noch ist es mir gelungen, an einzelnen ganz alten Häusern Spuren der einfachen Bemalung zu entdecken, indem Sockel und Hauptgesims farbig behandelt wurden und Fensterläden wie Gitter mit rot-weißem Farbenschmuck versehen worden sind.

Doch betrachten wir vorerst die Grundrißgestaltung des Oberkrainer Bauernhauses. Der praktische Sinn leuchtet sofort heraus. Das Zweckerfüllen ist im Vordergrund. Das Schöne wird durch das Praktische geschaffen. Klarheit, Einheit, Übersichtlichkeit zeichnen diese Grundrisse am meisten aus. Ein Beispiel – welches so ziemlich als Typus für Hunderte von Häuschen gelten darf – ohne daß nur zwei der Häuser gleich sein würden, sehen wir abgebildet auf der Tafel XIII. Von der Straße führt über einige Stufen der Weg zu der etwas schräg gestellten Haustüre, welche in einen Vorraum mündet. Dieser Vorraum wird durch einen Bogen in zwei Teile geteilt. Den

rückwärtigen Teil bildet die Küche. Von der Küche aus läßt sich einfacherweise der große Ofen in dem Wohnraume heizen. Ein Korridor, der aber als Vorratskammer ausgebildet ist, führt gedeckt zu den Stallungen, welche durch einen kleinen Wirtschaftshof von der Wohnung getrennt sind.

Zurückkehrend in den Vorraum sehen wir, daß rechts und links Türen in zwei angrenzende Zimmer münden, und zwar nach rechts in die Wohnstube, links in den Schlafraum. Die kleine Treppe, die im Vorraum nach oben und nach dem Keller führt, ist mehr eine Diensttreppe, denn oben sind gewöhnlich keine Wohnräume – ausgenommen die Häuser der reicheren Bauern, die einen ganzen Stockaufbau haben. Das Hauptmotiv des Oberkrainer Bauernhauses bildet der ausladende Giebel mit der einseitig vorspringenden Altane. Wenn am Häuschen ein Schmuck angewendet ist, so ist es da oben. Wenn Säulchen den Giebel tragen, so sind sie stets aus einem Langholz geschnitten, indem man bloß die Ecken desselben in balustradenartigen Linien abschrägte. Sind in den Formen dieser Säulchen auch nur geringe Variationen zu finden, so zeigen die ausgeschnittenen Geländerbretter stets die mannigfachsten Zeichnungen. Die Abwechslungslust ist auffallend, immer ist man bemüht, ein neues Motiv herbeizuschaffen und dem Material anzupassen. Ganz frappierende Formen zeigen die Giebelausschnitte, man meint, den modernsten Linienführungen gegenüberzustehen. Blumenschmuck in alten dienstunfähig gewordenen Kochtöpfen fehlt nie, und zumeist ist es die tiefrote Hängenelke, die hier speziell gut gedeiht und ihre herrlichen Blüten über das Geländer fallen läßt. Der Giebel selbst ist oben abgeschrägt – ein Anklang an deutsche Bauernhäuser.

Eine sehr interessante Färbung zeigt das angewendete Holz. Das Dach glänzt wie Silber, während die dem Wetter seitlich ausgesetzten Holzteile in den wärmsten, leuchtendsten, rotbraun-goldig-samtartigen Farben glänzen. Die Reflexlichter im Sonnenschein sind kaum wiederzugeben. Die Häuschen sind stets mit breiten, langen Holzschindeln gedeckt. Die Entstehungszeit der Häuser läßt sich ohne weiteres feststellen, denn trotz ihrer Einheitlichkeit sind sie Kinder ihrer Zeit, und zwar einer Zeit, welche die herrlichsten und ausgereiftesten Kunstblüten zu schaffen vermochte. Die ersten Häuschen – einräumig – waren ganz aus Holz (Blockhäuser), das Erdgeschoß mit hineingerechnet und sehr klein. Es stehen nur eines bis zwei und sind unbewohnt und baufällig. Sie bieten mit ihrem ehrwürdigen Aussehen, ganz kleinen Fenstern ein Bild, wie man sie in Märchenschilderungen als Wohnung der Waldhexe öfters beschrieben sieht. Später, im Entwicklungsstadium, kommen einzelne Teile aus Stein

hinzu. Gewöhnlich ist es die Küche, seltener der Wohnraum. Es scheint, daß die Feuersgefahr die Leute zwang, ihre Küche massiv zuzuwölben und den offenen Schornstein auf das Gewölbe aufzusetzen. Die so entstandene weiße Fläche in der umgebenden Holzumrahmung gibt einen erfrischenden Kontrast, um so mehr, da die weiße Fläche stets durch ein Fensterchen belebt ist. Dies Fenster ist stets sehr liebevoll behandelt. Die Steinumrahmung mit Kalkfarbenanstrich, matt hellgrün gestrichen, trennt das Fenster von dem weißen Hintergrund. Bemerkenswert ist diese gebrochene matte Farbe, da die Bauern stets Neigung haben, die grelleren Farben zu



Bauernhaus bei Hermagor in Kärnten

verwenden, wie man das in Österreich gegen Ungarn zu oft findet. Zumeist ist in anderen Kronländern Österreich-Ungarns das helle Kobalt die Lieblingsfarbe für Sockel und Fensterumrahmungen. Zu diesem matten Grün passen dann die weißen Fensterläden, die mit zinnoberroten geschweiften Barocklinien (zumeist vertieft) belebt werden. Das stets einfache, jedoch zumeist geschmackvolle Gitter zeigt immer Farbenschmuck. Das Hauptmotiv ist weiß, Spangen und Schließen rot. – Mit welcher Liebe gerade das Fenstermotiv behandelt wurde, zeigen hauptsächlich die Stallfenster. Wenn auch noch so klein in den Dimensionen, die Steinumrahmung fehlt nie und das Gitter zeigt mit Vorliebe das Herzmotiv, bald gerade, bald schief in die hübsch geführten Linien der Eisenstäbe eingefügt. Da Blumen an den Fenstern nie fehlen, so bildet dies einfache, liebevoll

behandelte Fenstermotiv einen steten Schmuck des Häuschens. Wie schon früher erwähnt, bildet das Charakteristische an dem Oberkrainer Bauernhaus die unsymmetrisch angebrachte Altane; während im nahen Kärnten die Altane symmetrisch angebracht ist und den Übergang an die Tiroler Bauernhäuser recht deutlich aufweist, ist hier eine ganz individuelle Ausbildung des Bauernhauses zu bemerken. Die Häuser zeigen im Dachgeschoß eine stets einseitig ausladende, durch Holzstützen abgegrenzte Altane, um welche stets ein hübsch geschnittenes Geländer führt. Nirgends ein stärkerer Anklang an ein schon ausgeführtes Motiv, überall Abweichungen, bald um etwas Neues zu versuchen, bald um ein Häuschen zu charakterisieren, zum Beispiel das Geländer am Mesnerhaus, wo der Kelch mit der Hostie als Motiv dient.

Ein Blick auf die Giebelausschnitte überrascht vollends, denn diese Linienführung ist ganz unbekannt und unverwandt mit den schulgemäßen Stilarten. Während wir am Papier nach einer passenden, schwungvollen Linie suchen, nimmt der Bauer seine Säge und schneidet aus der verschalten Giebelwand eine Öffnung heraus, skrupellos, ohne viel zu probieren, und die Linie wird nett und schwungvoll und paßt zu dem ganzen. Diese soeben geschilderten Hauptmotive charakterisieren das Oberkrainer Bauernhaus dermaßen deutlich, daß man es mit keinem anderen Bauernhaus verwechseln kann. Die Krainer Bauernhäuser zeigen nie Pfettenverzierungen, verzierte Sparrenköpfe oder geschnitzte Balkenuntersichten auf. Das rein Konstruktive bleibt ungeschmückt. Der Schmuck tritt selbständig als solcher in der Farbe auf. Alle die Häuschen zeigen Spuren von Farbenschmuck. Der Sockel zumeist schwarzgrau, die Ecken mit rot-schwarz linierten Quadern, während unter dem Gesimse ein einfacher Quastenfries herumgemalt ist. Selbstverständlich versäumte es der Bauer nie, wenn es halbwegs gehen wollte, sein Haus mit Szenen aus dem Alten und Neuen Testament schmücken zu lassen. Diese Malerei war deutlich verständlich in ihrer Naivität. Es war eine Farbensprache, die keinen Text mehr beanspruchte. Flüchtig hingeschrieben mit dem Pinsel, in einigen Linien kurz und bündig charakterisiert – das war der Zweck dieser Malerei. Und gar viele Häuser wurden von den herumziehenden deutschen Malern bemalt. Wie weit nun bei all diesen Details der deutsche Einfluß nachweisbar ist, hier zu erörtern, würde ungemein weit führen. Immerhin sagt ein Blick auf die Sakralbauten, auf die Bildstöckerln, Marterln, Wegkapellen, daß eine slavische Eigenart darauf nicht zu erkennen ist, nicht einmal eine Vermengung damit (mit einigen sehr geringen Ausnahmen). Das ist unverkennbar deutscher Einfluß, ebenso die Malerei an den Häusern.

Ganz unverkennbar tritt der deutsche Einfluß beim Oberkrainer Bauernhaus bei der Ausbildung der guten Stube hervor. In der Ecke steht der große gemauerte Ofen, zugleich Backofen und, wie schon erwähnt, von der Küche aus zu heizen. Er ist mit Kacheln verkleidet und mit einer Bank eingefaßt, welche in ihrer Fortsetzung um das Zimmer läuft. Im Pfeiler neben dem Kamin ist die kleine Nische (Leuchte, lêva), in welcher man abends im Winter Späne anzündete, um den kleinen Raum zu beleuchten. Der Mittagtisch steht in der Ecke und darüber hängt, wie in Tirol, oft ein Kruzifix mit grünem Laub und Reisig geschmückt nebst einfachen Heiligenbildern aus den sechziger Jahren. Die Decke zeigt ihre Balkenkonstruktion unverziert und unverhüllt. Sucht man nach weiteren Möbeln, so findet man im Verhältnis sehr wenige, denn auch hier wurde alles weggegeben, nachdem der Kunstsinn, die Freude am Schönen, die Erkenntnis desselben verloren gingen. Alte Mütterchen erzählten von hübschen bemalten Truhen, die sie einst besaßen, doch heute findet man nichts mehr. Es ist das um so mehr zu bedauern, da es nirgends notiert, nirgends angegeben und in keinem Werk angeführt ist. Leider ist es ja so spät geworden, bis die jetzige Erkenntnis des ungemein gesunden Kernes, der in der Bauernkunst steckt, durchgedrungen ist, daß vieles für uns für immer verloren ist.

Eine Kunstreife, wie sie damals erzielt wurde, kann nur bei vorherigem Säen von gutem Kern erwartet werden. Bis jetzt wurde es versäumt und wenn ein Körnchen wo aufblühte, so mußte es verderben. Ein Baum macht noch keinen Wald. Wenn man auch in der Stadt, im Fachverein viel von dieser Frage hört, sie auch sehr oft erläutert, so ist das Echo am Lande ein sehr geringes — wenn man überhaupt noch von einem Echo sprechen darf. Noch muß Zwang angewendet werden, um die Leute zur Wahrung ihrer Kunstschätze zu veranlassen – und ist die Überzeugung, die Erkenntnis des Schönen nicht vorhanden.

Man fragt sich dann oft, ob diese große Bewegung und immense Arbeit, diese reiche Erfindungsgabe, die vielen Prämien im Auslande, diese neuen Formen, die vielen Hände wie tüchtigen Köpfe, die im Dienst der guten Sache stehen, haben sie wirklich nichts anderes erreicht, als eine kleine Schar begeisterungsfähiger Menschen mit sich fortgerissen? Hat der Stein, der in das Wasser der Kultur geworfen wurde, so kleine Dimensionen gehabt, daß die Wellen nicht einmal an das Land, an die Ufer schlugen? Man merkt nichts – es ist alles still. Nur wenn am Ruder ein hellerer Kopf von einem Baurat sitzt, dann siegen die neuen Ideen – siegen aber auch nicht aus der Überzeugung, aus ihrer inneren Kraft heraus, sondern

siegen infolge der Zwangsmittel, die zur Erreichung des Schöneren angewendet werden. Das ist noch kein Sieg. Man frägt sich dann gar oft, ob man im wilden Drange nach der gewonnenen Erkenntnis nicht zu weit vorwärts gestürmt ist und auf einem Boden steht, der zwar schön, aber für viele fremd, unbekannt, nicht mehr heimisch ist, wohin die Menge nicht mehr mitkann.

Gewiß muß es Stürmer geben, die ihrer Zeit voraneilen, Beispiele und Anregungen schaffen, doch muß das, was sie errangen, auch ausgenützt werden – es muß populär werden. Doch von dem sieht man nichts, hört man nichts – nur das Kranke, das Schlechte wird empfunden, aufgefangen —, weil es der Masse mit der heutigen Kunstanschauung verständlicher ist.

Sieht man all diese Irrwege, so kehrt man zurück zu dem Jungbrunnen, aus welchem jede echte Kunst hervordrang, zur Volkskunst. Rein und unbefangen, frisch und gesund, munter und voll von nationaler Eigenart ist echte Kunst. Heimatluft muß jedes Werk durchwehen und naive, harmlose – keine gequälte – Sinnlichkeit daraus hervorleuchten, wie auch der technische Witz und Geschick unsere Bewunderung hervorrufen müssen. Das lehrt die Bauernkunst, sei es, welche immer wir herausgreifen; jede wird in ihrer Eigenart schön sein, jede den Kern gesündester Kunstanschauung verraten. Es stecken in dem Kerne noch viele Schönheiten, die wir erst lernen müssen, die wir erst verstehen müssen. Und ist erst dieser Kern herausgeschält und in alle Winde zerstreut, sind die darin enthaltenen Anschauungen populär und selbstverständlich, dann wollen wir von einer neuen Zeit sprechen, von einem Sieg über das als schlecht Erkannte. Doch bis dahin ist es weit, sehr, sehr weit!

Verlassen wir nun das Oberkrainer Bauernhäuschen und steigen auf der Landstraße einen Berghügel hinan, so kann man oft von einer Stelle aus 10 bis 14 Kirchen und Kapellen sehen. Eigentümlich berührt es dabei den Beschauer, daß meist kein Dorf in der Nähe derselben ist. Die Kirchen und Kapellen stehen fast durchwegs fern von jedem Ort mitten in der Wiese oder am Waldesrand. Durch diese Lage möchte man sie als „Kapellen" bezeichnen, doch der große Turm, das Schiff, läßt diesen Ausdruck nicht recht zu. Fast immer sind sie geschlossen und man hat manchmal den ganzen Tag hindurch nichts anderes zu tun, als die weit umliegenden Dörfer abzulaufen, um irgendwo einen Schlüssel ausfindig zu machen, der dann an Größe unsere Taschenform weit übertrifft und zu dem ebenfalls sehr kräftigen originellen Schloßmechanismus der Kirchentüre paßt. Allerdings lohnt dann in der Regel das Innere die gehabte Mühe, denn viele der Kapellen und Kirchen sind durch die Neuzeit

inhaltlich unberührt geblieben. Alles, was da steht, auf und um den Altar, zeigt die naive Unschuld der Auffassung, die vom Innersten heraus schafft, ihrem Gott zu dienen, die hehre Reinheit der Gedanken, den steten Versuch, das Schönste zu geben, worüber man verfügt. Aber hie und da ist der Geschmack der Neuzeit doch in ein solches kleines Heiligtum eingedrungen. Das belehrt einen eine mit vergilbten Stickereien, Perlen und bunten Glassteinen geschmückte Madonna, die hinter dem Altar in einer Ecke steht. Und den Blick gegen den schönen, reichgeschnitzten und buntbemalten Altar wendend, bemerkt man an der Stelle, wo diese ehrwürdige, mit der Liebe eines kunstsinnigen Volkes geschmückte und gezierte Madonna sich ehedem befand, eine bekannte Madonna in Weiß mit blauer Schleife um die Taille, wie sie neuerdings so oft zu finden ist!

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts traten Bildschnitzer und Maler auf, die die Kästen, Truhen und Laden mit ihrer Arbeit schmückten. Die hievon bis auf unsere Tage erhaltenen Exemplare der reliefgezierten Hochzeitstruhen wanderten in letzter Zeit zumeist nach Paris. Diese von Ort zu Ort wandernden Maler waren es auch, die an den Kirchen und an Bauernhäusern Szenen aus dem Alten und Neuen Testament anbrachten. Maßgebend hiebei blieben stets die Fresken aus dem 15. Jahrhundert, die in ihrer flüchtigen, wie geschriebenen Manier sich für sie ganz vortrefflich eigneten. Es wurde dabei hauptsächlich die möglichst leicht faßbare Wiedergabe des behandelten Themas angestrebt. In der Einteilung der ganzen Flächen nahmen sich diese Maler volle Freiheit; sie nahmen es auch nicht genau mit den Personengrößen in den verschiedenen Bildern. Das Nackte ist mit Lokalfarbe angelegt, nur die Gesichter zeigen eine sorgsamere Behandlung. Die Bekleidung ist fließend. Eine leidenschaftliche Erregung ist fast nie vorhanden, hingegen stets eine gewisse Würde, heitere Ruhe und seelisches Gleichgewicht. Das beliebteste Motiv war der hl. Christoph; er ist fast auf den meisten Kirchen zu finden. Die naivste Darstellung findet sich darüber bei Veldes in Vodešče, wo er als junger blonder Mann im Brustharnisch und rotgeblümtem Unterkleid abgebildet ist.

Die Namen der Maler kann man nur in den seltensten Fällen ermitteln, nur diejenigen, denen etwas größere Aufgaben gestellt waren, haben ihre Namen der Nachwelt erhalten, und wären hier Elias Wolf, Gerhard Chrön, Andreas Trost zu nennen.

Mit der Liebe, mit welcher der Krainer sein Haus und seine Kirche schmückte, mit dieser Liebe behandelte er auch das Kleid, mit welchem er zur Kirche ging oder bei Festen sich schmückte. Hauptsächlich ist es die Bekleidung der Krainerin, die in jeder

Beziehung als geschmackvoll und malerisch bezeichnet werden muß. Die größte Zierde bildete die Haube, die vorne eine schwere Goldstickerei aufweist, während die hintere glatte Fläche einen Rosagrund bildet, welcher durch einen feinen Mull mit eigenartigen Wellungen überzogen wird. Bezeichnend ist, daß diese Technik, wie auch sonst viele der Frauenkünste auf dem Gebiet der Handarbeit ganz in Vergessenheit geraten ist. Mit den neuen Webestoffen aus anderen Ländern kam auch der neue Kleiderschnitt nach Krain und verdrängte das Alte. Das bischen, was noch blieb, fegte die allgemein eingebrochene Armut der Bevölkerung hinweg und auch die Schönheit zog von dannen. Die heutige Tracht ist keiner besonderen Erwähnung wert. So ging mit der Kunst im Hausbau und in der Kirche auch die Kunst der Frauen dahin. Der heutigen Generation fehlt schon das Verständnis für das verlorene Schöne und keine Sehnsucht wird nach ihm laut. Das typisch Slovenische kommt meist nur bei den Stickereien zum Vorschein. Auch die Form der Haube zeigt slavische Anklänge, während die Art der Befestigung des herunterfallenden Hüftengürtels an die mittelalterliche deutsche Frauentracht erinnert. Der deutsche Einfluß in der Volkskunst Krains ist auch hier wieder zu erkennen.

Überblickt man die so 200jährige Epoche der blühendsten Volkskunst in Krain, vergegenwärtigt man sich die blumengeschmückten Häuschen, die hübschen Gestalten in ihren schönen Trachten, zu denen Stoffe und Stickereien im Hause angefertigt wurden, besucht man die einsamen, jetzt so stillen Kapellen mit ihren stimmungsvollen Räumen, so sieht man erst, was das Volk verlor, welch köstliches Juwel da in den Staub getreten wurde.

Doch nicht nur in dem malerischen, mit allen Vorzügen einer heutigen Gebirgsnatur ausgestatteten Oberkrain ist das Bild ein so trauriges, sondern rings um uns selbst herum steht es nicht anders um die Volkskunst.

Umsonst bilden sich Vereine zur Erhaltung der Trachten, wenn der Geist fehlt, der diese Trachten und diese Volkskunst schuf. Diesen Geist zu wecken und mit ihr die Freude am Schönen in das Volk hineinzutragen, dem Volke zeigen, was seine Kunst einst vermochte, welch innere Genugtuung, welch schöne Schaffensfreude daraus emporblühte, anerkennen, daß das Schöne, was sie gefunden, schöner ist als unsere heutige arme, so oft auf Irrwege geratene Kunst, daß der gesunde Kern einer gesunden Kunstanschauung darin liegt, den man von neuem zu pflegen und von neuem zu bringen alle Ursache hat, das sei die Aufgabe derjenigen, die der Überzeugung sind, daß aus veredelter Volkskunst der höchste Kunst-

begriff entstehen muß. Erst auf diesem Wege angelangt, wird die Kunst ein allgemeines Gut der Menschheit, welches Ideal alle die anstreben, welche die Kunst und die Menschheit lieben – und zu welcher auch wir, die Freunde wahrer Volkskunst, gehören wollen.

Weit hinter dem schneegekrönten Triglav glitzern die Spitzen des Glasberges, der wie ein Kristall gegen den Himmel ragt und die Menschen vom „See des Paradieses" trennt, dessen silberschillernde Wellen ein Land voller Glück und Freude umspülen. Dahin zu gelangen strebt ein jeder, der hier auf Erden die Last des Lebens trägt, denn am Grunde des Sees ruht der Schlüssel zum Himmelstor. Goldene Schwäne durchqueren stolz die glitzernden Wellen des Sees, folgend dem schönsten, mit Brillantdiadem geschmückten Schwan, der allein befugt ist, den Schlüssel der Himmelspforte vom Seegrund zu holen und die Menschen zu beglücken. Einst tauchte der Schwan wieder nach dem Schlüssel, allein er war verschwunden, denn Unwürdige begehrten nach ihm. Der Schwan kam nicht mehr herauf und alle Schwäne starben mit ihm vor Trauer. Der See verschwand und der Berg aus Glas und Kristall stürzte ein, verging unter dem eisigen Hauch des Winters wie ein Schloß aus Sonnenstrahlen gewoben, zerbrach und verschwand mit der reichen Phantasie eines Volkes, die dies Märchen erschuf. Lange blieben die schimmernden Trümmer unberührt, denn niemand erkannte den reichen Schatz, den man mit Füßen trat. Jahrhunderte vergingen und es lagerte sich Staub und Moder darauf. Bewaffnete Menschenscharen zogen über sie hinweg und färbten sie rot. Und als Friede ward, da kamen Menschen aus weiter Ferne und gruben neue Wege. Junges Grün schimmerte unter den Trümmern und sehnte sich nach der Sonne. Es reckte und streckte sich, hob Staub und Trümmer empor und Blümchen lachten der Sonne zu. In ihrem Kelche spiegelte sich ein Rest, ein Splitter des reichen, gewesenen Schatzes. Wie auf einem Stern spielten die Sonnenstrahlen darauf, daß es funkelte und schimmerte wie einst, als noch die Goldschwäne an seiner Seite ruhten. Der Menschenstrom saust auf fliegenden Rädern vorbei und merkt nicht das Funkeln des kleinen Splitters, der, durch jugendliche Kraft getragen, sich in der Sonne spiegelt und von der Zeit träumt, wo er allen Menschen angehört hat und allen ein Ziel, eine Freude war. – –

Die Kraft der sprießenden Blüten hob viele der Splitter und eifrige Hände suchen nun, sie zu sammeln und zusammenzufügen, uns ein Bild ihrer alten Herrlichkeit zu geben, als glorreiches Ziel einer keimenden Jugend. So sammelte auch ich auf einsamen Wald- und Wiesenwegen einige Splitter und trage sie zu jenen, die alle

bemüht sind, den alten Bau in neuer Pracht entstehen zu lassen. Die Frucht einiger Arbeitswochen liegt den Lesern vor als Beweis, daß es nicht schwer war, sie zu finden. Sie sind nicht alle vollzählig da, die Feldkapellen, Bildstöcke, Häuschen usw., welche ich fand und sah, denn die Bescheidenen mußten den Schöneren weichen. Die ausgewählten sind Typen ganzer Gruppen und sollen für sich sprechen.

Die kleinen Szenerien um die Feldkapellen und Bildstöcke herum sind nicht von mir erdacht, sie sind die Rahmen, in welchen ich sie fand und die ich getreu wiedergab, versuchend, die Empfindung, die sie schuf, hineinzulegen. Sei es, daß das Bildstöckl befestigt ist an einem Baum oder an einem Haus oder eine Getreideharfe es trägt, sei es mitten auf der Heide oder am Hang lehnend, selbst schattige Bäume oder sonnenheller Himmel der Hintergrund, sei es eine Landstraße oder ein einsamer Feldweg, den sie beleben, — immer passen diese Kapellen und Bildstöcke in ihre Umgebung, immer ist die Farbe entsprechend gewählt, stets ist die Größe im Verhältnis zum Hintergrund. So spielend, so selbstverständlich sitzen sie auf ihren Stellen, daß man unwillkürlich an die durch Generationen veredelte analoge deutsche Volkskunst denken muß, sobald man sie sieht.

Vergleichen wir nun zunächst die so phantasievollen schönen Sagen Krains mit deutschen Sagen, so ist der Einfluß unverkennbar. In Krain haust und tobt in Quatemberzeiten der wilde Mann mit seiner wilden Jagd. Die Sagen vom Lindwurm, der Kampf des Ritters um die schöne Königstochter, die versunkene Glocke, der Mann im Mond, welcher zur Strafe, daß er sich von Christus dem Herrn unter den drei gestatteten Wünschen nicht den Himmel ausbat, sich zwölfmal verjüngen muß, der Schmied, der den Tod überlistet und weder in den Himmel noch in die Hölle kann, die versteinerten Menschen, zu Tieren verzauberte Helden, die Rojenice, Schicksalsgöttinnen, die von den saligen Frauen der Deutschen entlehnt sind, das rauhhaarige Wichtelmännchen mit grünem Rock und roter Kappe, der škrat als Waldbewohner, der Wassermann, der sich vom Tanz weg das schönste Mädchen raubte, um sie in sein Waldschloß zu bringen – sie alle sind Gestalten, die in etwas veränderter Form sich auch im deutschen Märchen finden. Ebenso zeigt in einzelnen Fällen das Volkslied deutschen Einfluß, ohne aber den slavischen Charakter ganz zu verlieren.

Sehen wir dann unsere kleine Sammlung von Marterln, Bildstöcken und Feldkapellen an, so ist auch hier der vorwiegende Eindruck nicht slavisch. Überall deutsche Anklänge, manchmal auf-

fallende Ähnlichkeit mit Kärntner oder Tiroler Arbeiten. Überall ist die farbige Behandlung der Holzschnitzerei das Hauptelement. Der Grund ist zumeist blau, die Einfassungen rot oder weiß. Unter den Marterln fand ich vielleicht zwei bis drei, deren einzelne Formen slovenischen Einfluß verraten. Ein einzelnes hohes Kreuz mit dem eigenartigen Abschluß, der einer umgekehrten Birne ähnelt und oben das dreimal geteilte Kreuz trägt, wäre dafür das charakteristische (siehe die farbige Tafel VI). Obzwar die Krainer der römisch-katholischen Kirche angehören und stets angehört haben, ist die große Anzahl der griechischen Kreuze sehr auffallend; wahrscheinlich werden sie Wetterkreuze gewesen sein. Während nun das rückwärtige Kreuz des angeführten Marterls diese eigenartigen Formen aufweist, ist das darauf befestigte Bildtäfelchen ganz deutsch. Wie originell das so entstandene Kreuz in der Mitte eines Stoppelfeldes aussieht, zeigt das Bildchen. Betrachtet man eines dieser Kreuze oder Bildstöcke an dem Ort, wo sie frommer Sinn und Geschmack hinsetzte, so wird man das Empfinden haben, daß es dort allein recht steht, daß es, in ein Museum verpflanzt, seiner keuschen Schönheit, des Naturrahmens, beraubt würde. Die verdorrten Feldblumen, die diese Kreuze fast immer schmücken, bald in Sträußchen, bald in Kränzen geflochten, der leuchtende Abendhimmel als Hintergrund, bergen Stimmungen in sich, die ein Museum nicht bringen kann. Die Kapellen und Bildstöcke stehen meist einsam und verlassen entfernt von jedem Wege. Der Ackerpflug umkreist sie; selten, daß ein Baum ihnen Schatten spendet. Sie sind dem Wetter und Sonnenschein ausgesetzt, und was das breit ausladende Dach nicht schützt, wird ein Opfer der Zeit. Der Mörtel am Sockel ist teilweise abgefallen, das leuchtende Rot der Ziegel kommt zum Vorschein. Windlinge ranken in den Fugen hinauf und hohes Gras umringt sie. Von oben bis unten bemalt, innen und außen Farbenschmuck tragend, ragen sie in den einsamen Heiden auf in die Natur, sie verschönernd noch in ihrem Sterben. Denn sie müssen zugrunde gehen, müssen dem Neuen weichen und in Vergessenheit geraten, da der Sinn, der sie schuf, schon vor Jahrzehnten gestorben ist. Ein einzigesmal kam ein alter Bauer – er mag an siebzig Jahre gewesen sein – zu mir gehinkt, ließ seine Ochsen und den Pflug stehen und bat mich, dem Christus am Bilde die Füße zu ersetzen, er wolle es gerne bezahlen, im Dorfe könne es niemand machen und sein Vater habe so viel auf das Bildstöckel gehalten. Es tat ihm weh, daß es nun verkommt, und er schaute das Bildstöckel so wehmütig an und nickte mit dem Kopfe, während er lange stumm blieb. Dann nahm er den Hut vom Kopf und betete.

Trotz dieser freien Lage der Feldkapellen und Bildstöcke sind die Farben an den überdeckten Stellen noch verhältnismäßig gut erhalten. Die dargestellten Szenen sind aus dem Alten wie aus dem Neuen Testament und zeigen eine rührende Einfalt in der Auffassung. Doch nicht so in der Darstellung. Stets verrät sich ein tüchtiges Können, nie hat man den Eindruck ungelernter Arbeit und der Marterlmaler der Tiroler Berge kann hier sehr oft nicht mehr in Vergleich gezogen werden. Die kleinen Wegkreuze zeigen durchwegs, daß sie daheim entstanden sind, daß sie von den Bauern selbst zusammengezimmert und bemalt wurden. Bei den großen Bildstöcken aber stehen wir berufsmäßigen Malern gegenüber, die wahrscheinlich in Klöstern und Schulen ihre Kunst erlernten. Denn durch alle die Bildstöckel geht ein Zug, eine Auffassung. Daß hier Aufgaben gelöst wurden, die nicht zu den leichtesten gehören, zeigen diejenigen Bilder, wo der blendende Himmel den einzigen Hintergrund bildet.

Die mäßige und überaus korrekte Anwendung der Architektur, gepaart mit bewegter Umrißlinie des Daches und den besonderen Farbenstimmungen an den Flächen der Bildstöcke weisen auf ein hochentwickeltes Kunstverständnis. Wo die Malerei der Bildstöckel verwitterte, da zeigt die moderne Zeit ihre Geschmacklosigkeit, indem die fürchterlichsten Zimmermalerpatronen zur „Renovierung“ benutzt wurden. Bei den Figuren half man sich über die Unfähigkeit weg, indem man einfach darüber patronierte. Die Wirkung, die so entstand, muß man sehen, um zu begreifen, wie tief, wie ungemein tief Kunstsinn und Kunstpflege gesunken sind. Lieber sollten diese Wegkapellen und Feldkreuze in malerischem Verfall zugrunde gehen, lieber in ihrer Schönheit sterben und im Absterben noch viele in ihrer Schönheit erfreuen, als so wiederhergestellt erhalten werden!

Selbst für die Hausnummertäfelchen hatte man in jener Zeit das Bedürfnis nach künstlerischer Form. Heute Eisenblech und Email — damals Holz und Farbe; dahier ein Abspringen des Emails – dort ein bewiesener Bestand von über 100 Jahren –



Hausnummer aus Görjach bei Veldes

dahier Geschmacklosigkeit, welcher das Mäntelchen, praktisch und klug sein zu wollen, umgehängt wird, dort die Folge eines eingewurzelten Schönheitssinnes (siehe Abb.). Unsere Emailnummer läßt sich nicht verteidigen gegenüber diesem Vertreter alter Volkskunst, welcher bisher keine Spur einer benötigten zweiten Bemalung aufweist. Dieses Zeitalter war so harmonisch in allem, in der farbenreichen malerischen Bekleidung, in den Profanbauten, im Bildstöckel und der Wegkapelle wie in jedem kleinsten Gegenstand, ebenso sehr, wie heute unsere Anschauungen über Kunst zerstückelt und unharmonisch sind.

Die Namen derer sind verschollen, die diese Werke schufen, wie auch derjenigen, die mit ihrer Erziehung ihren Sinn bildeten und den Keim der Schönheit zur vollen Blüte entwickelten. Sie gaben damit dem Volke einen Schatz, der sie selbst beglückte, der dem kindischen Tasten ihrer Seele ein Ziel setzte, der ihnen eine Beschäftigung für die langen Winterabende gab, worin sie sich auf der Stufe der Menschlichkeit weiter hinaufarbeiteten. – Dann kam der Rückstoß! – Allmählich schwand die Farbenfreude und mit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts starb aller Kunstsinn ab. Ich will zum Gegensatz ein nach einem Brande neu aufgebautes Dorf schildern. Es sind neun Jahre her, da läuteten am Veldeser See die Feuerglocken und alle Bewohner der Gegend eilten herbei, um zu retten. Doch das Element war stärker als der Mensch und das Dorf Untergörjach lag bald in Asche. Nun galt es, wieder aufzubauen. Gar viele Hände rührten sich, Häuschen um Häuschen wuchs aus dem Boden heraus, doch vom Krainer Bauernhaus erzählte nichts mehr. Die kleinen Zimmer mit mäßiger Höhe wurden beibehalten, aber dazu fertige Fenster und Fenstergitter aus der Stadt bezogen. Der Erker blieb weg, der Dachaufbau wurde nüchtern. Es entstand ein Machwerk, das man leider nur zu oft sieht. Es ist immer das eine charakterlose Haus, das bald als Arbeiterwohnhaus, bald als Bahnwärterhaus, zur Abwechslung auch Villa genannt wird und immer dieselbe Gestalt zeigt. Hier soll es ein Krainer Bauernhaus sein! – Eines durfte nicht fehlen im neu erbauten Dorfe – das Bildstöckel. Auch das ist neu geworden. Ich konnte es im Bilde nicht mitbringen – das kann nur ein gefühlloser photographischer Apparat. Und wenn man vor einem solch neuem Bildstöckel steht, da lernt man das Händefalten und Insichgehen!?!? – Dort aus der Ferne grüßt ein schindelbedeckter, schön geformter Kirchturm und ein gotisch sein wollender Turm ödet uns in nächster Nähe an; man sieht sehnsüchtig hinüber.

War es möglich, daß es eine Zeit gab, wo die Kunst ein Volk glücklich machte, da jeder Freude am Schaffen des Schönen hatte,

daß gebildeter Sinn stets das Schöne fand, dann soll und muß es doch auch in dieser großen Zeit möglich sein es zu erreichen, in welcher die Wissenschaft die höchsten Ziele sich setzt und die Kunst zu pflegen der Wille besteht. – „Die hohe Kultur“ der heutigen Menschheit machte diesen rasenden Rücklauf möglich. Noch vor einigen Jahren kämpfte der Klassizismus, die falsche Renaissance, das Barock, Empire und Louis XVI um ihre Existenz, um dann im Kunstgewerbe eiligst englisch und japanisch zu werden. Dann fiel man in das Extreme und mied allen Schmuck. Und zuletzt wies uns der Weg von einer falschen Kunstanschauung dahin, wo wir jetzt stehen, wo wir jetzt kämpfen: vor der großen Aufgabe, diese uns schwer erkämpften Erkenntnisse auch dem Volke wiederzugeben, damit es gesunde und wieder Freude am Schönen erhalte.

Noch grüßen in der Morgensonne aus lieblichem Grün uns Kunstwerke des Volkes, noch können wir hoffen, daß das Volk die Kunst, die Kunst das Volk erobert, daß es bald wieder eine Volkskunst gibt und sich die Getrennten wieder vereinen wie in einer Ballade aus Gottschee, welche den Schluß unserer Mitteilungen bilden soll:

Der Hans sehnt sich in Liebe nach einem schönen Dirnlein. Er klagt seiner Mutter sein Leid. Sie beruhigt ihn: „Laß sein, mein Lieber, wir wollen eine Mühle bauen; wenn alle werden mahlen kommen, wird das schöne Dirnlein auch kommen.“ – Alle Leute sind mahlen gekommen, schönes Dirnlein ist gleichwohl nicht gekommen. – „Laß sein, mein Sohn, wir wollen bauen ein Kirchlein weiß; wenn alle Leute werden zur Messe kommen, wird das Dirnlein auch kommen.“ – Alle Leute sind zur Messe gekommen, schönes Dirnlein ist gleichwohl nicht gekommen. – „Laß sein, mein Sohn, wir werden herrichten eine schneeweiße Leiche; wenn alle Leute besprengen kommen, wird das schöne Dirnlein auch kommen.“ — Und sie kam. – Natürlich ist Hans der Scheintote. „Was ist das für eine wunderbare Leiche?“ „Sie hält die Füße wie auf den Sprung, die Äuglein wollen sich öffnen, die Hände sind im Begriffe zu haschen.“ Kaum sprach sie das, sprang die Leiche auf und umarmte sie. Sie sinkt aber entseelt dahin und er stirbt ihr nach. Man begrub sie, an jeder Seite der Kirche eines. Aus dem einen Grabe ersproß eine Rebe, aus dem andern eine Rose. Die wuchsen über der Kirche hoch und wie sie oben zusammen kamen, umarmten sie sich wie zwei Liebende.

Warum soll ich nicht von dieser Rose, von unserer Kunst träumen, wenn ich in stiller Einsamkeit Kirchlein und Bildstöckel male, warum sollen wir nicht daran denken, daß Rose und Rebe, Kunst und Volk sich wieder liebend vereinen?

Zur Biographie des Nikolaus Jurišić

Von Dr. Oskar Freiherrn von Mitis

Der berühmte Held von Güns, über dessen Aufkommen und Tod — wie zum Zeichen, daß ihm das Geschick nur eine große Episodenrolle gegönnt habe — keine sicheren Nachrichten vorliegen, lebt in dem Andenken aller Nationen. Gleichwohl ist diesem Manne, einem Typus der ausgezeichneten serbischen Kriegsmänner in ungarischen und deutschen Diensten, noch keine erschöpfende selbständige Lebensbeschreibung gewidmet worden. Viele, die seiner gedenken, verwechseln ihn sogar bisweilen mit einem gleichnamigen Verwandten.[1] Das Verdienst, der Tätigkeit und den Schicksalen des Jurišić zuerst gerecht geworden zu sein, gebührt unstreitig Géza von Csergheö, der in verschiedenen Aufsätzen, besonders 1887 in der „Ungarischen Revue", ein reichhaltiges Material zur Biographie des Günser Helden zusammengebracht und verwertet hat.[2] Seither ist, wenn ich nicht etwa fremdsprachige Beiträge übersehen habe,[3] über Jurišić keine wesentlich ergänzende Mitteilung erfolgt, so daß es vielleicht nicht unerwünscht erscheinen könnte, wenn ich hier einige von Csergheö nicht verwertete Nachrichten veröffentliche, die mir gelegentlich amtlicher Nachforschung über den bekannten Zeitgenossen und Gefährten

[1] So z. B. die Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 14 (1881) S 743.

[2] Jahrbuch „Adler" 1873 S. 136 – 138 und 155 – 157: Über die persönlichen Verhältnisse und das Wappen des Freiherrn Nikolaus von Jurischitz. — „Turul" Jahrg. V, VI, VII (von mir nicht benützt). — „Ungarische Revue" Jahrg. 7 (1887) S. 368 – 383 und 454 – 470: Die erloschenen Linien des Hauses Jurišić. — Für diejenigen, denen die „Ungarische Revue" nicht leicht zugänglich ist, seien die Hauptpunkte der Csergeöschen Darstellung wiederholt: Jurišić wurde um 1490 in Zengg geboren, ist 1522 unter Ferdinand I. bei der Verteidigung der kroatischen Meergrenze tätig, wird 1523 Feldhauptmann an der kroatischen Meergrenze, 1527 königlicher Statthalter in Kroatien, übernimmt und befestigt Güns 1528 – 1529; erste Sendung an Sultan Soleiman 1529, zweite 1530 – 1531; heldenmütige Verteidigung von Güns 1532; oberster Feldhauptmann der windischen Lande 1537; Landeshauptmann von Krain 1538; dritte Sendung nach Konstantinopel 1540; Abschied von der Landeshauptmannschaft 23. Oktober 1543. — Jurišić starb schon Ende des Jahres 1543; seine Begräbnisstätte ist unbekannt.

[3] Die Literatur zitiert — worauf mich Kollege Dr. Roderich Gooss freundlichst aufmerksam machte — zuletzt: Sándor Szilágyis „A Magyar Nemzet Története" Bd. 5 (1897) S. 92.

des Günser Verteidigers, Josef von Lamberg[4], begegneten. Manche derselben unterrichten uns über die engen Beziehungen des Nikolaus Jurišić zum Lande Krain, als dessen Landeshauptmann er bekanntlich sein reich bewegtes Lebenswerk beschloß.

Gleich das älteste der hier zu besprechenden Stücke ist ein sehr interessanter Revers des Nikolaus Jurišić vom 21. März 1528, in welchem er sich durch Siegel und Unterschrift verpflichtet, die Bestimmungen einer – wortwörtlich eingeschalteten – Urkunde König Ferdinands I, ddo. Wien, 20. März 1528, getreulich zu beachten. Der König ernennt in dieser Urkunde seinen getreuen lieben Niclasen Jurischitz „unsern Rat, zu unnserm Haubtmann zu sannd Veitt am Phlawm", also zu Fiume, und erwähnt zugleich, daß der Genannte „in seiner Verwaltung unnserer Veldhaubtmannschafft wider die Turkhen auf unnser genedig Beger und Bevelh und auf Bezallung und Unnderhaltung unnserer Diennstlewt an den Gränitzen ain Summa Gellts dargestregkht und gelichen, auch er Jurischitz bede unnser Slösser Adlsperg und Neuhawss auf die Verschreibung, so er darumben von unns hat, eingenomen und ain zeitther von unnsern wegen innengehabt"; da aber zugleich die beiden Schlösser einem andern, Bernhardin de Menesis, verpfändet worden waren, hatte nun der König den Feldhauptmann veranlaßt, sich mit jenem auszugleichen. Jurišić hat nun tatsächlich die beiden Schlösser alsbald an Menesis abgetreten: ein Protokoll über diese Handlung, zu Adelsberg am 23. April 1528 ausgefertigt, liegt noch im Original vor;[5] es ist von Hans Rauber, Wolfgang von Oberburg, Sigmund von Duerr, Kaspar Walderstein und Hans Rizschan ausgestellt und besiegelt und von Menesis eigenhändig unterschrieben. Menesis sollte dafür die fiskalische Schuld an Jurišić übernehmen und in jährlichen Raten aus den Einkünften der beiden Schlösser tilgen. Laut eines Schuldbriefes des Königs Ferdinand, ddo. Prag, 30. Juli 1528, betrug diese damals nicht weniger als 5348 Pfund Pfennige. Um nun Menesis zu entlasten, entschloß sich der König, für jene Schuld dem Jurišić den Pfandbesitz von Schloß und Stadt Güns samt der Vogtei von St. Mariaberg zu verleihen. Die königliche Urkunde ist aus Augsburg, vom 27. Juni 1530 datiert und gleichfalls in dem Originalreverse des neuen

[4] Eleonore Gräfin von Lamberg, geb. Prinzessin Schwarzenberg, wird demnächst in einem Aufsatz ein bisher nicht publiziertes, auf Schloß Ottenstein verwahrtes Manuskript der bekannten Reisebeschreibung des Kuripeschitz besprechen.

[5] K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien; allgemeine Urkundenreihe (bei 1530, Juni 28).

Pfandinhabers, der tags darauf ausgestellt wurde, überliefert. Wir ersehen daraus, daß Jurišić kurz vor Antritt seiner durch Kuripeschitz beschriebenen Mission nach Konstantinopel[6] auf dem Reichstag zu Augsburg bei Kaiser Karl V und König Ferdinand weilte. Damals, am 26. Juni 1530, erhielt er auch von dem Kaiser ein Diplom, in welchem ihm das Recht verliehen wurde, mit rotem Wachs zu siegeln,[7] und noch am 28. Juli 1530 stellt König Ferdinand zu Augsburg ein Privileg aus, durch welches Jurišić die Erlaubnis erteilt wird, seine in Güns gefechsten Weine in Böhmen und Mähren zu verkaufen.[8]

Mit den nächsten Stücken gelangen wir bereits in die Zeit, da Jurišić für die heldenmütige Verteidigung von Güns von dem König reich belohnt wird. Nachdem er ddo. Linz 20. Februar 1533 ein Freiherrenstandsdiplom empfangen hatte, erhält er ebenda am 22. Februar zwei außerordentlich inhaltsreiche Privilegien, die uns wieder durch den tags darauf ausgestellten Originalrevers überliefert sind. Beide königlichen Diplome sprechen ausführlichst und mit anerkennendsten Worten von der Günser Verteidigung. Das erste zählt genauest die verschiedenen Schuldposten des Fiskus auf, darunter die schon früher besprochenen 5348 Gulden, wofür seinerzeit eben Güns verpfändet worden war, 1000 Gulden für Bauten im Schloß Güns, ebensoviel für den Zug gegen Gran, 2000 Gulden für Schäden, die durch die Belagerung entstanden, dann einen Rückstand von 406 Dukaten für die Zehrung auf der Botschaftsreise in die Türkei und endlich andere Besoldungsrückstände, durch welche die Gesamtschuld auf 13.000 Gulden gestiegen war; für die Zinsen dieses Kapitals wird an Jurišić nunmehr das Ungeld zu Mistelbach in Niederösterreich verpfändet. Die zweite Urkunde betrifft einzig und allein die materielle Belohnung der Günser Heldentat: der König schenkt Jurišić ein Kapital von nicht weniger als 8000 Gulden und verpfändet ihm, da er nicht über den Barbetrag verfügt, für die Zinsen des Kapitals die Einkünfte der Maut zu Popetsch in Krain.[9]

Während uns weitere Nachrichten darüber unterrichten, wie Jurišić die Hauptmannschaft von Fiume abgetreten,[10] daß er in Güns neuer-

---

[6] Vgl. Hormayrs Taschenbuch 1827 S. 179.

[7] Bisher unbekannt. Überliefert in der Reichsregistratur Kaiser Karls V, Band 14 Fol. 73' – 74, Wiener Staatsarchiv.

[8] Abschrift im Hofkammerbuch 1, Fol. 53' des Wiener Staatsarchivs.

[9] Diese ist erst zwei Jahre vorher, gleichfalls für hervorragende Kriegsdienste, an Siegmund Hermann Franzos verpfändet worden. Originalrevers vom 21. April 1531 im Wiener Staatsarchiv.

[10] König Ferdinand bewilligt der Kammer ddo. Leoben, 10. Oktober 1531, mit Jurišić zu verhandeln, daß er St. Veit am Pflaum an Hieronymus

dings Befestigungen eingebaut hat,[11] sich dagegen anderen Besitzes entäußerte,[12] gewinnt er durch seine Ernennung zum obersten Feldhauptmann der niederösterreichischen und windischen Lande am 19. Oktober 1537 als Nachfolger Katzianers einen neuen Wirkungskreis. In diesem Kommando – sein Sold war unterdessen zu hoch befunden worden[13] – erhielt nun Jurišić am 21. April 1538 eine neue Instruktion. Diese sowie die drei Tage später ausgefertigte Instruktion als Landeshauptmann von Krain enthalten so zahlreiches Material für die Geschichte des Helden wie für die des Landes, wo er seine letzten Lebensjahre verbrachte, daß es wohl gerechtfertigt erscheinen mag, wenn diese beiden Aktenstücke im Anhange vollständig publiziert werden.

Über die Nationalität des Jurišić hat Csergheö gleichfalls ausführlich gehandelt und er hat sich im Streit mit verschiedenen Auffassungen dahin ausgesprochen, daß der berühmte Kriegsmann ein geborener Kroate war. Mangels anderer Quellen mußten bei diesem Anlasse die eigenhändigen Unterschriften als willkommene Anhaltspunkte herangezogen werden. Gegenüber Lopašić, der behauptete, daß sich Jurišić ausschließlich in kyrillischen Lettern zu unterschreiben pflegte,[14] betonte Csergheö gleichwohl auch das Vorhandensein deutscher Unterschriften, wobei er insbesondere auf einen im k. u. k. Kriegsarchiv verwahrten Originalbericht aus dem Jahre 1537 verwies, der die eigenhändige Signatur „Niklas Jurischicz" tragen soll. Ich möchte hiezu die Bemerkung anreihen, daß einerseits schon ein Bericht an die Wiener Regierung, ddo. Güns, 30. November 1529,

---

de Sara abtrete (Staatsarchiv, Hofkammerbuch 1, 179). Am 26. Jänner 1535 wird dem letztgenannten der Befehl erteilt, die von Jurišić in Fiume zurückgelassenen, ihm persönlich gehörigen Geschütze und die Munition behufs Ablösung zu schätzen (ebenda, Hofkammerbuch 23, 212).

[11] Er erhält ddo. Wien, 18. September 1534, die Erlaubnis, hierauf 1500 Gulden zu verwenden (ebenda, Hofkammerbuch 1, 286).

[12] Befehl an die Hofkammer, wegen Abtretung von Sichelburg und des Hauses Nassenfuß mit der von Robaschitz und Nikolaus Jurišić zu verhandeln, 20. Jänner 1541 (ebenda, Hofkammerbuch 1, 268).

[13] Ddo. Prag, 1. April 1538, erhält der Zahlmeister Spiller ein Mandat, daß die Monatsbesoldung des Jurišić als oberster Feldhauptmann per 840 Gulden zu hoch erscheine, „angesehen, das ein zeitherr unnd noch ditsmals khain Veldtzug oder Hör vorhanden" (ebenda, Hofkammerbuch 3, 36'). – Daß Jurišić übrigens ein guter Rechner war, ersieht man daraus, daß er sich mit der Hofkammer wegen Umrechnung des ungarischen Goldguldens herumschlug. Vgl. Weisung an Spiller vom 8. August 1538 (ebenda, 3, 92).

[14] Danica 1884 S. 104.

mit „Niklas Jurischiczsch Ritter“ gezeichnet sein soll,[15] anderseits aber noch in einer Relation, die Jurišić als Landeshauptmann von Krain am 28. Juni 1542 erstattete,[16] die deutsche Unterschrift bestimmt von Kanzleihand herrührt. In dieser Frage ist nun der an erster Stelle besprochene, bisher nicht beachtete Revers über Fiume aus dem Jahre 1528 von ausschlaggebender Bedeutung: denn hier unterschreibt sich Jurišić unzweifelhaft eigenhändig in serbokroatischer Sprache und in kyrillischen Lettern. Ich verdanke, wie ich gleich bemerken will, diese Charakteristik der hier in Faksimile beigegebenen Unterschrift keiner geringeren Autorität, als J. C. Jireček, welcher auch so gütig war, einige Hinweise über die Verbreitung dieser Schrift hinzuzufügen.[17] Die Unterschrift ist hier „Mikula Jurišić moje ruke pismo“, deutsch „Mikula Jurischitsch meiner Hand Schrift“ zu lesen. Da der Revers zweifellos in Wien ausgestellt und daher nicht anzunehmen ist, Jurišić hätte etwa mit Rücksicht auf seine Umgebung Sprache und Lettern gewählt, bleibt nunmehr jeder Zweifel ausgeschlossen, daß das Serbokroatische die Muttersprache des Günser Helden ist. Sehr wahrscheinlich, ja geradezu gewiß ist es ferner, daß Jurišić des Deutschen



Eigenhändige Unterschrift
und Siegel des Nikolaus Jurišić auf seinem Revers über die Hauptmannschaft von Fiume ddo. (Wien) 21. März 1528.
Original im k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien.

[15] Abgedruckt in Hormayrs Taschenbuch 1827 S. 227 – 230.

[16] Wiener Staatsarchiv. Österr. Akten, Krain, Fasz. 1.

[17] Schreiben vom 19. Juni 1908. „Die Unterschrift auf dem Pfandrevers des Jurišić von 1528 ist serbokroatisch in cyrillischer Schrift, und zwar in der in Bosnien und den benachbarten Gebieten im 15. bis 16. Jahrhundert üblichen, etwas nach rechts geneigten Cursiva. Die cyrillische Schrift war damals auch in Dalmatien (Ragusa, Poljica bei Almisa usw.) verbreitet, ebenso in Kroatien (neben der glagolitischen Schrift), wie

damals in Schrift und Sprache noch nicht völlig mächtig war, sonst hätte er jene Urkunde — die wie alle von ihm ausgestellten Reverse durchwegs in deutscher Sprache verfaßt ist — in der Textsprache unterzeichnet.

Der Revers von 1528 ist aber auch wegen des daran hängenden Siegels außerordentlich interessant. Offenbar ist bisher überhaupt kein Siegel des Jurišić aus der Zeit vor seiner Erhebung in den Freiherrenstand bekanntgeworden, sonst hätte sich Csergheö nicht auf Vermutungen darüber beschränken müssen, wie das Stammwappen der Familie zusammengesetzt gewesen sei.[18] Hier haben wir nun einen prächtigen, in grünem Wachse — die Rotwachsfreiheit erhielt Jurišić erst im Jahre 1530 — ausgedrückten Abdruck eines im Jahre 1527 angefertigten Stempels. Die Technik des Siegelschnittes läßt es außerordentlich wahrscheinlich werden, daß der Stempel in Wien hergestellt worden ist. Wenigstens weist die Mode, die Umschrift auf einem fliegenden Bande anzubringen, sehr deutlich auf gleichzeitige Wiener Beispiele hin.[19] Hier zeigt sie sich übrigens bereits in ihrer letzten, manierierten Entwicklungsform: das Flattern des Bandes ist so übertrieben zum Ausdruck gebracht, daß man sich die einzelnen Buchstaben der Umschrift nur mit Mühe aus dieser und jener Falte zusammenzustellen vermag. Die Legende beginnt links in der Mitte und lautet folgendermaßen: NICLAS IVRESCHITCH · RITER · 1527. Der Schild ist geteilt, oben ein Rabe, unten ein Skorpion; auf dem gekrönten Helm kehren beide Wappentiere wieder. Interessant ist, daß Jurišić diesen Stempel nachmals offenbar verloren hat, denn sowohl in seinem 1530 zu Augsburg als in dem 1533 zu Linz ausgestellten Revers heißt es im Texte ausdrücklich, daß er sein eigenes „Insiegel nicht bei Handen“ habe und beidemal siegelt für ihn Ritter Hans Hofmann zum Gruenpühl. Durch die Erhebung in den Freiherrenstand und die gleichzeitig erfolgte Wappenvermehrung — mit dem Symbol der Feste Güns — ist überhaupt die Anfertigung eines neuen Stempels zur Notwendigkeit geworden. Ich kenne aber nur einen einzigen, leider schwachen Abdruck eines späteren Stempels, der sich auf einem Berichte des

an zahlreichen Stücken bei Kukuljević, Monumenta historica Slavorum meridionalium, Acta croatica (Agram 1863) zu sehen ist (z. B. S. 147 von 1492, S. 235 c. 1530). Einiges über diese Fragen ist zusammengestellt in meiner Abhandlung: ‚Die mittelalterliche Kanzlei der Ragusaner‘, Archiv für slav. Philologie, herausgegeben von V. Jagić, Bd. 26 (Berlin 1904) S. 161 f.“

[18] Ungarische Revue 1887 S. 467.

[19] Vergleiche die instruktiven Beispiele der Wiener Münzmeister-Siegel in Zimmermanns Geschichte der Stadt Wien II/2 (1905) Tafel 35 Nr. 37—39.

Jurišić als Landeshauptmann von Krain an die Regierung der niederösterreichischen Lande vom 12. Juli 1539 befindet.[20] Dieser kleine, wahrscheinlich an einem Ringe angebrachte Stempel zeigt das vierteilige Wappen und die Initialen: N[iklas] I[uritschich] F[rey] H[err].

Auch über die Ehe des berühmten Kriegsmannes konnte Csergheö zahlreiche Daten mitteilen. Jurišić verheiratete sich — wie verschiedene Quellen angeben — mit Potentiana Derzsffy de Zerdahely, nachdem diese ihren ersten Gatten Anton Bánffy von Alsó-Lindwa durch Tod verloren hatte. Da uns aber nicht überliefert ist, wann dieser starb, bleiben einige Fragen ungelöst, vor allem die, ob die Kinder Anna und Adam, denen bekanntlich 1538 vom Vater in der St. Jakobskirche zu Güns ein Grabstein gesetzt wurde, aus dieser Ehe stammen?[21] Auf Grund einer absolut zuverlässigen Quelle will ich nun wohl die Ehe mit der Ungarin Potentiana nicht bezweifeln, darf aber behaupten, daß Jurišić vorher mit einer Deutschen, nämlich mit Katharina von Puchheim zu Raabs vermählt gewesen ist; da in deren Familie der weibliche Name Anna sehr verbreitet war und der Name Adam nachher wiederholt begegnet, ist es auch keineswegs unwahrscheinlich, daß jene Kinder aus dieser Ehe stammen und Katharina 1538 bereits verstorben war. Ich entnehme meine Kenntnis einer 1620 angelegten, offenbar halbamtlichen Stammbaumsammlung der niederösterreichischen Geschlechter,[22] die in der Familie Puchheim folgende Generation verzeichnet:

Georg IV von Pucheimb zu Raabs,
Polyxena von Wolkenstein

Andreas I, –	Felix –	Weichard –	Wilhelm, –	Ferdinand –	Balthasar, –	Catharina, –	Es folgen noch: Salome – Regina –
Freih. zu Raabs, † 1558, Praxedis von Eberstein			Margaretha von Zelking und Sibylla Fuggerin		Genovefa von Hoffkirchen	Nikolaus Jurischiz zu Güns	Marusch, monialis in Gös

Zu dem, was Csergheö über die Todeszeit und die Erben des Jurišić sagt, ist nur wenig beizufügen. Zweifellos ist er zu Ende des Jahres 1543 gestorben, also kurz, nachdem er die Landeshauptmannschaft von Krain niedergelegt hatte.[23] Auch das ist schon anderwärts bekannt, daß „seine negste Freund und Erben Niclas und Hans die Jurischiz Gevettern“ waren, wie uns ein Aktenstück der

---

[20] Wiener Staatsarchiv, Österr. Akten, Krain, Fasz. 2.

[21] Csergheö, Ungarische Revue 1887 S. 454 ff.

[22] Handschrift 360 im Hausarchiv der regierenden Fürsten von Liechtenstein, Wien. Fol. 16.

[23] Ungarische Revue 1887 S. 459.

Hofkammer vom 22. Februar 1547 neuerdings bestätigt.[24] Von Hans wäre nur noch zu berichten, daß 1550 mit ihm wegen eines Darlehens an den Fiskus in der Höhe von 3000 ungarischen Gulden unterhandelt wurde.[25] Interessanter scheint dagegen ein bisher nicht besprochenes Schriftstück, welches den Kampf der Erben um den Besitz der Herrschaft Güns[26] beleuchtet: es ist dies ein erst kürzlich zum Vorschein gekommenes, sprachlich recht unbeholfenes Gesuch des jüngeren Nikolaus an Kaiser Karl V,[27] worin er sich unter Erinnerung an die Verdienste seines vor zwei Jahren verstorbenen Vetters (diese Zeitangabe ist etwas ungenau) in demütigstem Tone darüber beklagt, daß ihm und seinem Vetter Hans die Herrschaft Güns abgenommen worden sei, weshalb er um ein Empfehlungsschreiben des Kaisers an dessen Bruder, König Ferdinand, bittet. Dieser Bitte hat Karl V tatsächlich durch eine „Fürschrift", ddo. Rothenburg a. d. Tauber, 7. Dezember 1546, entsprochen. Fürwahr ein schmerzlicher Nachklang an die kaum verwichene Zeit, da der berühmte Verteidiger von Güns diese Stadt stolz sein Eigen nennen durfte!

I

1538 April 21, Prag.

Juritschitz Bestallung über die oberist Veldhaubtmanschafft der fünff niederösterreichischen Lannde.

Wir Ferdinand etc. Bekhennen, als wir hievor den edln unnsern lieben getrewen Niclass Juritschitz Freyherrn zu Günss, unnsern Rat und Camrer, zu obristem Veldthaubtman unnsrer fünff niderösterreichischen und der windischen Lannde bestellt unnd aufgenomben, so haben wir unns doch yetzo von newen ainer Bestallung der öberisten Veldthaubtmanschafft halben unnsrer fünff niderösterreichischen Lannde mit ime verglichen. Also wann wir oder unnser Lanndtschafften ainen Veldtzug in oder aus unnsern niderösterreichischen Lannden mitsambt denselben unnsern Lanndtschafften oder anndern unnserm Kriegsfolgkh zu thuen fürnemen, das er sich dann auf unnser Erforderung als öbrister Veldthaubtman berürter unnser niderösterreichischen Lannde an die Ort, dahin es von Nötn sein wirdet, wider menigclich, niemanndt ausgenomen, gehorsamlich und guetwillig brauchen lassen soll, unnsern und unsrer Lanndt unnd Leute Nuz, Eer unnd Pesstes treulichen bedenckhen, ratn und fürdern, Schaden unnd Nachtaill warnnen unnd fürkummen nach seinem höchsten Verstanndt und Vermügen, wie unnser genedig Vertrawen zu im steet. Unnd auf solhe Bestallung haben

[24] Wiener Staatsarchiv, Hofkammerbuch 12, Fol. 13'.

[25] Ebenda, Reichsregisterbuch Ferdinands I, 7, Fol. 123.

[26] Vgl. Csergheö, Ungarische Revue 1887 S. 462–463.

[27] Wiener Staatsarchiv, Abt. Hungarica. – Die Mitteilung dieses Stückes verdanke ich Herrn Hofrat Arpád von Károlyi.

wir ime zu Diennst unnd Wartgelt für alles jarlich zwayhundert Gulden reinisch, in Müntz zu raiten, aus unnserm Hofzalmaisterambt raichen und bezallen ze lassen bestimbt unnd bewilligt. Unnd wann er aber auf unnser Erforderung in das Veldt mit den Lannden unnd unnserm zugeordentem Kriegsfolckh zu ziehen beschiden und gebraucht wirdet, so solle ime nachvolgunde Bestallung angeen: nemlich auf sein Person zwayhundert Gulden reinisch für Tafflgelt, item auf sechzehen gerüsste Pherdt, auf yedes zehen Gulden, auf vier Trumetter ain yeden zweliff Gulden, acht Trabannten yeden acht Gulden, zwen Wägen unnd bey ainem yeden vier Wagenpherdt, auf ain Pherdt fünff Gulden, ain Caplan zehen Gulden unnd ain Tulmetschen auch zehen Gulden, alles reinisch in Müntz, thuet fünffhundert zwenunddreissig Gulden reinisch monatlich, durch unnsern verordenten Kriegszalmaister bezallt werden unnd das Wartgelt der zwayhundert Gulden mitler Zeit solhes Veldtzugs still steen. Das alles wir ime durch unnser sonnder Bevelh zu bezallen verordnen wellen. Unnd wann wir sein Person in solher obristen Veldthaubtmanschaft veränndern wolten oder sonnst zu hallten lennger nit von Nöten wär, so wellen wir ime das alzeit ain Quottember zuvor verkhünden. Dergleichen wo ime solhe Veldthaubtmanschafft lennger zu verwesen aus eehafften Ursachen ungelegen oder er Kranndkhait halben nit lennger dabey beleiben oder diennen möchte, solle er unns des auch ain Quottember zuvor anzaigen. Ongeverde mit Urkhundt dits Briefs. Geben Prag am xxi Tag Apprillis anno etc. im xxxviii.

Eingetragen im Hofkammerbuch (Hs. suppl. 384 des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien) Bd. 3, fol. 45′ – 46.

II

1538 April 24, Prag.

Niclasen Juritschitz Bestallung über die Lanndshaubtmanschafft in Crain.

Wir Ferdinandt etc. Bekhennen offenlich mit dem Brieve, das wir den edln unnsern lieben getrewen Niclasen Juritschitz Freyherrn zu Gynns, unnsern Rat, Camrer und öbristen Veldthaubtman unnserer fünff niderösterreichischen Lannde, in Ansehung seiner Redlichait unnd Schicklichait, darinn wir ine bisheer erkhendt, unnd aus sondern Gnaden, so wir zu ime tragen, zu unnserm Lanndshaubtman in Crain aufgenomen unnd bestellt haben. Thuen das auch hiemit wissentlich und in Chrafft diz Briefs also: das er von dem ersten Tag negstkhunfftigs Monats May an ze raiten hinfüran biss auf unnser Wolgefallen unnser Lanndshaubtman in Crain sein, durch ein ersame unnser Lanndtschaft daselbst unnd sonnst von menigclich darfür gehalten unnd geert werden [solle]. Welhem Ambt er auch nach seinem pessten Verstandt und Vermügen treulich unnd vleissig vorsein, unnsern und gemaines Lannds Nutz unnd Frummen fürdern, Schaden unnd Nachtaill warnen und wennden und alles annders handln, thuen unnd lassen solle, das ain getrewer Lanndshaubtman seinem Herrn unnd gemainem Lanndt zu thun schuldig ist. Er solle auch khain

lutherische noch annder new verfürlich Secten in seiner Verwaltung berürter Lanndshaubtmanschafft in Crain bey Vermeydung unnserer Ungnad unnd Straff nicht gestattn, noch gedulden, sonnder, wo aine oder mer Personnen selbiger Secten anhengig befunden, gegen der oder denselben vermüg unserer ausgangen Generall mit Straff verfarn. Wo ime aber hierinn ichtes zu swär fürfiell, unns desselben berichten, so wollen wir yederzeit darinn nach Gelegenhait nottürfftige Einsehung unnd Verordnung thuen. Unnd wan̄n gemelter Juritschitz aines Veldtzugs oder annderer eraischennder eehafften Notturfften halben ain Zeitlang aus unnserm Lanndt Crain abwessenlich sein muesste, soll er vor seinem Wegtzug die Lanndshaubtmanschafft mit ainem tauglichen Verwalter besetzen unnd versehen, der alles das wie obensteet unnd hernach begriffen wirdet (als er Juritschitz selbst, wo er gegenwurtig were) zu thun schuldig nachkhumen unnd geleben, unnd unns denselben Verwalter anzaigen. Wir wellen auch gemelten Freyherrn zu Günns als unnserm Lanndshaubtman in Crain insonderhait hiemit eingepunden unnd aufgelegt haben, unnsere krabatischen Ortflegkhen gegen dem Türkhen nach seinem pessten Verstanndt unnd Vermügen in gueter Fürsehung unnd Warnung ze halten, also, wo ain eillenndt Not fürfiell, das solhe Fleckhen vor Überfall unnd der Veindt Eroberung verhüet werden. Was ime aber darinn zu swär sein unnd, solhes an unns gelanngen zu lassen, die Eill erleiden wollte, das solle er unns albegen zeitlich unnd fürderlich berichten, darauf wir alsdann Beschaid geben unnd notdürfftige Verordnung thuen wollen. Unnd damit er solh Ambt unnd Bevelh dest statlicher verrichten unnd demselben vor sein müge, so haben wir ime unnser Sloss Laybach zu seiner Wohnung mitsambt dem Einkhumen unnd Zuestennden, wie solhs Hanns Catzianner als negstgewesner unnser Lanndshaubtman genossen und innengehabt (doch unnserm Vitzthumb in Crain zwen Vischer auf der Saw unnd zwen Vischer auf der Laybach vorbehalten unnd ausserhalb des hundertisten Ochsen von den frembten unnd auslenndischen Kaufleuten, so vormalls in die Haubtmanschafft gehört – welhes gemelter Catzianer auch nit gehabt hat unnd geen Görtz eingenomen wirdet, dafür wir gemeltem unnserm Lanndshaubtman zwayhundert Gulden reinisch aus den Gefellen unnsers Vitzthumbambt in Crain oder aus der Urbarsteuer, so daselbst angslagen wirdet, jerlich raichen zelassen) unnd auch noch über das alles für Haubtmanbesoldung achthundert Gulden reinisch aus unnserm Aufslag zu Laybach auch järlich zu bezallen hiemit bewilligt. Welhes alles wie obsteet ime auch richtigclich unnd an Irrung geraicht unnd bezallt werden solle. Doch solle gemelter Juritschiz Freyherr etc. von bestimbter Besoldung unnd Zuestanndt unnsern Landverweser in Crain, wer der yederzeit sein wirdet, versolden auch unnser Schloss Laybach nottürfftigclich bewarn, dasselb wesenlich unnd unwüestlich innenhallten, unnser Obrigkhait, Herligkhait, Gerechtigkhait unnd Gwaltsam zu solhem Sloss unnd der Haubtmanschafft gehörig vesstigclich hanndthaben unnd unns dy nit entziehen lassen noch das selbst auch nit thuen. Was im aber yezuzeiten zu swär sein würde, dasselb alzeit an unns oder unnser Stathalter, Regenndtn und Chamerräte der niderösterreichischen Lannde

gelanngen lassen, auch unnsere Underthanen bey iren Freyhaiten, alten Heerkhomen unnd Gewonhaiten hanndthaben, beleiben lassen und sy darüber nicht dringen noch beschwern, auch gleiche Gericht halten gegen dem Armen als dem Reichen unnd dem Reichen als dem Armen, auch berürts unnser Sloss Laybach unns und unnsern Erben zu allen unnsern Geschäfften und Notturfften offen halten, unns unnd die unnsern, so wir darzue schaffen, so offt das Not thuen unnd begert wirdet, darein, daraus und darinn enthallten lassen, wider menigcliche nyemandts ausgenomen, doch auf unnser selbst Cossten unnd on iren sondern Schaden. Sy sollen auch aus demselben unnserm Sloss und der Lanndshaubtmanschafft on unnser sonnder Erlauben unnd Bevelh khainen Krieg, Vehde noch Angriff thuen, noch sich gegen den Veindtn ob wir die yezuzeiten haben würden damit befriden noch ainich fridlich Anstanndt annemben in kainerlay Weisse inmassen unnd das alles wie obsteet mergemelter Freyherr zu Günns gelobt unnd gesworn unnd sich des insonderhait gegen unns verschriben hat. Wo sich aber ain solhe Kriegsnott zuetragen also das über die gewondlich Behuet unnsers Sloss Laybach ain merere Besetzung zu thun von Nötten sein würde, dieselb merere Besezung solle nach Gelegenhait der Notturft auf unnsere Cossten bescheen. Ongeverlich mit Urkhundt diz Brieffs. Geben Prag am xxiiii den Tag Apprillis anno etc. im xxxviii.

Eingetragen im Hofkammerbuch (Hs. suppl. 384 des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien), Bd. 3, fol. 43' – 44'.

Das Straßenwesen in Krain im 18. Jahrh.

Nach den Beständen des Musealarchivs in Laibach

bearbeitet von Dr. Josef Ivanić

Das Land Krain war seit jeher ein wichtiger Faktor im Verkehre zwischen dem Meere und dem weiteren Inlande. Schon zu Beginn des ersten christlichen Jahrhunderts zog eine römische Heerstraße von Aquileja durch das Wippachtal über das Emporium Nauportus (Oberlaibach) weiter in der Richtung gegen Celeia und zu den Donauprovinzen. Bald um diese Zeit bestand jedenfalls auch eine sekundäre Verbindung aus Tergeste über Präwald-Landol nach Oberlaibach, also ungefähr in der Richtung der späteren Hauptkommerzialstraße Kaiser Karl VI. Es kamen dann andere Zeiten. Der Schauplatz der Geschichte wurde über Mitteleuropa und in der Richtung zur Nord- und Ostsee erweitert, wodurch die östlichen und nördlichen Adrialänder allmählich in den Hintergrund traten. Damit schwand auch die Bedeutung dieser Länder

für den Verkehr, weshalb die römische Heerstraße derart vernachlässigt wurde, daß sich nur Spuren derselben im Mittelalter erhalten haben. Erst die Bildung der österreichisch-ungarischen Monarchie brachte in die nördlichen Adrialänder regeres Leben und dadurch die alten Wegspuren zu größerer Geltung. Um den Verkehr der innerösterreichischen Länder mit dem Meere zu heben, ließ Erzherzog Karl im Jahre 1576 die bereits vorhandenen Wege verbessern und neue anlegen. Außer der vom Erzherzog Karl unter Mitwirkung der Görzer Stände über den Predil nach Tarvis angelegten Kommerzialstraße hatte das ganze Straßennetz von Görz, Triest und Fiume nach den Erblanden seinen Brennpunkt in Laibach. In ihrer Sorge um diese Straßen zeigten die österreichischen Herrscher das Bestreben, den Handel vom Adriatischen Meere direkt durch die Erblande zu lenken und dadurch mit der Beherrscherin des Meeres, der stolzen venetianischen Republik, die auf sorgfältig gepflegten Straßen über Pontafel und Bozen für ihre überseeischen Handelswaren lebhaften Abfluß unterhielt, zu rivalisieren. So wurde allmählich für die großzügige Handelsaktion Kaiser Karl VI die Grundlage geschaffen.

Am Anfang des 18. Jahrhunderts bestanden in Krain folgende Verkehrswege:

a. von Görz aus die auf den Spuren der alten Römerstraße vom Erzherzog Karl durch den Birnbaumer Wald angelegte Straße;
b. von Triest aus der Weg über Bazovica und Präwald sowie ein anderer holperiger Weg von dem berühmten Pferdemarkte S. Giovanni in Duino quer über den Karst ebenfalls nach Präwald;[1]
c. von Fiume aus ein kaum fahrbarer Weg über Škalnica-Dornegg nach Oberlaibach;
d. in der Richtung gegen Kärnten die Straße über Wurzen nach Villach sowie über den vom Erzherzog Karl in den Jahren 1569 und 1570 mittelst eines Tunnels wegsam gemachten Loibel nach Klagenfurt;
e. in der Richtung nach Graz und Wien die Straße über Podpeč-St. Oswald-Trojana-Franz. Dieser war der Hauptzweig und bildete in seiner Verlängerung nach Triest die Richtschnur für die große Kommerzialstraße Kaiser Karl VI, den Gegenstand besonderer Fürsorge der österreichischen Herrscher des 18. Jahrhunderts.

[1] cfr. S. Rutar in den Mitteilungen des Musealvereins 1890.

Diese Straßen waren zu Beginn des 18. Jahrhunderts keineswegs in gutem Zustand; sie genügten offenbar für den damaligen kargen Verkehr, welchen fast ausschließlich der krainische Untertan auf ein- und zweispännigen engen Karren und auf Saumtieren vermittelte. Wichtiger wurden die krainischen Straßen während des Spanischen Erbfolgekrieges für das in Italien operierende kaiserliche Heer, weshalb sich der damalige General-Proviantkommissär von Sartori zur Drohung hinreißen ließ, daß er über die gräßliche Vernachlässigung der Wege dem Kaiser Anzeige erstatten werde. Der Mauteinnehmer in Alben, Franz Georg von Morschonitsch, berichtet unterm 12. Juni 1702 an den Landeshauptmann in Krain, Grafen Franz Anton Lanthieri, daß die Strecke von Oberlaibach bis Triest jahrelang nicht ausgebessert wurde und verspricht die baldige Einsendung eines Verzeichnisses der landvizedomischen und anderen Mautinhaber, denen ganz oder teilweise die Reparierung oblag. Streckenweise wurde nun tatsächlich eine Reparation zu militärischen Zwecken, so von Adelsberg und Landol nach Präwald vorgenommen, wonach der Straßenkommissär Franz von Kreuzberg bei der innerösterreichischen Hofkammer um eine Remuneration für seine besondere Leistung einschritt. Der eigentliche technische Ausbau der krainischen Verkehrsstraßen steht jedoch mit den Vorbereitungen zu der im Jahre 1719 erfolgten Erklärung der Städte Triest und Fiume zu Freihäfen und mit den späteren vielfachen Privilegierungen derselben, somit mit der Begründung des österreichischen Seehandels in ursächlichem Zusammenhange. Während das Straßenpatent Kaiser Karl VI vom Jahre 1724 für Niederösterreich als Zweck der Anlegung von Straßen die Beförderung des Handels, die Bequemlichkeit der Untertanen, den Nutzen der Städte, Märkte und Mauten, die Verhinderung von „Rauf- und Schlägereien“ angibt, ging die in zahlreichen Patenten dieses Herrschers betreffs der Kommerzialstraßen zur Adria ausgesprochene Absicht noch weiter; auf diesen sollte im Sinne der damals allgemein verbreiteten merkantilistischen Anschauungen in möglichst großem Maße fremdes Geld eingeführt, die Einkünfte des Staates vermehrt und die Bevölkerung reich und glücklich gemacht werden.

Um diesen Abschnitt in der Geschichte des krainischen Straßenwesens in eine möglichst übersichtliche Darstellung zu bringen, empfiehlt es sich, in demselben zwei Perioden zu unterscheiden, und zwar: I. die Periode der ständischen Leitung des Straßenwesens (1717 bis 1747) und II. die Periode der Verpachtung (von 1751 an), während die Zeit von 1747 bis 1751 einen Ausnahmszustand einschließt und den Übergang von der einen Periode in die andere unmittelbar einleitet.

I. Periode (1717 bis 1747).

Wenn den Ständen in Kärnten rühmend nachgesagt wird, daß sie der kaiserlichen Resolution vom Jahre 1712 gemäß mit der Regulierung der Straßen sofort angefangen und dieselben im ganzen Lande für zweispännige Wägen „ohne merkliche Belastung des Ärars" gleich nach 1717 hergestellt haben, so dürfte dies kaum im Sinne der in den kaiserlichen Patenten vom Jahre 1717 an gemeinten Kommerzialstraßen aufzufassen sein, da sich eben daselbst bis in das dritte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts hinein die Inhaber der engen Achsenwagen mit der Ausrede weigern, dieselben abzustellen, weil die Straßen „noch nicht hergestellt seien". Es handelte sich offenbar um eine Verbesserung der Straßen, nicht aber um deren Adaptierung zu kommerziellen Zwecken. Tatsache ist aber dennoch, daß in Kärnten stets bessere Straßen vorhanden waren als in Krain, und daß in Steiermark das Straßenwerk viel früher und ohne so unerfreuliche sozialökonomische Erscheinungen durchgeführt wurde als in Krain. Es wäre unbillig, die ganze Schuld an der langsamen Regulierung der krainischen Kommerzialstraßen und an den infolgedessen bis in das sechste Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts anhaltenden Klagen und Beschwerden den krainischen Ständen allein zuschreiben zu wollen. Die krainischen Stände betrachteten zwar auch wie die Stände anderer Länder jede von ihnen verlangte Leistung, somit auch die Straßenaufwände als drückende Last, und weil sie gewohnt waren, überall der Regierung gegenüber die eigenen Vorteile in den Vordergrund zu rücken, suchten sie auch beim Straßenwerke die an sie gestellten Forderungen möglichst abzuschwächen und anderseits die gemachten Leistungen mit sichtlicher Überhebung zu betonen. Billiger und gerechter ist es jedenfalls, die Schuld der langen Wegmisère in Krain dem System überhaupt, mit welchem man zu Werke ging, sowie den besonderen Terrainschwierigkeiten an einzelnen Strecken zuzuweisen. Während beispielsweise in Steiermark aus den Straßengefällen und anderen Beiträgen allmählich ein Straßenbaufonds gebildet und dessen Höhe nach vollendetem Straßenwerke auf über 400.000 fl.[2] geschätzt wurde, ferner aus diesem Baufonds die Arbeiter jeder Kategorie entlohnt wurden, hatte man in Krain vom Anfang an an dem Prinzip der unbesoldeten Landesrobot und der Mautdistrikte unausgesetzt festgehalten. Indem nämlich einerseits von den krainischen Landständen die Beistellung der Robot verlangt wurde, mußten anderseits die Inhaber der kameralischen,

[2] Der rheinische Gulden = 60 Kreuzer.

ständischen und privatherrschaftlichen Mauten die Reparationsarbeiten im eigenen Mautdistrikte entweder selbst durchführen (bis zum Jahre 1726 durchwegs) oder gegen einen jährlichen Beitrag durch die Wegdirektion vornehmen lassen.

Dieser Standpunkt war übrigens nicht neu. Schon Erzherzog Karl operierte mit Hilfe der Stände und der Robot. Das Patent des Erzherzogs Ferdinand vom 17. Mai 1617 und jenes Kaiser Leopold I vom 14. August 1684 halten an dem Grundsatze der Einteilung in Mautdistrikte fest und bestimmen ferner, daß dort, wo kein Mautdistrikt vorhanden war, die Gemeinde und die am Wege liegenden Jurisdicenten die Wegreparation vornehmen sollen. Diese Anschauung vertreten auch die kaiserlichen Resolutionen vom 14. und 30. März 1716 an die krainischen Stände und parzellieren demnach die kommerzielle Adaptierung der krainischen Straßen unter vier konkurrenzpflichtige Parteien: unter die Hofkammer, die Mitteldinggefälle, die Privatmautinhaber und unter die Gemeinden und Jurisdicenten an mautdistriktlosen Strecken. Darnach oblag in dieser Zeit die Erweiterung der Straße von der steirischen Grenze, von Franz weiter über den Trojanaberg bis auf Podpeč, also bis zur Save, der innerösterreichischen Hofkammer aus der in Franz und Podpeč eingenommenen Wegmaut. Da ferner die innerösterreichische Hofkammer die Wassermaut und die Aufschlagsgefälle in Laibach sowie die Wegmaut in Oberlaibach und Alben innehatte, wurde ihr auch die Instandsetzung des fast ungangbaren Weges von Laibach nach Oberlaibach und weiter über Oberloitsch bis Alben (Planina) samt den Brücken zugeteilt. Für die Strecke von Alben bis Präwald hatte die Landschaft aufzukommen. Der Fürst Portiaschen Herrschaft Senožeč oblag als Mautinhaberin die Reparierung und Instandhaltung der Straße von Präwald gegen das Triester Gebiet, ferner aus demselben Grunde der Fürst Portiaschen Herrschaft Premb sowie der Graf Petazzischen Herrschaft Schwarzenegg die Adaptierung der Strecke gegen Fiume.

Von den beiden Straßenzweigen gegen Kärnten war die Strecke Laibach bis Wurzen, beziehungsweise bis Neumarktl, der Landschaft, jene hingegen von Wurzen an die Höhe des Krainberges und von Neumarktl an die Höhe des Loibel der innerösterreichischen Hofkammer zugewiesen.

Nachdem diese Einteilung fixiert worden war, wurden mit kaiserlicher Resolution vom 26. September 1716 an den Landeshauptmann in Krain, Grafen Johann Kaspar Cobenzl, die konkurrenzpflichtigen Parteien zu einer „Hauptkonferenz“ nach Laibach behufs genauerer Detaillierung und Feststellung weiterer Modalitäten eingeladen und

gleichzeitig angewiesen, die Beschlüsse dem Kaiser vorzulegen und ferner von Monat zu Monat über das Geschehene zu berichten. Zu den Beratungen dieser Konferenz steht jedenfalls das kaiserliche Patent vom 17. Juni 1719 in Beziehung. Es betont nämlich die Einhaltung der Mautdistrikte und normiert die Art und Weise, wie die Parteien zum Straßenwerke zu konkurrieren hatten. Darnach hatte die Landschaft Robot beizustellen, die Mautinhaber hingegen die Werkzeuge, Pulver und Meisterschaften (Professionisten), also die Barauslagen zu bestreiten. Wo die Maut- und Urbargefälle zur Wegreparation nicht ausreichten oder wo kein Mautdistrikt vorhanden war, sollten die anliegenden Gemeinden und Jurisdicenten hiezu behilflich sein.

Es scheint jedoch noch keine genügende Einigkeit vorhanden gewesen zu sein, da das allerdings kollektiv gehaltene und an die Hauptleute in Kärnten, Krain, Görz, in Triest und Fiume gerichtete Patent vom 15. Mai 1720 nicht bloß eine neuerliche Aufzählung der Mautdistrikte und der konkurrenzpflichtigen Kommunitäten und Jurisdicenten, sondern auch die genaue Bezeichnung der Grenzen derselben an Dörfern, Brücken, Marksteinen und Häusern verlangt und befiehlt, daß bei strittigen Strecken unverzüglich im Kommissionswege der Tatbestand festgestellt und dann das ganze schriftliche Operat dem Kaiser zur Sanktion vorgelegt werde.

Die vorgenommene Revision ergab im großen und ganzen die frühere Einteilung der Mautdistrikte, die noch im Jahre 1725 als „alte Observanz" bezeichnet wurde, nur traf ferner der Ausbau der Strecke Alben-Adelsberg-Präwald neben der Strecke Alben-Landol-Präwald die Landschaft auf Grund der Mitteldinggefälle zu Landol und zu Adelsberg sowie der Wegmaut zu Adelsberg. Ferner hatte die Landschaft die Strecke von Adelsberg gegen Dornegg bis zur Brücke unterhalb Rakitnik, von da weiter gegen Škalnica die Herrschaft Premb zu reparieren. Dem Grafen Petazzi wurde wegen der Maut zu Rupa und Corgnale die weitere Strecke von Škalnica gegen Fiume und von der krainischen Grenze am Berge Gabrig bis zur Triester Grenze bei Bazovica zugewiesen. Übrigens war die Verteilung der Distrikte auf der Strecke Adelsberg-Fiume infolge von Gültenübertragungen sehr schwankend.

Bis zum Jahre 1726 war die Leitung und Verwaltung der Arbeiten in den kameralischen Distrikten von jener in den landschaftlichen getrennt, weshalb auch die Berichte der kameralischen Straßenkommissäre, die von der Hauptkommission in Graz abhingen, an den Vizedom, jene der landschaftlichen an den Landeshauptmann gerichtet wurden. Dieses System bewährte sich jedoch nicht. Das langsame Fortschreiten des Straßenwerkes, die häufigen Robot-Renitenzfälle

und die heftigen Streitigkeiten unter den konkurrenzpflichtigen Parteien veranlaßten die Regierung, größere Einheitlichkeit in der Leitung des ganzen Straßenwerkes durchzuführen. So kam es, daß der Kaiser im Jahre 1726 dem krainischen Landeshauptmann, welcher bis damals bloß als oberster Weginspektor fungierte, die Leitung über den ganzen Straßenbau übertrug und ihn zum „Ober-Weg-Reparations- und Conservations-Director“ im ganzen Lande bis inklusive Fiume ernannte. Auch die kameralischen Straßendistrikte im Lande wurden ihm zugeteilt und das Laibacher Oberschlagamt angewiesen, die von den kameralischen Straßenkommissären ausgestellten und vom Ober-Wegdirektor vidimierten Rechnungen zu begleichen.

Der Ober-Wegdirektor teilte nun im Einvernehmen mit der Landschaft das ganze Land in Reparationsdistrikte; die Anzahl derselben wechselte und betrug im Jahre 1729 zweiundsiebzig, in der Übergangsperiode von 1747 bis 1751 bloß zwölf. Auch einheitliche untergeordnete Aufsichtsbehörden wurden organisiert, zu denen die Straßenkommissäre, die Wegmeister und die Straßenschreiber gehörten. Das Institut der Straßenkommissäre war bereits am Anfang des 18. Jahrhunderts vorhanden, während jenes der Straßenmeister mit kaiserlichem Patent vom 17. Juni 1719 und jenes der Straßenschreiber von der Landschaft robothalber im Jahre 1724 eingeführt wurde. Alle diese Funktionäre unterstanden nun in organischer Angliederung dem Ober-Wegdirektor und wurde von ihm größtenteils aus den Straßengefällen besoldet.

Die Straßenkommissäre, auch Straßeninspektoren genannt, hatten die Strecken ihres Rayons periodisch zu besichtigen, über die Beschaffenheit derselben der Ober-Wegdirektion zu berichten und die erhaltenen Weisungen durchzuführen. Da es ihrer früher wegen der getrennten Verwaltung mehrere gab, wurde die alte Einteilung vorläufig bis zum Jahre 1729, in welchem die Straßen in Konservation übernommen wurden, beibehalten, um dann einem einzelnen, dem früheren kameralischen Straßenkommissär in Oberkrain, Bonaventura von Werttenthal, Platz zu machen. Von diesen Straßeninspektoren sind die der Robot zugeteilt gewesenen Arbeitsleiter, die ab und zu auch Kommissäre genannt wurden und einen beschränkteren Wirkungskreis hatten, zu unterscheiden.

Die Wegmeister („Wegmacher“ im Patent vom 17. Juni 1719) bestanden bis zum Jahre 1729 nur in kameralischen Distrikten, waren von Dorf zu Dorf aufgestellt und hatten alle Samstage ihre Strecken zu visitieren und kleinere Verbesserungen selbständig vorzunehmen. Später, nach der Einführung der Reparationsdistrikte, wurden sie besser organisiert und direkt dem Straßenkommissär unterstellt. Als

sie im Jahre 1729 auch in den landschaftlichen Reparationsdistrikten eingeführt wurden, gab es deren im ganzen Lande 72, wovon 21 auf die kameralischen, 43 auf die landschaftlichen und acht auf die Privatmautdistrikte entfielen. Sie bezogen einen fixen Gehalt, welcher je nach der Größe des Distriktes zwischen 14 und 36 fl. schwankte, in vierteljährigen Raten und hafteten damit für jede verschuldete Unordnung. Damit sie von ihrer Verpflichtung nicht abgelenkt werden und zu Hause bleiben, war den Grundherrschaften verboten, sie anderweitig zu beschäftigen. Das Amt eines Straßenmeisters war kein beneidenswertes, nicht so sehr wegen der geringen Besoldung, als vielmehr deshalb, weil man bei aufgekommenen Mängeln auf der Straße (und deren gab es viele) die Verantwortung mit Vorliebe auf sie zu wälzen pflegte, weshalb sie häufig auch vor die Ober-Wegdirektion zitiert wurden. Der größere Aufschwung des Verkehres brachte ihnen ferner oft sehr unliebsame Begegnungen mit den Fuhrleuten, wozu namentlich die Nichtbeachtung der Vorschriften über den Sperrschuh Anlaß gab. Die Institution der Straßenmeister hat sich bis zur Verpachtung der Straßen unverändert erhalten.

Während die Einführung der Straßeninspektoren und der Straßenmeister eine rasche Ausführung der erlassenen Aufträge sowie eine genaue Kontrolle über die Beschaffenheit der Straßen ermöglichte, bezweckte die Institution der Straßenschreiber eine möglichst große Ausnützung der jeweiligen bei der Straßenarbeit tätigen Kräfte. Die Hauptaufgabe der Straßenschreiber bestand nämlich darin, die Meisterschaft und die Robot zu beständigem Fleiß anzuhalten. Sie mußten ferner Personalregister führen, die Robotausstände notieren und die sogenannten Wochenausstandzettel den herrschaftlichen Parteien, beziehungsweise dem Landeshauptmann, zustellen. Es war ihnen deshalb strenge verboten, unter was immer für einem Vorwande statt der Robot Geld oder Geldeswert anzunehmen oder mit irgend jemand zu paktieren; aus eben diesem Grunde durften sie weder Pferde halten noch mit Pferden Robotfuhren leisten. Sie mußten endlich ein genaues Verzeichnis der Straßenwerkzeuge führen, die Übernahme derselben mit ihrer Unterschrift bestätigen und für dieselben haften. Die beschädigten Werkzeuge waren monatweise unter Beilage einer genauen stückweisen Detaillierung nach Laibach zur Reparatur einzusenden. Nur kleinere Reparaturen durften an Ort und Stelle durch kundige Schmiede vorgenommen werden; den Ausweis darüber sollte ein „Geistlicher oder sonst ehrlicher Mann“ mitunterschreiben. Die Straßenschreiber wurden beim Dienstantritt beeidet und unterstanden dem Straßeninspektor. Ihre Besoldung war mit 34 kr. pro Tag festgesetzt.

Die genaue Verteilung von Rechten und Pflichten der Konkurrenten, ferner die einheitliche Organisation der Straßenbehörden waren imstande, den Anschein zu erwecken, daß das Straßenwerk rasch und gründlich werde durchgeführt werden. Die Tatsachen entsprachen jedoch nicht der Erwartung. Das Werk, welches nach allen Regeln der damaligen Straßentechnik zustande gebracht werden sollte, stellte namhafte Anforderungen an alle Beteiligten und hatte anderseits mit vielfachen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen.

Vor allem war es die Geldfrage. Beim Ausbau der krainischen Kommerzialstraßen war man außer der Robot fast ausschließlich auf die Straßengefälle angewiesen, einen sicheren Fonds gab es nicht. Bis zum Jahre 1726 bestritten direkt die Mautinhaber die Auslagen für ihre Distrikte, seitdem geschah es durch die Straßendirektion. Diese Unkosten waren nicht gering. Die Besoldung der vielen Funktionäre, der Straßenkommissäre, der Straßenmeister, Straßenschreiber, ferner die Liedlöhne der Professionisten (Maurer 18 kr. pro Tag, Poliere 30 kr. pro Tag usw.), die Beschaffung der Werkzeuge, des Pulvers u. dgl. verursachten bedeutende jährliche Auslagen. Die Hofkammer allein beziffert beispielsweise ihre Beiträge innerhalb zweier Jahre (vom 1. Mai 1726 bis Ende Oktober 1728) auf 15.111 fl. 28 kr.; ihre Ausgaben für die Straße über den Morast, für die Brücken im Lande, für die Straße über den Krainberg betrugen in dieser ersten Periode viele Tausend Gulden. Bei aller Dringlichkeit des Straßenwerkes ließ sich übrigens die Hofkammer manchmal auch von anderen Interessen beeinflussen. Als z. B. im Jahre 1730 die Landschaft für die Strecke von Laibach nach Oberlaibach bereits die Robot bewilligt hatte und die Hofkammer sich entschließen sollte, für die Barauslagen zu sorgen, trug sie ungeachtet der großen Wichtigkeit dieser Landstraße für die Kavallerie große Bedenken, weil dadurch die Wassermaut[3] gefährdet werden würde.

Die Landschaft ihrerseits berechnete unter beständigen Klagen über Mangel an Geldmitteln ihre Barauslagen vom Jahre 1719 bis 1729 mit 84.968 fl., dazu extra für 190 Zentner Pulver (à 40 fl.) 7600 fl.; ferner vom Jahre 1729 bis 1737 für die Konservation 11.505 fl. und für die Straßenmeister 12.484 fl., zusammen vom Jahre 1719 bis 1737 auf 116.557 fl. Schlimmer stand es mit den Distrikten des Fürsten Portia und des Grafen Petazzi. Diese beiden hatten ihre Gefälle in Bestand gegeben und kümmerten sich wenig um die Straßen. Die Bestand-

[3] Diese betrug jährlich an 3000 fl., dazu kamen noch beträchtliche Einnahmen von den vom Oberschlagamt in Laibach erhaltenen vier großen Transportschiffen.

inhaber hingegen pflegten die Reparationsunkosten zu hoch anzuschlagen und weigerten sich, die Arbeit überhaupt in Angriff zu nehmen. So hatten Daniel Garzarolli, Pächter der Herrschaft Premb, und Josef Jurschinovitsch, Pächter der Herrschaft Senožeč, bis zum Jahre 1723 jede Reparation in ihren Mautdistrikten verweigert; nach vielfacher vergeblicher Intervention der Behörden mußte man endlich zur Exekution schreiten, damit die Straßen repariert werden. Im Jahre 1728 mußte dem Jurschinovitsch mit einer Strafe von 100 Dukaten in Gold gedroht werden, damit er die Straße in seinem Distrikt repariere. Ebenso nachlässig war auch der Fürst Portiasche Pächter gegen Fiume Daniel von Lazarini. – Graf Petazzi hatte seine Maut in Corgnale an Johann Mucha, jene in Rupa an Zuane Iffschitsch verpachtet. Auch bei diesen war die Exekution notwendig, und als es sich herausstellte, daß diese mit Beschlag belegten Mauten unzulänglich waren, mußte den Ständen die Errichtung von Wegschranken zu Oberlaibach und Dornegg bewilligt werden.

Die Landschaft hatte außerdem ihre Mitteldinggefälle in Adelsberg und Landol, ferner eine Wegmaut zu Adelsberg und seit 1724 den Brückenpfennig an der in Podpeč auf eigene Unkosten errichteten Brücke. Die Stände klagten aber noch immer über Mangel an Mitteln. Als ihnen im Jahre 1735 noch drei Wegschranken (je eine gegen Steiermark, Kärnten und Triest) unter der Bedingung bewilligt wurden, daß die Untertanen davon gänzlich eximiert werden und daß der Handelsverkehr möglichst wenig darunter leide, proponierte die landschaftliche Konferenz noch mehrere und verlangte von jedem beladenen Wagen 32 Groschen ohne Rücksicht auf die schon bisher laut gewordenen Rekriminationen gegen das für den Handelsverkehr so lästige und schädliche Schrankenunwesen. Diese erneuerten Forderungen deutete die Regierung auf Mangel von Opferwilligkeit und wollte auf die Bitten der Stände auch dann nicht eingehen, als diese entschlossen waren, alle drei neuen Schranken in Laibach zu errichten.

Dies war übrigens nicht die einzige Veranlassung zu dem allmählich auftauchenden Zwiste mit den Ständen. Bekanntlich pflegte die Regierung Kaiser Karl VI wegen der beständigen ungünstigen Finanzlage unter anderen auch mit den Ständen der Erblande Kreditoperationen in verschiedener Form (als Landesdarlehen, als Darlehen auf den Kontributionsfonds, auf die Kameralgefälle u. dgl.)[4] einzugehen. Die Realisierung dieser Operationen fand gewöhnlich in Raten statt, wobei die systemisierten kameralischen Beiträge zu Landeszwecken einfach in Abrechnung gebracht wurden. Zögerte die Landschaft mit

---

[4] cfr. Freiherr v. Mensi: Die Finanzen Österreichs von 1701—1740.

der Abführung der Raten, so blieb auch der kameralische Beitrag im Rückstande. Dies gab zunächst zu buchhalterischen Differenzen Anlaß, welche wiederum nicht ohne Rückwirkung auf das Straßenwerk blieben. Dazu gesellte sich noch ein anderer Umstand. Da die ständischen Ausgaben als ein dem Ärar gemachter Vorschuß, der refundiert werden sollte, galten, hatte das Oberschlagamt in Laibach nicht nur die kameralischen Straßenausgaben zu prüfen, sondern auch jene der Landschaft. In Ermangelung des kameralischen Beitrages sträubte sich nun die Landschaft, die Straßenrechnungen vorzulegen. Dies kam in hartnäckiger Weise namentlich in der ersten Hälfte des dritten und vierten Jahrzehntes dieses Jahrhunderts zum Vorschein und gab zu ernsten Auftritten Anlaß. Als z. B. die Stände für die Jahre 1731 und 1732 keine Rechnungen gelegt und auch die für das Jahr 1733 bewilligten Beträge nicht abgeführt hatten, bemängelte dies der innerösterreichische geheime Rat und weigerte sich, irgend welche Beiträge so lange flüssig zu machen, bis die Landschaft ihre Schuld getilgt, Rechnungen gelegt und Quittungen vorgewiesen haben würde. Dafür machten die innerösterreichischen Räte den Landesverweser und Leiter der Ober-Wegdirektion, Grafen Josef Anton Auersperg, verantwortlich und drohten ihm, daß er bei weiterer Renitenz der Stände selbst exekutiert werden würde. Daß bei solchen Umständen das Amt eines Wegdirektors nicht angenehm war, braucht nicht erst betont zu werden; solche Zustände waren aber auch für das Straßenwerk schädlich und verlangten energisch nach Remedur, die im Jahre 1737, wenn auch erfolglos, angebahnt werden sollte.

Eine weitere Schwierigkeit boten die häufigen Robotrenitenzfälle, die übrigens gar oft durch ungerechte Verteilung und Verschiebung der Robot sowie durch allzuharte Behandlung des robotleistenden Untertans veranlaßt waren. Die Beischaffung der Robot stand den Landständen zu; ihre Bewilligung erfolgte im Landtage von Fall zu Fall und über Ersuchen des Ober-Wegdirektors. Nachdem die Repartierung unter die Herrschaften und Güter vorgenommen worden war, verkündete der Landeshauptmann in seiner doppelten Eigenschaft beides mittelst Patente, die anfangs in feierlicher Form, später aber nach einem ganz einfachen Formular verfaßt waren. In der Eingangsformel nannte der Landeshauptmann seinen vollen Titel und unter Entbietung des Grußes forderte er die Adressaten auf, zu der genau angegebenen Reparationsarbeit die in der Repartitionsliste festgesetzte Anzahl Handlanger und Fuhren zur bestimmten Zeit und Dauer zu stellen. Am Schlusse befand sich die gewöhnliche Bekräftigung: „Denn an dem beschicht allerhöchster kaiserlichen Majestät

und Ihro löblichen Landschaft ernstlicher Wille und Meinung." Immer häufiger wurde die Sanctio (Androhung von Strafen und Exekution).

Das kaiserliche Patent vom Jahre 1719 verlangte ausdrücklich, daß die Landesrobot abwechslungsweise und nach billiger Einteilung bemessen werde, damit der Untertan hiedurch weder zu hart betroffen, noch in der Einbringung seiner Felderzeugnisse „merklich" gehindert werde. In diesem Sinne lauteten alle späteren kaiserlichen Patente, so lange die Robotpflicht bestand. Überhaupt sollte bei der Straßenregulierung der Untertan möglichst geschont werden; Steine z. B., Holz und Faschinen sollten nahe an den Straßen, wo möglich „von gemeinen Hölzern", wo es dem Untertan keinen so empfindlichen Schaden bringt, genommen werden. Und doch wurde die Robot so hart empfunden! Es gibt kaum ein Land, dessen Bevölkerung so viel Robotarbeit auf der Straße geleistet hätte wie Krain. Es bestand wohl auch anderswo die Verpflichtung zur Straßenarbeit, in Steiermark geschah dies jedoch gegen Entlohnung, in Niederösterreich z. B. wurden unter anderen auch „valide" Bettler gegen Besoldung herangezogen, in Krain aber mußte der Untertan durch mehr als 36 Jahre (von 1717 bis 1753) ununterbrochen jahraus, jahrein, den größten Teil des Jahres, ohne die geringste Entlohnung mit Handlangern und Fuhren Robot leisten. Es gab Jahre, in welchen der Untertan die größte und beste Zeit auf der Straße zubringen mußte, während ihm nur eine kleine mittelst Patente publizierte, für verschiedene Gegenden verschieden bemessene, 14 bis 30 Tage dauernde Unterbrechung als Schnitt- oder Weinferien gewährt wurde. Für den krainischen Untertan, namentlich in Innerkrain, war diese langwierige Robot noch halbwegs und insoweit erträglich, als er mit seinem Ochsenwagen als der wichtigste Vermittler des Handelsverkehres von Triest und Fiume doch einen Verdienst hatte; geradezu vernichtend wirkte aber der anhaltende Robotzwang auf den istrianischen Bauer.[5]

---

[5] Zur Illustration mögen einige Belege angeführt werden. Auf die Aufforderung im Jahre 1725, Robot nach Krain zu schicken, meldete der Capitano (luogotenente) von Pisino, Josef Anton Diminich, er habe mit Not und Mühe die Untertanen zur Robot veranlaßt; diese werden auch bald erscheinen: „ma mezzi morti, per non aver che mangiare e che portare per loro sostentamento". Also brotlos in der Heimat und brotlos bei der Robotleistung! Ein Jahr darauf, unterm 31. Juli 1726 erging an denselben Capitano folgendes Robotpatent:

„Unsern Gruß und guetter Wille zuvor, Edlgestrenger Herr, lieber Freund! Das ist in der röm. kais. Majestät, unseres Allergnädigsten Herrn und Erblandesfürsten Namben, dann von Landeshauptmann in Krain, wie auch

Die Härte, mit welcher die Robot gehandhabt wurde, war neben der langen Dauer derselben der zweite Grund, weshalb man sie als eine so drückende Last empfand, und eben diese Härte gab am häufigsten Anlaß zur Renitenz. Zunächst war es die Art der Verteilung, welche den Eindruck der Ungerechtigkeit erweckte, da oft Herrschaften ausgelassen, anderseits große und kleine Güter ganz gleich taxiert wurden. Klagen darüber finden sich in dieser ganzen ersten Periode. Ferner geschah häufig die Repartierung ohne Rücksicht auf die Entfernung, wodurch dem Untertan viel Zeitverlust, größere Mühe und Beschwerden der Reise verursacht wurden. So

allda tagenden Praesident und Verordneten Amtswegen unser ganz ernstlicher Befehl an Euch hiemit, daß ihr alsobald bei Erhaltung dieses, die Euch zu geben betreffende und der Grafschaft Mitterburg zu repartirte Landstraßen Reparations Robott in mehrer Anzahl als sonst, damit das Verabsäumte ersetzt werde, ordentlich von Woche zu Woche nach Adelsberg so gewiß abschicken und solche daselbst den in Sachen geordneten Straßenreparations Commissario Franz Josef Troyes auf dessen Disposition stellen sollet, als in widrigen gegen Euch mit scharfen Eingehen fürgegangen werden solle. Darnach ihr euch zu richten. Denn etc. Datum."

Der Capitano erließ nun einen entsprechenden Aufruf an die Ortsžupane und begleitete dann unter 7. Juni 1726 ein Denkschreiben der Untertanen an den Landeshauptmann mit folgenden Worten ein: „Non ho mancato far correre l'intimazione per la riparazione delle strade nel Cragno, come graziosamente dall' Ecc. Va mi fù commandato ut A, ma da quelle communità mi fù poretto il qui annesso memoriale, quall all' Ecca Va umilio sub B et se bene io quale sono nel loco comprendo le calamità dei medemi, non ostante se quelle descrivessi in questo foglio, sarei forse stimato parziale, quando per verità posso dirlo, che li megliori sudditi del contado già mesi sono, non hanno che porre in bocca a causa che l'anno passato tre volte ha tempestato li grani e vini che, se detti casali non sarebbero stati agiutati con grani per sostentare la vita, moltissimi sarebbero morti di fame; ne alli medemi s' è dato quanto domandovano, ma quanto si poteva per non lasciarli perire, con tutto che dalle sudditi miserabili mai si haveva il pagamento. Io informo l'Ecca Va con tutta la ingenuità et postposta qualsi sia affezione, giachè al presente maggior numero di questi sudditi fuori del paese di quello se ne ritrovano nel contado, essendo una fame universale tanto nell' Istria imperiale che Veneta. Mentre li sudditi Veneti ancora ricorrono a questi casali, prendendo grani a credito, per li quali fanno sigurtà li nostri, et quelli poi che non ardiscono più venire domandar grani, per essere molto debitori, pigliano li speghi di segalle ed orzi, che a pena hanno terminato a fiorire, e quelli seccano nelli forni, poi pestano e si mantengono vivi, defraudondo con cio le decime al Padrone, dalli quali quest' anno ne avrà pochissimo tanto più, che seguita la siccità, che non so come quest'

wurden z. B. im Jahre 1728 die Grundherrschaften und Dörfer von Gottschee aufgefordert, Robot ins Castuanische zu senden; die Bewohner aus Inneristrien wurden seit Beginn der Straßenregulierung periodisch auf die Strecken Präwald-Loitsch und Adelsberg-Fiume entsendet. Die Renitenz sowohl der Herrschaften als auch der Untertanen kam zunächst in der Weise zum Vorschein, daß sie arbeitsunfähige Kinder und Frauen zur Robot stellten. Als dann die Robotpatente dies ausdrücklich verboten und starke und erwachsene Männer verlangten, wuchs die Zahl der Ausständler trotz der harten Strafen, wie Verdoppelung der versäumten Tage oder das Relutum von 17 kr. für Handlanger und

---

inverno prossimo potran susistere, se Iddio non manda presto una pioggia. Io non dico d'avantaggio, na mi sottometterò sempre con ubbidienza quanto ulteriormente potrà essermi commandato da Va Ecca.“ Infolge dieser Vorstellung wurde zuvor die Robot vom Mai bis Juli suspendiert und den Istrianern dafür die Weisung gegeben, in größerer Anzahl zu erscheinen.

Im Jahre 1728 meldeten die Bewohner von Gimino, daß sie infolge großer Sterblichkeit, die daselbst in einem Jahre mehr als 100 Personen hingerafft hatte, nicht mehr als 100 Mann absenden können und baten um Nachsicht von Robotrückständen. „Non fa mestieri“, sagt der Capitano, „di rappresentare all' Ecca Va le miserie di questo povero popolo, perchè gia sarà informato e tanto più, che l' entrata pendente è cosi tenua e scarsa, che non servirà per allimento per li poveri sudditi ne meno per medio anno“, und erklärt die Bittsteller: „incapaci di far alcun pagamento“.

Hauptmann Diminich war wegen der beständigen Robotforderung derart verdrossen, daß er im Jahre 1730 in einem ungewöhnlich scharfen Ton an den Landeshauptmann in Krain klagte, wie in den vielen Jahren dem Distrikt von Pisino allein die Straßenreparation an 60.000 fl. gekostet habe, wovon jene Untertanen gar keinen Nutzen hätten; robothalber hätten sie ihre eigene Ökonomie vernachlässigt, vielen sei die Robot Ursache des Todes geworden und viele gehen dem gleichen Schicksal entgegen, wenn die Robot nicht aufhöre. Dazu kommt noch, daß sie auf den Straßen, wo sie sich verblutet haben, zahlen müssen, als ob sie Fremde wären. Von den für Robotrelutum binnen acht Tagen abverlangten 300 fl. habe er mit großer Mühe 206 fl. zusammengebracht, das übrige möge den armen Leuten nachgelassen werden.

Die Klagen der Istrianer wurden indes immer häufiger. Die Bewohner von Gallignana, Lindaro und anderer Ortschaften brachten eine Beschwerdeschrift vor, die fast unglaublich klingt; es wäre übrigens genug, wenn bloß der Kern derselben der Wahrheit entspräche. Sie erzählen, wie sie auf Robot nach Innerkrain gekommen und sich dem Straßenschreiber Lorenz Mikulitsch vorgestellt hätten. Dieser habe sie in den Fiumaner Distrikt geschickt, weil er sie nicht benötige. Der Schreiber im Distrikt von Fiume, Matthias Kramar, wollte sie indes auch nicht aufnehmen,

34 kr. für die Fuhr pro Tag. Wie hart die Strafe des Relutums war, kann man daraus entnehmen, daß z. B. noch im sechsten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts die guten Arbeitslöhne in Triest, die gar nicht höher waren, gerühmt wurden. Bei Renitenz der Herrschaften vermittelte die Ober-Wegdirektion über Anzeige des Straßenschreibers; weigerte sich aber der Untertan, so mußte der Grundherr das Relutum prästieren und hatte das Recht, den Untertan zu pfänden und sich zu regressieren. Wieviel Schreiberei war bei den häufigen Renitenzfällen notwendig und wieviel dringende Arbeit mußte oft deshalb im Rückstande bleiben!

---

weshalb sie zum Mikulitsch, zu dem sie ursprünglich bestellt waren, zurückkehrten. Umsonst! Um nicht als Ausständler bestraft zu werden, gingen sie von selbst an die Arbeit, bekamen aber am Ende der Woche keine Bestätigung über die geleistete Robot und nach einiger Zeit wären sie wirklich gepfändet worden, als ob sie nicht erschienen wären; sie mußten das Vieh verkaufen und zahlen.

Unterm 13. März 1740 baten die Bewohner des Distriktes Mitterburg-Pisino, daß sie endlich von der krainischen Straßenrobot ein für allemal befreit werden; sie verpflichteten sich dafür, die Straße über den Monte Maggiore auszubauen, um dadurch eine Verbindung mit Fiume herzustellen und dorthin lieber als nach der venetianischen Küste ihre wenigen Produkte transitieren zu können. Eine Antwort bekamen sie erst im Jahre 1742; darnach stehe es ihnen frei, den Weg über den Monte Maggiore zu eröffnen, auf ihre weitere Mitwirkung bei den krainischen Kommerzialstraßen könne jedoch nicht verzichtet werden. Als sich darauf die Istrianer weigerten, der Robotaufforderung Folge zu leisten, wurden die krainischen Stände bei der Straßen-Hauptkonferenz in Graz vorstellig, daß man die Straßen in Krain ohne Mithilfe der istrianischen Robot nicht reparieren könne und daß infolge ihres Ausbleibens das Straßenwerk namentlich zu Dornegg und Škalnica ins Stocken geraten sei. Die Stände bedauerten zugleich, diese Renitenten wegen Mangel an Militär nicht exekutieren zu können. Die Istrianer verharrten indes in ihrer Renitenz noch im Jahre 1744. Als sie in diesem Jahre neuerdings zur Robotleistung, und zwar zwischen Škalnica und Dornegg, sowie zur Reluierung der seit drei Jahren rückständigen Robot aufgefordert wurden, erklärten sie durch den Hauptmann von Pisino, Martin de Terzi, sie seien entschlossen, die Strecke zwischen Škalnica und Castua nicht nur zu reparieren, sondern auch dauernd in gutem Zustand zu erhalten, unter der Bedingung jedoch, daß man sie nicht mehr in entferntere Gegenden verschicke und daß man daselbst den ihrer Landessprache kundigen und sonst sachverständigen Matthias Kramar als Wegmeister anstelle und aus dem krainischen Wegfonds entlohne; sie werden in der übrigen Zeit an der Straße über den Monte Maggiore arbeiten, um so die einzige Verbindung mit den österreichischen Ländern herzustellen.

Um das gewonnene Bild von der Härte des Robotzwanges zu vervollständigen, möge noch folgendes angeführt werden. Da die Straßenwerkzeuge nur für die Meisterschaften beigestellt wurden, mußten die zur Robot Erscheinenden die Werkzeuge selbst mitbringen. Hier standen sie unter fortwährender Aufsicht des Straßenschreibers oder anderer gewöhnlicher und von der Landschaft besoldeter Aufseher. Die Arbeiter ohne Unterschied durften nicht über zwei Stunden im Tage rasten und hatten die Arbeit erst mit Sonnenuntergang zu beschließen. Nur bei starken Regengüssen wurde ihnen gestattet, sich „auf kurze Zeit" unter das schützende Dach (wo eines vorhanden war) zu flüchten, bei „ordinari" Regen mußte sowohl in Steinbrüchen als auch auf der Straße der „alten Ordnung gemäß" gearbeitet werden. Kein Wunder, wenn eine so strenge Arbeit, dazu eine Gratisarbeit, fern vom heimatlichen Herde, unter Vernachlässigung der eigenen Familieninteressen und unter mancherlei Entbehrungen tief verhaßt war. Die Robot jedoch, diese drückende Last der Untertanen, war eine starke Macht in den Händen der Stände gegenüber dem Ober-Wegdirektor und auch der Regierung gegenüber, und als diese letztere anfing, mit ihren Forderungen an der Gewalt der Stände zu rütteln, da verweigerten sie die weitere Bewilligung derselben.

Es ist unleugbar, daß man beim Bau der krainischen Kommerzialstraßen auch mit großen Terrainschwierigkeiten zu tun hatte. Der Trojanaberg an der steirischen Grenze gab bis zum Jahre 1751 viel zu schaffen; die über diese Anhöhe führende schöne Straße ist für ein schweres Fuhrwerk noch gegenwärtig eine Plage. Der Laibacher Morast hat ferner Unsummen verschlungen und es darf nicht wundernehmen, wenn im Jahre 1737 die Stände klagen, daß sich auf dieser Strecke der krainische Untertan verblutet und seine besten Kräfte in bloßer Flickerei verwendet habe. Noch vor neun Jahren, im Jahre 1728, hatte der Landeshauptmann an die innerösterreichische geh. Stelle berichtet, dieser namentlich für die Kavallerie so wichtige Weg sei so weit hergestellt, daß er bald nicht bloß mit Pferden und kleinen Wägen, sondern auch mit „mittelmäßigen" Wägen werde befahren werden können. Dieses Werk verfiel jedoch, wie denn auch alles, was nicht mit besonderem Fleiß und Sorge gemacht wurde, spurlos im Moraste versank. Die Materialien mußten von weitem zugeführt werden, denn der Stein, der daselbst hie und da mit Hilfe des Pulvers dem Erdboden abgerungen wurde, war unbrauchbar und zerging in Sand. Es wurde deshalb im Jahre 1737 der Plan gefaßt, daß aus der Gegend von St. Anna Granitsteine auf den vier großen Lastschiffen des Laibacher Oberamtes nach Laibach und

von da mittelst Robot an Ort und Stelle befördert werden. Außer dem Trojanaberg und dem Morast verursachten ferner der Loibel und der Krainberg teils infolge der Schneefälle, teils infolge der Wasserstürze viele und beständige Sorgen.

Es waren aber auch Schwierigkeiten anderer Art, gegen welche, und zwar auf bereits fertiggestellten Strecken gekämpft werden mußte. Alte Gewohnheiten können nicht leicht beseitigt werden. So konnte sich auch der krainische Bauer nicht abgewöhnen, Holz und Kohle auf zweirädrigen Schleifwägen zu befördern, ja er pflegte auch Bäume und anderes Gehölz auf den neuangelegten Straßen zu ziehen oder zu schleifen. Im ganzen dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts mußte gegen diese Unsitte mit schärfsten Mitteln (Arrest, Konfiskation der Zugtiere) gekämpft werden; noch im Jahre 1737 findet sich der Ober-Wegdirektor veranlaßt, Schleifwägen zu verbieten.

Einen anderen Feind der Kommerzialstraßen hatte namentlich Oberkrain. Es waren dies die Änzen[6]-Wagen, das sind enge, meist zweirädrige Karren mit krummer Achse und mit einer Gabeldeichsel, die sonst hauptsächlich im Gebirge im Gebrauch waren. Von diesen schmalen Wagen erzählen die Patente und Berichte, daß sie die für weite Wagen mit weitem Geleise angelegten Kommerzialstraßen wegen der ungleichen Verteilung der Last gänzlich durchschneiden, aufwühlen und gleichsam durchackern und „in 14 Tagen bis längstens einem Monat die Straßen so unpraktikabel machen, als wenn nie eine Erweiterung geschehen wäre". In Innerkrain waren zwar die dort gebräuchlichen zweispännigen Änzen-Wagen nicht gefährlich, denn sie hatten, wie aus einem Bericht[7] vom 23. August 1720 zu entnehmen ist, breite und unbeschlagene Radfelgen und konnten demnach bloß wegen der engen Achse auf dem steinigen Karstboden keinen großen Schaden anrichten, desto gefährlicher waren aber die engen Wagen auf weicherem Terrain und wenn die Räder beschlagen waren. Gegen diese Verkehrsmittel wendete sich schon das kaiserliche Patent vom 17. Juni 1719 mit großer Schärfe, indem einspännige Änzen bei Strafe der Ausspannung der Pferde an der ersten Mautstation verboten wurden und nur noch bei den kameralischen Salz-, Eisen- und Kohlenfuhren sowie bei Untertanen, die nicht mehr als ein Pferd halten konnten, und zwar nur bis die Straßen durchgehends repariert und erweitert wurden, zu tolerieren waren. Die enge Achse wurde jedoch ausnahmslos in allen innerösterreichischen Ländern

---

[6] Änz (ans) = der Balken, die Gabeldeichsel. Fr. Schmellers Wb.

[7] Gallenbergsches Archiv.

verboten und für alle Fuhren gleiche Wagenweite zu 5 Fuß 2 Zoll (1·60 m) vorgeschrieben; zu diesem Zwecke wurde eine Maßschnur an alle Wagner zur strikten Darnachhaltung übermittelt. Das kaiserliche Patent vom 15. Juni 1720 setzte eine Strafe von 1 bis 2 fl. zugunsten des Straßenfonds auf alle Wagen mit engen Achsen und gebot, daß sie bei den Mauten zerbrochen und zerhackt werden; die Änzen-Wagen wollte es noch dulden, bis sie allmählich abgeschafft werden, wenn die Achse verlängert und nach vorgeschriebenem Maß eingerichtet wurde. Dies geschah jedoch nicht durchwegs, trotzdem die betreffenden Patente wie überhaupt alle wichtigen Erlässe an Sonn- und Feiertagen in den Kirchen verlesen und dem Volke in der Landessprache erklärt werden mußten. Noch im Jahre 1727, ja sogar im Jahre 1740 mußten enge Wagen verboten und die bezüglichen Strafen auf Konfiskation der Pferde und Arretierung des Inhabers verschärft werden.[8]

Der Sperrschuh wurde auch nicht immer angewendet. Dessen allgemeine Einführung wurde mit kaiserlichem Patent vom 3. Dezember 1735 anbefohlen, als seit dem ersten großen Jahrmarkt in Triest (1730) neben den leichten krainischen Bauernfuhren auch schwere Wagen aus Böhmen, Mähren, Schlesien und anderen Gegenden die krainischen Kommerzialstraßen häufiger durchzogen.

Einen anderen Unfug wollte das Patent des Ober-Wegdirektors Grafen Auersperg vom 3. Juli 1737 hintanhalten; es wendete sich nämlich mit aller Schärfe gegen Leute, die von den Äckern Steine auf die Straße werfen, durch lebende oder andere Umzäunung sowie durch Anpflanzung von Bäumen die Straßen schmälern, die Wasserableitung hindern u. dgl.

---

[8] Übrigens könnten diese so oft wiederholten Verbote auch als Zeugnis für den bisherigen schlechten Bau der Straßen angeführt werden. Es ließe sich auch hier das Votum des Referenten der böhmischen und österreichischen Hofkanzlei im Jahre 1763, als zur Schonung der Straßen das Verbot des Jahres 1747, der Überladung nämlich der größeren Frachtwägen, wiederholt werden sollte, anführen; es lautet folgendermaßen: „Obzwar eine schlechte Straße einem schweren Wagen gewiß mehr als ein schwerer Wagen der guten Straße schaden könne und es natürlicher zu sein scheine, daß der Weg so viel als der Wagen zu tragen imstande sein sollte, so wird es doch nötig sein, den Wegdirektoren jenen Vorwand zu benehmen, auf welchem sie immer sitzen, wenn sie ihre Nachlässigkeit in Unterhaltung der Straße sonst nicht zu entschuldigen wissen, als mit dem, daß die schweren Ladungen die Wege zugrunde richten, und so ist die Verordnung zu erneuern, daß kein Wagen mit mehr als 60 Zentner beladen sein sollte.“ (Hofkammer-Archiv.)

Faßt man alle die Hindernisse, die den Bau der krainischen Kommerzialstraßen vom Anfang an begleiteten, zusammen, so wird man nicht ohne Befremden die Aussage der Stände vernehmen, mit der sie im Jahre 1729 erklärten, daß die Straßen vorschriftsmäßig erweitert seien und das Reparationswerk abgeschlossen sei, daß somit die Straßen in Konservation übernommen werden können. Die Straßen sollten doch nicht nur nach Maß erweitert, sondern auch, wo kein harter Boden vorhanden war, mit neugebrochenen und herbeigeführten Steinen fest ausgebaut werden. Dies letztere war eben nicht regelmäßig geschehen, man hatte vielmehr häufig ohne Fundament und ohne genügende Subsistenz für schweres Fuhrwerk gearbeitet. Bei der damaligen Schwerfälligkeit der Behörden, beim Mangel an Barmitteln, bei den großen Opfern, die vom Untertan verlangt wurden, konnte eben ein so gewaltiges Werk nicht gut gedeihen; dies sowie der Druck auf Beschleunigung infolge der Durchreise des Kaisers im Jahre 1728 erzeugte nur Flickwerk und Oberflächlichkeit, so daß die Konservation kostspieliger gestaltet wurde, als der eigentliche angebliche Ausbau selbst. Hätte die Regierung Kaiser Karl VI Mittel gehabt, um die schönen Pläne selbständig durchzuführen, so wäre die Herstellung der kommerziellen Straßen überhaupt auch in Krain rascher und gründlicher und ohne die unsägliche Belastung des Untertans durchgeführt worden.

Das Jahr 1737 brachte einen Wendepunkt in der Geschichte des Ausbaues der krainischen Kommerzialstraßen und leitet den zweiten Abschnitt der ersten Periode ein. Dieser Abschnitt bietet auch vom verfassungsrechtlichen Standpunkte einiges Interesse, weil er den Kampf zwischen der ständischen Privilegierung und der aufwärts strebenden absoluten Staatsgewalt auch auf dem Gebiete des Straßenwesens widerspiegelt.

Bis zum Jahre 1737 herrschten noch in der Leitung des wirtschaftlich und kulturell hochbedeutenden krainischen Straßenwerkes Zustände, welche die Stände mit Befriedigung hervorheben. Sie erwähnen während der nun folgenden Kämpfe um die verletzte Landesverfassung immer wieder das gute Einvernehmen mit den Landeshauptleuten Cobenzl, Gallenberg und Saurau. Seit 1737 sind sie mit dem Ober-Wegdirektor nicht zufrieden. Nach dem im Jahre 1733 erfolgten Ableben des Landeshauptmannes Grafen Gallenberg war nämlich Graf Jos. Anton Auersperg Landesverweser und als solcher auch Leiter der Ober-Wegdirektion. Als dann im Jahre 1735 Graf Korbinian Saurau zum Landeshauptmann ernannt wurde, behielt Graf Auersperg den Titel eines Landesverwesers und wurde zugleich dem neuen Landeshauptmann als Adlatus in der Ober-Wegdirektion

beigegeben, da dieser mit verschiedenen anderen Verwaltungsgeschäften überbürdet sei und Graf Auersperg anderseits in Wegsachen bereits eine Übung hatte. Da sich nun im Jahre 1737 die Stände mit den ihnen vor zwei Jahren bewilligten drei neuen Wegschranken nicht begnügen wollten und anderseits die ganze Gebarung mit den Straßengeldern wegen vernachlässigter Rechnungslegung sehr unklar war, da ferner nicht nur die Privatmautinhaber, sondern auch die Hofkammer ihre Beiträge entweder gar nicht oder nur unregelmäßig leisteten und die Straßen infolgedessen schlecht und streckenweise unbrauchbar geworden waren, entschloß sich die Regierung, die sogenannte steirische Art auch in Krain einzuführen. Graf Auersperg wurde zum Ober-Wegdirektor definitiv ernannt und somit die Straßendirektion von den Geschäften des Landeshauptmannes exscindiert. Dies bedeutete zwar noch keinen Vorstoß gegen die ständische Verfassung, da der Ober-Wegdirektor an die ständische Konferenz bezüglich der Robotbewilligung und Ernennung von Straßenbeamten gebunden war und Patente im Namen des Ober-Wegdirektors und der Verordneten erlassen werden sollten, er übernahm jedoch die ausschließliche Führung der Kassagebarung und somit auch die Verwaltung der Straßengefälle. Die Stände fühlten sich trotzdem in ihrem Bewußtsein, bisher vieles für die Straßen getan zu haben, gekränkt, wurden mißtrauisch und betrachteten den neuen Ober-Wegdirektor als bloßen Regierungsbeamten, der vor allem die Interessen der Regierung, nicht aber jene des Landes zu wahren und zu vertreten hatte. Dies trat schon im Jahre 1738 zum Vorschein, als Auersperg nach dem Ableben des um die krainischen Straßen hochverdienten v. Werttenthal einen neuen Straßeninspektor in der Person des k. k. Baurates Lorenz Daniel v. Mollwiz eigenmächtig, „ohne Konferenzbeschluß und ohne Wartung des Landtages", ernannt hatte. Das gespannte Verhältnis charakterisiert auch der Vorgang des Jahres 1742, als der Ober-Wegdirektor eine von der landschaftlichen Konferenz an die Straßenbeamten erlassene Verordnung ohne weiteres kassierte. Im Interesse des gerade damals sehr wichtigen Straßenwerkes suchte die Regierung jeden Konflikt in der Leitung desselben hintanzuhalten und gab demnach die Weisung, daß künftighin alle Straßenangelegenheiten im Sinne der kaiserlichen Verordnungen und der Landesstatuten conferentialiter oder im Landtage behandelt werden und daß weder Verordnete noch der Ober-Wegdirektor eigenmächtig vorgehen dürfen.

Die Stände mochten schon früher den langwierigen Bau der krainischen Kommerzialstraßen als eine große dem Lande auferlegte Last betrachtet haben, bis zum Jahre 1737 hatten sie sich jedoch

gefügt. Seit diesem Jahre aber bekunden sie offen den Gedanken, daß die mit so großem Aufwande hergestellten Kommerzialstraßen eigentlich nur den Interessen der Regierung dienen, daß das Land wenig Nutzen davon habe und durch deren Bau verarmt sei. Wenn die Regierung auf das Wohl des Landes bedacht gewesen wäre, hätte sie auch für die Anlegung von Seitenstraßen Vorkehrungen getroffen und namentlich dafür gesorgt, daß die Unterkrainer Straße, der Weg zur Kornkammer des Landes, ausgebaut werde. Sie fingen deshalb an, sich um die bestehenden Kommerzialstraßen weniger zu kümmern und vor allem den Ausbau der Unterkrainer Straße zu verlangen. Die Regierung hingegen hielt an dem Prinzip fest, daß weder Landrobot noch öffentliche Mittel auf Seitenstraßen verwendet werden dürfen und hielt im Jahre 1740 den Ständen vor, dem Ober-Wegdirektor keine Hindernisse zu bereiten; erst wenn die Hauptstraßen vollkommen und dauernd repariert sein werden, werde man aus öffentlichen Mitteln und unter Mitwirkung des Ober-Wegdirektors auch zum Bau der Seitenstraßen beitragen dürfen. Die Stände ruhten aber nicht und tatsächlich errangen sie im Jahre 1742 insoweit einen Sieg, als ihnen erlaubt wurde, auf eigene Faust und aus eigenen Mitteln die Unterkrainer Straße zu bauen.

Bereits im Jahre 1735 hatte der Kaiser an die Stände die Frage gerichtet, ob es nicht zweckmäßig wäre, die Landrobot künftighin in Geld statt in natura zu verlangen. Die Stände meinten, ein Teil der Untertanen würde gerne die Robot reluieren, während der weit größere Teil nicht imstande wäre, es zu tun. Es möge also beim alten bleiben, ohne jedoch den einzelnen zu hindern, bar zu reluieren; für das Relutum wie für die Ausstände müssen jedoch die bisherigen Ansätze von 34 kr. pro Fuhr und 17 kr. pro Handlanger zugunsten des Reparationsfonds aufrecht erhalten werden. Auch gegen die angeregte Frage der Verpachtung äußerten sich damals die Stände, höchstens wären sie für die Verpachtung einzelner Distrikte; einem einzelnen Unternehmer, wenn er sich überhaupt melden würde, das ganze Land anzuvertrauen, hätten die Stände große Bedenken. So sprachen die Stände vor dem Jahre 1737, also solange sie die Verwaltung in den Händen hatten. Nach dem Jahre 1737 reden sie anders und führen eine Sprache, die nur Mitleid kennt mit dem „armen“ Untertan. Dies paßte der Regierung um so weniger, als die Mängel der voreiligen Reparationsarbeit immer mehr zum Vorschein kamen und auch die Folgen der Streitigkeiten mit dem Ärar nicht ausblieben. Hiezu kam, daß sich der Verkehr aus Triest und Fiume immer lebhafter gestaltete und im Jahre 1741 der Rücktransport der Maroden von der italienischen Kriegsmacht sowie des ganzen

Kriegsmaterials über Triest durch Krain bewerkstelligt wurde. Zu dieser größeren Inanspruchnahme der Kommerzialstraßen gesellten sich noch regnerische Herbste und Viehseuchen. Das Bild, welches um diese Zeit der Straßenkommissär in Oberkrain v. Mollwitz und jener in Innerkrain Baron Neuhaus von den krainischen Kommerzialstraßen entwerfen, war kein erfreuliches. Ganze Strecken waren wegen schlechter Bauanlage ruiniert. Die ausgehobene Robot und die aufgestellte Meisterschaft wurden größtenteils von den bereits erwähnten Anhöhen an der steirischen und kärntnerischen Grenze in Anspruch genommen. Dazu kamen noch viele Robotausstände. Bloß Innerkrain erweist im Jahre 1739 an vier Reparationsstrecken (Loitsch, Präwald-Adelsberg, Präwald-Senožeč und gegen Fiume) einen Ausstand von 758 Fuhren und 2701 Handlangern, daneben die Herrschaft Tybein (Graf Thurn) allein 190 Fuhren, 1045 Handlanger; im Jahre 1740 dieselben 1309 Fuhren und 10.682 Handlanger, welche Ausstände einen Reluitionswert von ungefähr 5500 fl. darstellten. Ohne die Nebenabsicht zu verhehlen, dem verarmten Untertan zu helfen, stellte Baron Neuhaus wohl angesichts der schlechten Beschaffenheit der Straßen den Antrag, daß die schweren „deutschen" Wagen abgeschafft, in Laibach eine Niederlage errichtet und von dort aus die Waren mit kleinen Bauernwägen befördert werden.

Dieser traurige Zustand der krainischen Kommerzialstraßen veranlaßte die Kaiserin, im Jahre 1743 die dringende Frage an die Stände zu richten, wann denn endlich die Verpachtung des Straßenwerkes durchgeführt werden würde; sie wolle diese Angelegenheit weder fallen noch verziehen lassen.

Dieser kaiserliche Befehl kam in einer Zeit, in welcher es zwischen dem nach dem Tode des Grafen Saurau zum Landeshauptmann ernannten Wegdirektor Grafen Auersperg und den Ständen zu einer Annäherung gekommen sein dürfte und wo bereits neue Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung der Straßengelder zum Vorschein gekommen waren. Auf die Weigerung des Obereinnehmers in Laibach, die Straßenrechnungen zu überprüfen, wurde ein Fremder, der Gegenschreiber zu Franz, Josef Pototschnigg, damit betraut, und ein Streit zwischen den Ständen und dem Landeshauptmann einerseits und dem Vizedom anderseits über den Vorsitz bei gemeinschaftlichen Zusammenkünften war von der Kaiserin entgegen den kaiserlichen Resolutionen vom 15. Mai und 14. Juni 1738 zugunsten des Vizedoms entschieden. Alle diese Umstände dürften dazu beigetragen haben, daß die Stände am 27. November 1743 die Naturalrobot landtäglich deprezierten, ohne betreffs des Ersatzes in Geld irgend welche Erklärung abzugeben. Als nun im März des folgenden Jahres die

Kaiserin verlangte, daß die Frage bezüglich der Reluierung der Robot neuerdings dem Landtage vorgelegt werde, begnügten sich die Stände im Wege der Verordnetenstelle, die Robot einfach zu verweigern. Erst die innerösterreichische geh. Stelle brachte die Stände zur klaren Aussprache. Diese hielt den Ständen energisch vor, daß die Angelegenheit nicht im Wege der Verordneten, sondern im Landtage zu verhandeln sei; es liege ferner im Interesse des Landes, bei den herrschenden Umständen die Robot nicht zu verweigern, außer wenn die Stände mit einem jährlichen Geldbeitrag, dessen Höhe aber unverzüglich anzugeben wäre, aufkommen. Geschehe dies nicht, so werde die Regierung zu anderen Mitteln greifen und Fonds in Mitleidenschaft ziehen, unbekümmert darum, ob es den Ständen angenehm sei oder nicht.

Diese Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht. Unterm 1. August 1744 gingen zwei Berichte nach Graz sowie eine Deputation nach Wien ab. In dem einen der Berichte stellte die in dieser Zeit wegen des dringenden Straßenwerkes ins Leben gerufene Straßen-Hofkommission im Einvernehmen mit dem Landeshauptmann an die Hauptkonferenz in Graz den Antrag, daß im Interesse des Ärars, der besseren Reparierung der Wege und zum Vorteile des Untertans, der durch die Robot so viel in Anspruch genommen wurde, die ganze Wegoperation der Landschaft unter der Direktion des Landeshauptmannes übergeben und cum onere et commodo (auf Verlust und Gewinn) anvertraut werde.

Viel klarer als die Hofkommission sprachen die Stände in ihrem Berichte an die innerösterreichische geh. Stelle sowie durch Deputierte an das kaiserliche Hoflager. Sie hätten, sagten sie, die Robot nur bis zur Erweiterung und Fertigstellung der Kommerzialstraßen bewilligt; indes habe diese beständig von Jahr zu Jahr bis spät in den Winter prästiert werden müssen. Sie haben um Befreiung von der Landrobot sowohl in natura als auch im Geldrelutum depreziert, da sie den gänzlich verarmten Untertan oder dessen Huben mit einem weiteren onus nicht belasten können, nachdem er bereits seit 1717 die Landrobot gratis geleistet habe. Sie, die Stände, seien auch nicht in der Lage, zur Straßenreparation ferner beizutragen. Vom Jahre 1719 bis 1737, also bis zur Übernahme der Straßen durch die Oberdirektion und bis zur Schrankenaufstellung, hätten sie außer der Landrobot aus eigenem 116.557 fl. bar ausgelegt. Über diesen Betrag hinaus könne die Landschaft wegen stets wachsender Kontribution, Vorspann-, Rekrutenstellung u. dgl. nichts mehr für die Kommerzialstraßen beitragen, auch kein „aequivalens pecuniale“ für Robot leisten. Hätte man in Krain vom Anfang an die steirische

Art eingeführt, so wären die Straßen viel früher in guten Zustand gesetzt worden und der Untertan hätte Gelegenheit gehabt, sich bei der Straßenarbeit etwas zu verdienen, so sei er in die größte Armut geraten. Die Stände geben zu, daß sich die Kommerzialstraßen in schlechtem Zustand befinden, schuld daran seien jedoch die nicht zulänglichen Mittel. Bei ihnen fehle es nicht an gutem Willen; es sei eben von der Ober-Wegdirektion und der Hofkommission mit Zustimmung der Stände ein Aufschlagtarif nach steirischem Muster sowie ein Projekt zu dem Zwecke ausgearbeitet worden, damit das Straßenwerk ohne weitere Belastung des Ärars durchgeführt und die Straßen beständig in gutem Zustand erhalten werden können. Die Stände bitten, daß beides genehmigt und ihnen, beziehungsweise der jeweiligen Konferenz, unter der Oberdirektion des Landeshauptmannes die Straßen sowie alle Straßengefälle ständig überlassen werden; sie werden ohne größere als die im Projekt angegebene Belastung der Huben die Handlanger und Fuhren entlohnen und den etwaigen Überschuß der Einnahmen zur Deckung der Schulden aus der bisherigen Straßenarbeit verwenden.

Das erwähnte Projekt war vom Landesbuchhalter Leopold von Rosten ausgearbeitet. Darnach wären die Dorfschaften zu verhalten, den angrenzenden Distrikt gegen eine Entlohnung zu konservieren, die beiläufig ein Drittel des bisherigen Robotstrafrelutums gleich käme. Bauern, die weit wohnen, müßten mit 1 fl. 36 kr. pro Hube zugunsten derjenigen, welche den Distrikt zu konservieren haben, konkurrieren. Jeder Distrikt würde mit Straßenzeug und Eisenwerk versorgt werden und bekäme je einen Kommissär, der alle Wochen den ganzen Distrikt begehen, kleinere Gebrechen sofort reparieren, gründliche Arbeiten aber im Frühjahr vornehmen lassen müßte.

Wenn man das Projekt mit obiger Äußerung der Stände in Zusammenhang bringt, ersieht man, wohin die Stände gravitieren. Das ganze Straßenwerk samt den Gefällen sollte ein Monopol der Stände werden; die Robot sollte in gemilderter Form beibehalten werden und dies alles ohne weitere Bürgschaft für die Straßen als bisher. Es lag demnach nahe, daß die Regierung nach der bisher gemachten Erfahrung auf die Vorschläge der Stände nicht eingehen konnte.

Der Standpunkt der Regierung fand in der kaiserlichen Verordnung vom 10. Juli 1745 deutlichen Ausdruck. Die Kaiserin sei nicht abgeneigt, das Straßenwerk der ständischen Konferenz unter der Oberdirektion des Landeshauptmannes anzuvertrauen, dies jedoch in der Weise, daß die Robot gänzlich aufgehoben und die Straßen in Bestand gegeben werden. Dies letztere müßte, da ein Pächter allein

für das ganze Werk nicht zu finden wäre, an mehrere Parteien erfolgen, und zwar möglichst an solche, die daran interessiert sind, wie anliegende Gemeinden, Herrschaften, Fuhrleute, Postmeister u. dgl.; diese würden sich als Anwohner mit einem geringeren Betrag zufriedenstellen.

Die Kaiserin hält aber auch den Ständen vor, daß die ohne besonderen Fonds zum Ruhme und Nutzen des Landes erweiterten Straßen derart verfallen seien, daß sie gründlich hergestellt werden müssen; in den letzten Jahren sei nichts geschehen, nicht einmal die Seitengräben seien offen gehalten worden. Den Wegmeistern sei in drei Jahren nichts bezahlt worden, obwohl die Mautgefälle erwiesenermaßen 7363 fl. jährlich betragen haben, ohne die kameralischen, Portiaschen und Petazzischen Beiträge zu erwähnen und trotzdem die Landrobot bis zum Ruin des Untertans mißbraucht wurde.

Falls alle diese Gefälle und Beiträge zur notwendigen gründlichen Reparation nicht ausreichen, könnten auf 1 oder 2 Jahre 5 Groschen auf die Hube aufgelegt werden; dies würde der Untertan mit Rücksicht auf die zukünftige Befreiung von der Robot gerne leisten; billig sei es aber auch, daß die Landschaft, wie jene in Steiermark und Kärnten, jährlich etwas beitrage. Zur Erleichterung der Last wäre es vielleicht zweckmäßig, den Fürsten Portia, Grafen Petazzi und die Stadt Triest zu verhalten, daß sie unter angemessener Oberaufsicht ihre Distrikte selbst reparieren.

Dies alles sollen die Stände beherzigen und unverzüglich ans Werk schreiten, widrigenfalls werde die Kaiserin veranlaßt sein, die Interimal-Direktion dem Franz Karl von Leuchtenberg zu übergeben. Indes sei demnächst ein Lizitationstag auszuschreiben, damit ersehen werden könne, wie hoch sich die distriktweise Verpachtung belaufen würde; bis dahin sollen alle Straßendistrikte gegen Triest, Kärnten und Steiermark auf die Klafter ausgemessen und beschrieben werden, ob repariert und wie, ob und wie weit sumpfig, steinig, gebirgig, wie weit die Materialien herzuholen, ob und wie viele Brücken nötig seien u. dgl.

Infolge dieses kaiserlichen Entgegenkommens wurde der 22. November als Lizitationstag bestimmt und öffentlich bekanntgegeben. Es erschienen nur wenige Personen und auch Anträge[9] waren in sehr

[9] Der Postmeister in Wippach z. B., Peter Anton Abramsperg, machte sich erbötig, den Distrikt Präwald-Haidenschaft um 1000 fl. zu reparieren und dann um jährliche 800 fl. zu konservieren; der landesfürstliche Baumeister in Triest Johann Fusconi verlangte für die Reparation in den Distrikten Triest-Oberlaibach und Adelsberg-Sapiane 45.000 fl. und für deren Konservation 6500 fl. jährlich.

geringer Anzahl eingelaufen. Angesichts dieser schwachen Beteiligung wurde für den 14. Dezember desselben Jahres eine abermalige Lizitationstagsatzung anberaumt. Obwohl auch diesmal die Beteiligung sehr schwach war, erging dennoch an die Stände der Auftrag, die eingelaufenen Projekte zu prüfen und unterdessen die Reparation nach altem System fortzusetzen.

Es vergingen neun Monate, ohne daß es „bei aller Mühe der unter Praesidio des Landeshauptmannes stehenden Conferenz" gelungen wäre, eine Verpachtung zu erzielen. Es geschah aber auch nichts für die Straßen; ausreichende Reparationen wurden nicht vorgenommen, so daß sich auch die benachbarten Länder unausgesetzt über die krainischen Straßen beschwerten. Die Versuche der Regierung seit dem Jahre 1737 erwiesen sich also als erfolglos. Damit nun dem Übel abgeholfen und die Straßenreparation nach den Intentionen der Kaiserin besorgt werde, war es an der Zeit, daß energische Mittel, die den Ständen bereits angedroht wurden, ergriffen werden. So wurde im Juni des Jahres 1746 der Landeshauptmann Graf Auersperg „wegen vieler wichtiger Amtsgeschäfte von der Bürde der beschwerlichen Kommerzialstraßen-Oberdirektion" entbunden und damit der energische Graf Leopold Lambert betraut und angewiesen, alle Straßenakten und die Kasse zu übernehmen und künftighin alle Straßeneinnahmen gegen Rechnungslegung selbständig zu verwalten. Hievon wurden der Laibacher Stadtmagistrat sowie die Straßenbeamten verständigt.

Aus dem Berichte des Oberschreibers Lorenz Mikulitsch, welcher im Sinne des oberwähnten kaiserlichen Erlasses mit der Untersuchung und Beschreibung der krainischen Kommerzialstraßen betraut worden war, sowie aus dem Einblicke in die Akten der Straßenverwaltung ersah Graf Lambert die vielseitige Unordnung, die da geherrscht hatte: mangelhafte Verrechnung der Straßengefälle, Rückstände beim Fürsten Portia, Grafen Petazzi, ja auch im kameralischen Beitrag; ferner die anhaltende Nichtbeachtung der kaiserlichen Resolutionen betreffs der Breite der Straßen, der Gräben, Zäune, Bäume, Sperrschuhe, übermäßiger Ladung u. dgl., woran vielfach die Straßenaufseher schuld waren. Infolge seines Berichtes an die Kaiserin erging nun ein kaiserlicher Erlaß an die Stände, in welchem verlangt wurde, daß die Straßenaufseher wegen ihrer Schuldigkeit zur Verantwortung gezogen werden.

Graf Lambert nahm sich nun vor, binnen drei Jahren die Straßen in guten und dauerhaften Zustand zu bringen. Die Kosten dazu veranschlagte er auf rund 30.000 fl. jährlich. Da er von den Schrankengefällen und systemisierten Beiträgen 13.000 fl. erhoffte, wendete er

sich betreffs der fehlenden 17.000 fl. im Februar 1747 an die Stände, indem er ihnen auf Grund bereits früher angeregter Pläne zwei Vorschläge unterbreitete. Der eine Vorschlag bezweckte die Beibehaltung der Naturalrobot auf Grund billiger und gerechter Repartierung, und zwar nach Huben. Darnach verlangte er in ganz Ober- und Innerkrain auf drei Jahre pro Jahr und ganze Hube nicht mehr als eine Woche Robot, sei es mit einer Fuhr oder mit zwei Handlangern und gewährte dabei den abseits wohnenden Untertanen die Möglichkeit, die Naturalrobot im Wege der Herrschaften mit 1 fl. 40 kr. pro Jahr in zwei Raten bis Ende März jedes Jahres zu reluieren.

Der zweite Vorschlag lautete auf Reluierung nach Huben so, daß die 13.385 Huben in Ober- und Innerkrain mit 1 fl., die 11.701 dagegen in Unter- und Mittelkrain (mit Rücksicht auf die den Ständen zum Bau der Unterkrainer Straße bereits bewilligte teilweise Ablösung) mit 20 kr. pro Hube reluieren. So hoffte Lambert, die fehlenden 17.000 fl. zusammenzubringen. Bei der Annahme dieses zweiten Vorschlages beabsichtigte er freiwillige Arbeiter anzuwerben und den Handlanger mit 9 kr., die Fuhr dagegen mit 20 kr. zu entlohnen. Diese Anträge des Grafen Lambert hatten indes keinen Erfolg.

Damit künftighin das Straßenwerk „durch die krainische Landesverfassung nicht das geringste mehr“ verhindert werde, wurde Graf Lambert unterm 1. März 1747 zum Ober-Wegdirektor „cum derogatione aller Landes-Instanzien“, somit mit unumschränkter Befugnis ernannt, die Straßenpatente und Robotrepartitionen im Lande zu erlassen und zu vollziehen und die Renitenten ohne Assistenz einer anderen Instanz sowohl zur Prästierung der Naturalrobot als auch zur Abführung des Relutums nötigenfalls auch mit Exekution und Personalarrest zu verhalten. Dabei wurde ihm nahegelegt, in seinem Vorgehen nur den kaiserlichen Dienst und das Interesse des Landes vor Augen zu halten, keinen „casus pro amico“ zu machen, niemanden zu verschonen, sondern überall „pro aequitate et justitia“ zu verfahren, und wenn „ein oder anderer der potentiores sich hievon zu eximieren versuchen würde, ihn nicht allein zur Befolgung der allerhöchsten Verordnung anzuhalten, sondern der Kaiserin anzuzeigen“. Graf Lambert wurde also in seiner Eigenschaft als Ober-Wegdirektor ein rein kaiserlicher Beamter mit besonderen Vollmachten; seine Ernennung wurde den Ständen zu ihrer eigenen Kenntnis und zur Bekanntmachung im Lande mitgeteilt.

Die Stände versammelten sich im Landtag und remonstrierten. Die Landesverfassung und die Beibehaltung der rechtmäßigen Instantien sei ein hauptsächlicher Teil der Landesfreiheit. Die Land-

robot wäre immer von den Landständen, beziehungsweise von der Verordneten-Stelle abhängig gewesen, die oktroyierte Neuerung müsse den Gülteninhabern um so schwerer fallen, als sie in ihren begründeten Rechten arg geschmälert werden. Die Landeshauptleute Grafen Cobenzl, Gallenberg und Saurau hätten als Ober-Wegdirektoren bei der unverändert gebliebenen Landesverfassung nie Anlaß gehabt, der Robot halber sich zu beschweren. Auch habe seit dem Jahre 1737, in welchem Graf Auersperg die Ober-Wegdirektion übernommen, die Robot immer von der Landschaft, beziehungsweise von der landschaftlichen Konferenz ohne „einich wegen derselben entstandenen Irrung oder Beschwerde dependiert". Es sei deshalb billig zu hoffen, daß die Kaiserin die Stände, die sich mit Robot und Geld so viele Verdienste um das Straßenwesen erworben haben, „bei der neuen Wegdirektion nicht betrüben, sondern nach Vorgang Kaiser Friedrichs die Landesverfassung als eine gemeine Gewohnheit nicht aufheben" werde. Die Landstände erkennen, daß die Absichten der Kaiserin auf das allgemeine Wohl gerichtet sind; die Kaiserin habe bei der letzten Erbhuldigung die bisherige Leitung gelobt, so möge denn die weitere Reparation und Konservation der Straßen ohne Verstoß gegen die Landesverfassung in guter Eintracht bewerkstelligt werden. Auch sei es unklug, daß die Straßendirektion bei den schweren Kriegszeiten gegen den bestürzten und kleinmütigen Untertan mit strenger Exekutionsschärfe vorgehe, da dieser leicht Haus und Hof verlassen und den Gülteninhabern den leeren Grund zurücklassen könnte. Darum bitten die Landstände, Prälaten, Herren, Ritter, Städte und Märkte, die Kaiserin möge die Instantien-Derogation aufheben und es bei der alten Landesverfassung belassen.

Die Kaiserin beachtete indes die Beschwerden der Stände nicht, sondern erließ mit Rücksicht auf die Ausnahmsstellung des Grafen Lambert an die Kreishauptleute die Aufforderung, dem neuen Wegdirektor, so oft er Arbeitsleute und Fuhren benötigen und nicht genug freiwillige Leute finden könnte, auf schriftliche oder mündliche Anmeldung von den Herrschaften solche zu verschaffen, und zwar gegen einen Taglohn von 9 kr. in Oberkrain und 10 kr. in Innerkrain für den Handlanger, und gegen 18, beziehungsweise 20 kr. für die Fuhr. Der Ausständige soll das Doppelte bezahlen gegen exekutive Einforderung. Die Entlohnung der Arbeiter soll übrigens wöchentlich geschehen; auch sollen die Leute ihre Raststunden haben und dürfen sich nicht überarbeiten; das schwache Vieh dürfe nicht überladen werden; bei weiter Beförderung soll der Weg vergütet werden und denjenigen, die aus wichtiger Ursache nicht persönlich erscheinen können, gestattet sein, sich vertreten zu lassen.

Diese Vorgänge blieben nicht ohne Rückwirkung auf alle Kreise der Gesellschaft. Die große Erregung, welche sich der Gemüter bemächtigt hatte, fand ihren Ausdruck in dem Prozesse, der nun entstand und mehrere Jahre dauerte. Graf Lambert hatte, wie bereits erwähnt, bei der Übernahme der Straßenakten und der Straßenkasse mancherlei Mißstände unter der früheren Direktion aufgedeckt. Nun wurden zunächst gegen den früheren Straßendirektor und Landeshauptmann Grafen Auersperg gar schwere Anschuldigungen erhoben, so daß er bei der Robotrepartierung einzelne „potentiores" gänzlich eximiert hätte, daß er die Professionisten durch mehrere Jahre nicht entlohnt hätte, ja sogar, daß durch seine Schuld die Straßenkasse geschmälert worden wäre. Es muß übrigens gleich hier betont werden, daß bei diesen Anschuldigungen vielfach auch persönliche Animosität gegen den Grafen Auersperg mit im Spiel war.

Durch Patente wurden nun die Leute aufgefordert, ihr Guthaben bei der zur Prüfung dieser Angelegenheit eingesetzten Kommission anzumelden. Es meldeten sich tatsächlich an 155 Ausständler, die einzeln 3 bis 300 fl. beanspruchen zu können vorgaben, so daß die Gesamtschuld an Wegmeister, Maurer, Zimmermeister, Straßenschreiber usw. ursprünglich auf 10.951 fl. beziffert, später aber auf Grund der beschworenen Aussage der Beteiligten auf rund 6000 fl. richtiggestellt wurde. Graf Auersperg wurde zur Rechtfertigung vorgeladen, sogar nach Wien zur Kaiserin beschieden und sein Gehalt gegen Regreßnahme an den subalternen Beamten zur Hälfte mit Beschlag belegt; er verlangte jedoch eine neue Kommission, da die eingesetzte ihm feindlich gesinnt sei. Dies geschah auch, während indes getrachtet wurde, daß die verdienten Liedlöhne möglichst bald bezahlt würden.

Da die vorige Wegarbeit unter ständischer Direktion geschehen und diese für alles mitverantwortlich war, da ferner im ausgewiesenen Domestikalstatus ein zulänglicher Überschuß vorhanden war, wurde von den Ständen verlangt, daß sie oberwähnten Betrag abzüglich der Fürst Portiaschen und Graf Petazzischen Rückstände per 2784 fl., also den Rest per 3216 fl. bezahlen, und zwar aus dem systemisierten und seit mehreren Jahren ausgebliebenen ständischen Beitrage jährlicher 500 fl. Die Regierung drang um so mehr darauf, als sie sich auf einen mit den Ständen gelegentlich der Einwilligung zum Ausbau der Unterkrainer Straße abgeschlossenen Rezeß berufen konnte. Die Stände weigerten sich jedoch, irgend etwas zu zahlen, da sie den Ausstand weder „causiert noch occasioniert" und auch dazu keinen Fonds hätten. Sie hätten sich zwar verpflichtet, die Unterkrainer Straße

zur Verbindung mit Kroatien und mit dem Karlstädter Generalate gegen Exscindierung eines Teiles der Landrobot zu erbauen, das angeführte Straßenkontingent jährlicher 500 fl. sei aber unter den Rezessualbedingungen gar nicht enthalten, sondern sei auf Konferentialantrag für Straßenkommissäre bestimmt gewesen, seit 1760 auf Bitten der Stände fallen gelassen und seit sieben Jahren in keinem kaiserlichen Erlasse erwähnt worden. Die Stände hätten sich in die Schrankengelder, als die wahren Wegfonds, gar nicht eingemischt. Übrigens habe der neue Wegdirektor teils in der Straßenkasse bar vorgefunden, teils an Rückständen einkassiert im ganzen 5879 fl., Geld genug also, um die alten Ausstände zu befriedigen. Solche Repliken dauerten lange, bis am 2. Juli 1754 an die Stände das Ultimatum gestellt wurde, bis 5 Uhr nachmittags des folgenden Tages den verlangten Betrag abzuführen, widrigenfalls die landschaftliche Domestikalkasse inventarisiert und dem Zahlamtskontrollor der Repräsentation und Kammer, v. Bottoni, in Administration übergeben werden würde. Dazu kam es vorläufig nicht und die Stände hatten noch am 5. Juli Gelegenheit, gegen die angedrohte Exekution eine Beschwerdeschrift einzureichen und die Einsetzung einer Kommission zur Überprüfung der vom Grafen Lambert gelegten Rechnungen zu verlangen. Erst als die Repräsentation und Kammer den Ständen den Bescheid zukommen ließ, daß die verlangte Kommission eingesetzt wurde, die Landschaft aber vorläufig zahlen müsse und eventuell gegen Grafen Lambert den Betrag als indebite solutum zurückfordern könne, führten die Stände den verlangten Betrag als Depositum ab.

II. Periode

Während dieser Verhandlungen, die so viel Staub aufgewirbelt hatten, schritt die Regierung an die Durchführung ihrer seit 1734 häufig geäußerten Wünsche — zur Verpachtung der krainischen Kommerzialstraßen. Die Verpachtung hatte sich in anderen Ländern bewährt, sie verursachte am wenigsten Sorgen und bot bei gehöriger Wachsamkeit hinreichende Gewähr für den guten Zustand der Straßen. Dazu glaubte die Kaiserin im Grafen Lambert einen energischen und tatkräftigen Mann gefunden zu haben. Die Bedingungen, unter welchen Graf Lambert die krainischen Kommerzialstraßen in Pacht übernahm, waren annehmbar; durch seine Ausnahmsstellung, ferner durch seine Unabhängigkeit von den Ständen befand er sich in einer viel günstigeren Lage, als irgend einer seiner Vorgänger in der krainischen Wegdirektion. Dazu hatte Graf Lambert einen sicheren Rückhalt in der Regierung und vermochte deshalb manches durch-

zusetzen, was unter anderen Umständen kaum geglückt wäre. Graf Lambert hat aber auch das in ihn gesetzte Vertrauen vollauf gerechtfertigt; er schied von den krainischen Straßen nach vollbrachtem Werke, als sie dem Militär anvertraut werden sollten und vollendete seine Laufbahn als Landeshauptmann von Görz und als letzter Präses der im Jahre 1776 aufgehobenen Triester Intendenza.

Der Pachtvertrag mit dem Grafen Lambert wurde von der Kaiserin unterm 13. März 1751 sanktioniert. Darin verpflichtete sich Graf Lambert, alle krainischen Kommerzialstraßen, wie sie in der Zeit angelegt waren, binnen drei Jahren (bis 1753) in tadellosen Zustand zu bringen und sie dann zu konservieren. Speziell übernahm noch Graf Lambert die Verpflichtung, einen neuen Weg über den Laibacher Morast sowie über den Trojanaberg anzulegen und ferner zur Umgehung des Unzflusses und des Berges Maškovec eine Straße über die Dörfer Maunitz (Unec) und Laze durchzubrechen. Dafür wurde dem Grafen Lambert die Naturalrobot von den ober- und innerkrainischen Huben bis 1753 mit der ausdrücklichen Bestimmung belassen, daß mit Ende dieses Jahres die Naturalrobot für den krainischen Untertan für immer aufzuhören habe und diesem fernerhin jede Arbeit auf der Straße vergütet werden müßte. Für die Dauer des Vertrages wurden ferner dem Grafen Lambert alle Schrankengefälle nach dem bestehenden Tarif zugewiesen, ebenso der jährliche Beitrag der krainischen Banko-Deputation im Ausmaße von 1700 fl., sowie der Fürst Portiasche Beitrag von 200 fl. und der Graf Petazzische von 56 fl. jährlich. Endlich durfte er nach Fertigstellung der bezüglichen neuen Straßen unter dem Trojanaberge und auf dem Morast gegen Oberlaibach eine Schrankenmaut (3 kr. für jedes bespannte Pferd) aufrichten; ferner von den Weinfuhren aus Unter- nach Oberkrain (eine Begünstigung, um die sich die Stände seit 1740 bewarben) das Weggeld abfordern und schließlich von jedem Lastwagen auf der Kommerzialstraße vom 1. April bis Mitte November die Aufladung von einer kleinen Menge Steine oder Schotter verlangen, und zwar bei einer Bespannung mit vier Pferden $^1/_2$ Metzen, bei einer Bespannung mit zwei Pferden $^1/_4$ Metzen und bei einer Bespannung mit einem Pferd $^1/_8$ Metzen. Der Vertrag war auf 13 Jahre (bis 1. Jänner 1763) abgeschlossen; der vom Grafen Lambert bei der Stadtbanko-Hauptkasse hinterlegte Betrag von 16.000 fl. hatte als Kaution zu dienen.

Der Pächter hatte zwar mit diesem Vertrage eine große Verantwortung übernommen, er hatte aber auch die Genugtuung, daß die von ihm gestellten Bedingungen angesichts der obwaltenden Verhältnisse ohneweiters angenommen wurden. Graf Lambert war auch nicht müßig. Der Präsident der in den Jahren 1749 und 1752

nach dem Litorale abgesendeten Hofkommission, Graf Chotek, hebt in seinem Berichte vom Jahre 1752 die angelegentlichste Sorge des Grafen Lambert um die Kommerzialstraßen in Krain hervor. Er habe, sagt er, bald nach der Übernahme der Straßenadministration ein neues Stück Weges von Franz bis Oswald (über den Trojanaberg) gemacht und durch die Umgehung dieser größten und gefährlichsten Anhöhe den Fuhrleuten eine wesentliche Erleichterung verschafft; ferner habe er durch Instandsetzung eines sicheren und guten Weges über den sonst ungangbaren Morast den Verkehr zwischen Laibach und Oberlaibach um eine halbe Stunde verkürzt. Nun werde für das Fortkommen in Krain weniger Vorspann gebraucht, ja es wäre gar keiner notwendig, „wenn nicht die Fuhr- und Postbeförderer aus Vorteil und Eigennutz solchen den Leuten aufzudringen sich anmaßten". Graf Chotek bezeichnet diese Leistungen als ein „neues Probestück der Graf Lambertschen Geschicklichkeit im Wegmachen".

Auch den Seitenweg von Planina nach Loitsch hat Lambert vertragsmäßig hergestellt. Dieser Weg entsprach einem lang gefühlten Bedürfnis. Es gab nämlich dort zwei große Verkehrshindernisse: den Unzfluß[10] und den „hudi klanec" über den Maškovec. Der Unzfluß pflegte auf der Kommerzialstraße bei Planina, und zwar auf der dem Grafen Cobenzl gehörigen Herrschaft Haasberg, die herumliegenden kesselförmigen Täler zu überschwemmen, die Straßen zu ruinieren und dadurch Fracht- und Postfuhren oft tagelang aufzuhalten. Die beständigen Klagen und Beschwerden der Fuhrleute brachte die Triester Intendenza bereits in der Sitzung der Hofkommission des Jahres 1749 in Anregung, ohne zu verhehlen, daß von den Fuhrleuten der Grund zur häufigen Anschwellung der Unz den Beamten der Herrschaft

---

[10] Bereits im Jahre 1717 und 1720 hatte der landschaftliche Straßenkommissär, der spätere innerösterreichische Hofkammerrat und Verfasser des Werkes: „Gründliche Nachricht von dem in Innerkrain gelegenen Cirknizer See, Laibach 1758", Franz Anton von Steinberg, das Vizedomamt und die Hofkammer auf die Gefahr des Unzflusses und die Notwendigkeit eines Weges über Maunitz nach Adelsberg aufmerksam gemacht. Gelegentlich der bevorstehenden Kaiserreise im Jahre 1728 hatte wiederum die innerösterreichische Hofkammer den Wunsch geäußert, daß daselbst zur Verhinderung einer eventuellen Verzögerung der Reise eine Anzahl Schiffe bereitgehalten oder aber die oberhalb des Schlosses Haasberg über den Berg gehende Straße gangbar gemacht werde. Der Landeshauptmann meinte darauf, daß diese Straße nicht vor $1\frac{1}{2}$ Jahren und nicht unter 1000 fl. repariert werden könnte; er machte deshalb den Vorschlag, daß im Falle einer Überschwemmung des Unzflusses von Oberlaibach aus, wo der Kaiser übernachten sollte, Schiffe auf Wägen dahin transportiert werden.

Haasberg zugeschrieben werde, angeblich um den teueren Überfuhrlohn an sich zu ziehen. Auf die Vorstellung der Hofkommission erging dann sowohl im Wege der Intendenza als auch durch die krainische Repräsentation und Kammer an die Herrschaft Haasberg unter Androhung von Strafen der Auftrag, die Abflüsse („Seelöcher") des Unzflusses periodisch zu säubern und offenzuhalten. Unter dem Eindrucke dieser Verhandlungen wurde Graf Lambert vertragsmäßig verpflichtet, zur Umgehung dieses Hindernisses sowie jenes weiter über den „hudi klanec" einen Seitenweg zu bauen. Graf Lambert hat denn auch wirklich eine neue, um 900 Klafter längere, aber bequemere Straße über Maunitz und Laze angelegt. Diese neue Straße hatte den Vorteil, daß sie meist in der Ebene lief und einen einzigen Hügel hatte, den man jedoch fast ohne Sperrung der Räder und bei nicht schwer beladenem Wagen ohne Vorspann befahren konnte. Infolge einer lebhaften Diskussion, die dann die Behörden in Wien, Laibach und Triest beschäftigte, ob beide Straßen zu behalten oder ob zur Ersparung zweifacher Reparationskosten der alte Weg über Planina, obwohl kürzer und wegen besserer Unterkunft angenehmer, gänzlich aufzulassen wäre, entschied man sich dahin, daß die alte Kommerzialstraße von Loitsch nach Adelsberg über Planina vollständig erhalten, die neue über Maunitz und Laze aber nur als Notstraße bei Überschwemmungen betrachtet werde. Graf Lambert hat dann die Graf Cobenzlschen Wälder, durch welche die neue Straße zog, auf beiden Seiten zur Sicherheit gegen die darin häufig auflauernden Räuber gegen eine dem Grafen Cobenzl nachträglich erwirkte Entschädigung von 700 fl. aushauen sowie die Durchfahrt in einigen Ortschaften für die schweren Lastwagen bequemer machen lassen. So hat Lambert auch diese Vertragsbestimmung erfüllt und die dafür angesetzte Entschädigung von 4000 fl. erhalten.

Während so die Verdienste des Grafen Lambert von der Hofkommission gerühmt wurden, fand seine Tätigkeit nicht denselben ungeteilten Beifall bei den krainischen Ständen. Mit diesen kam er nämlich Ende des Jahres 1753 und namentlich im Jahre 1754 in scharfen Konflikt. Nachdem er mit Ende 1753 kontraktmäßig auf die unbesoldete Robotaushilfe verzichten mußte, wendete er sich unterm 10. Dezember dieses Jahres an den Landtag mit der Bitte, ihm auch nach der Instandsetzung der Straßen zu deren Konservation auf drei Jahre gegen billige Besoldung eine Anzahl Fuhren und Handlanger zu bewilligen. Graf Lambert hatte sich nämlich in seinen Berechnungen getäuscht, indem er die Löhne der Arbeiter zu tief (9 kr. für Handlanger und 18 kr. für die Fuhr) angesetzt hatte und erkannte nun, daß er um diesen Lohn freiwillige Arbeiter nicht

werde finden können; bei höherer Entlohnung hätten sich Leute genug gemeldet, Lambert wollte aber bei seinen Ansätzen bleiben. Sein Ansuchen erregte eine lebhafte Debatte im Landtage; unter heftigen Gegenvorstellungen wurde endlich durch ein Majoritätsvotum die Angelegenheit der landschaftlichen Konferenz überlassen. Entscheidend für diesen Ausgang war eine mittlerweile herabgelangte kaiserliche Resolution (13. Februar 1754), welche im Interesse der Straßen den Ständen nahelegte, dem Grafen Lambert in Ermangelung freiwilliger Arbeiter und Fuhren solche gegen geringe Entlohnung zu beschaffen. Trotz heftiger Proteste im Lande erhielt Lambert auf drei Jahre für die Monate April, Mai und Juni gegen die von ihm beabsichtigte Entlohnung die zwangsweise Beistellung der Leute bewilligt, so daß alle drei Jahre eine Hube durch sechs Tage mit je einer Fuhr oder durch 12 Tage mit einem Handlanger an die Reihe kam.

Noch größer war die Aufregung der Stände aus einem andern Anlaß. Graf Lambert hatte sich nämlich an die Kaiserin gewendet mit der Bitte, daß ihm wegen der Aufhebung der unentgeltlichen Naturalrobot sowie wegen der Unzulänglichkeit der Straßenfonds die Einhebung der Schrankenmaut von allen im Lande verkehrenden, also auch von krainischen Pferden, wie es in Österreich und Steiermark üblich war, bewilligt werde. Auf die Kunde davon ging ein wahrer Sturm der Entrüstung durch das ganze Land; die Stände protestierten und beriefen sich auf den Wortlaut des Pachtvertrages. Graf Lambert habe beim Vertragsabschluß die Höhe der Einkünfte der Straßenkasse genau gewußt und habe sich damit bis zum Ablauf des Vertrages, also bis zum Jahre 1763 zufrieden erklärt. Diese Einkünfte haben seither nicht nur keine Einbuße, sondern vielmehr durch die erfolgte Aktivierung der ihm kontraktmäßig in Aussicht gestellten Schrankenmaut unter dem Trojanaberge und auf dem Morast eher eine Vergrößerung erhalten. Das Land Krain müsse vom Wegkreuzer verschont bleiben, da hier die Straßen nicht wie in den Vorlanden aus dem dazu bestimmten Wegfonds mit barem Geld gebaut wurden. Der Protest half jedoch nichts; dem Grafen Lambert wurde die vollste Unterstützung der Regierung zuteil, so daß ihm sogar das Lieblingswerk der Stände, die Unterkrainer Straße, im Jahre 1764 anvertraut wurde.

Dieses Werk hatten die Stände im Jahre 1750 angefangen und mußten es laut kaiserlichen Auftrages im Jahre 1754 fertigstellen. Die Hofkommission des Jahres 1752, die ihren Weg über Unterkrain und Karlstadt nach Fiume genommen hatte, fand, daß der Weg über Weixelburg, Treffen, Hönigstein und Rudolfswert in „ziemlich fahrbarem Zustand“, weiter aber nach Möttling noch „ungemacht und

beschwerlich" war. Der Bau geschah vorschußweise aus den Mitteln der Stände und mit Hilfe eines Teiles der Robot. Zu diesem Zwecke wurde den Ständen im Jahre 1752 auch die Errichtung von acht Wegschranken, darunter in Weixelburg, Rudolfswert, Möttling, Tschernembel und Landstraß bewilligt. Die Robot wurde in Unterkrain längere Zeit in Anspruch genommen; mit Patent z. B. vom 22. Mai 1754 wurden anläßlich der geplanten Reise der Kaiserin nach dem Süden die Unterkrainer Obrigkeiten aufgefordert, anzugeben, wie viel sie an Fuhren und Handlangern auf die nächste Straßenstation zu stellen gedächten. Die Auslagen für diese Straße berechneten die Stände bis zum Jahre 1759 mit 55.453 fl. Als ihnen in den Jahren 1757 bis 1759 von der Regierung 107.838 fl. refundiert wurden, bezogen sie davon 92.847 fl. auf andere Vorschüsse, so daß sie im Jahre 1759 nach Abrechnung der eingehobenen Schrankengefälle noch ein Guthaben von 39.333 fl. angaben. Nach dem Beispiel der krainischen Kommerzialstraßen verpachteten im Jahre 1757 auch die Stände diese Straße, und zwar an den bisherigen Leiter beim Bau derselben, Josef Gabriel v. Buset, gegen jährliche 1500 fl. Dies geschah zunächst auf drei Jahre, nach deren Ablauf wurde der Vertrag auf weitere drei Jahre erneuert. Als aber gegen Ende des Jahres 1763 die Kaiserin daran ging, dem Grafen Lambert die krainischen Kommerzialstraßen auch weiter anzuvertrauen, übertrug sie ihm „in Anbetracht seiner Erfahrung und besonderen Fleißes" gegen Bezug der Straßengefälle und des ständischen Beitrages auch die Unterkrainer Straßen. So waren seit 1. Jänner 1764 alle krainischen Straßen verpachtet und standen unter einer Direktion.

Der Wirkungskreis des Grafen Lambert erstreckte sich noch weiter. Wiederholt wurden die Behörden in Triest aufgefordert, die Straßen in ihrem Stadtgebiet zu reparieren; es geschah jedoch zu wenig. Nachdem Graf Lambert zum Straßendirektor in Krain ernannt worden war, wurde ihm, offenbar auf Betreiben der Intendenza, „weil die Stadt Triest keinen in Wegsachen verständigen Mann" hatte, auch die Erhaltung der Straßen im Triester Stadtgebiet gegen jährliche 800 fl. aus der Triester Stadtkasse, und zwar zunächst auf zehn Jahre (1749 bis 1759) übertragen. Es entsprach ferner der alten Tradition, wenn dem Grafen Lambert auch die Sorge um die Straßen im Fiumaner Gebiet übertragen wurde. Diese standen seit Beginn 1727 unter der Aufsicht des krainischen Wegdirektors. Anlaß dazu bot das Jahr 1726. In diesem Jahre hatte es nämlich den Anschein, daß der Verkehr über Fiume größere Dimensionen als über Triest annehmen werde; man nahm sich deshalb damals dieser Stadt mehr an als irgend jemals später und ließ die Karlstädter Straße sowie jene von

Fiume nach Laibach herstellen. Durch kaiserliche Resolution vom 29. November 1727 wurden dann dem Landeshauptmann in Krain als Ober-Wegdirektor 200 fl. aus den für krainische Kommerzialstraßen verrechneten Geldern behufs besonderer Pflege der Straßen im Fiumaner Gebiet zur Verfügung gestellt. So kam es auch, daß die Fiumaner Straßen von der krainischen Landrobot, jedoch „aus Willfährigkeit und keiner Schuldigkeit" repariert wurden. Im 4. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts beanspruchten die Fiumaner das Honorar des krainischen Wegdirektors für sich, angeblich, weil sie selbst für ihre Straßen sorgen wollen. Als es sich jedoch herausstellte, daß sie mehr auf den Schutz ihrer Weinberge, als auf den guten Zustand der Straßen bedacht wären, erneuerte eine kaiserliche Verordnung des Jahres 1737 die bereits getroffene Bestimmung und wies den Hauptmann von Fiume an, darauf zu achten, daß die im Interesse des Verkehrs durch die Weinberge angelegten Wasserableitungskanäle offen erhalten blieben. Den systemisierten Betrag von 200 fl. bezog Graf Lambert aus der Fiumaner Obermautamtskasse.

Der Vertrag mit Grafen Lambert wurde im Jahre 1767 zum zweitenmal erneuert. Wie weit das Vertrauen der Regierung in seine Tätigkeit ging, zeigt die in diesem Jahre von der böhmischen und österreichischen Hofkanzlei getroffene Verfügung, daß bei Unzulänglichkeit der krainischen Straßengefälle der Abgang aus der Universal-Kameralkasse bestritten werden sollte. Persönlich wurde dem Grafen Lambert statt der früheren Reise- und Liefergelder ein jährlicher Gehalt von 2000 fl. angewiesen und wenn er das gesamte Straßenwerk bis Ende 1773 in Ordnung gebracht haben würde, eine Remuneration von 400 fl. in Aussicht gestellt. Erwähnenswert erscheint diese Bestimmung nach der mehr als 25jährigen, von der Regierung mit allem Nachdruck unterstützten selbständigen Arbeit Lamberts deshalb, weil man daraus die Schwierigkeit des Straßenwerkes ersieht und deswegen die Straßenzustände in Krain vor der Verpachtungsperiode milder beurteilen muß.

In der josephinischen Periode erflossen zahlreiche Patente bezüglich der Verwaltung und Pflege der Kommerzialstraßen, die auch auf diesem Gebiete das reformatorische Talent Kaiser Josefs II bekunden. Wie früher die Untertanen, so wurde in der Zeit von 1780 bis 1790 bei den Straßenbauten das Militär, das aktive wie auch die im Lande befindlichen Beurlaubten, verwendet; die Leitung des Straßenwesens aber war den in verschiedenen Ländern befindlichen Kommandos, beziehungsweise dem Hofkriegsrate, unterstellt.

Zum Schluß sei noch der Ausbau der im krainischen Gebiet gelegenen, zu kommerziellen Zwecken gedachten Strecke zwischen

Triest und Fiume über Castelnuovo erwähnt. Der Verkehr zu Lande zwischen diesen Freihäfen geschah durch die ganze erste Hälfte des 18. Jahrhunderts auf dem langen Umwege über Adelsberg und nahm zwei Tage in Anspruch.[11] Der Gedanke, eine kürzere Verbindung zwischen diesen Handelsstädten herzustellen, wurde schon frühzeitig angeregt. Die Strecke von Castelnuovo nach Triest war nämlich zur Beförderung des Schiffbauholzes nach Triest wichtig, anderseits bezog auch Fiume das nötige Holz zu Fortifikationsbauten meist vom Karste über Castelnuovo. Und dennoch wurden diese Straßen sehr spät ausgebaut. Die Hofkommission des Jahres 1752 fand, daß diese Strecke erst so weit durchbrochen war, daß man sie mit guter Bespannung, „wovon es aber dort gebricht", in einem Tage zurücklegen könnte. In besseren Zustand wurde diese Straße, die bei Lipa auf der Fiumaner Seite und bei Bazovica auf der Triester Seite auf den alten Umweg über Adelsberg anschloß, erst nach der Errichtung der Poststation in Materia (1765) gebracht. Abgesehen vom Personenverkehr hat übrigens diese Strecke nie eine hervorragende wirtschaftliche Bedeutung erreichen können. Nicht einmal die von Maria Theresia auch für diese Straße erlassene Befreiung von der Transitomaut vermochte den Frachtverkehr auf derselben zu heben. Nach den Aufzeichnungen des Triester Güterbestatters bestand der ganze Güterverkehr auf dieser Straße im Jahre 1776/77 in 66 mit je zwei Ochsen und einem mit drei Pferden bespannten Wagen; die Verfrachtung zur See war offenbar wirtschaftlicher. Deswegen war auch diese Straße den Triester Kaufleuten ganz gleichgültig; einigen Nutzen bot sie der Zuckerraffinerie in Fiume und weit größer waren ihre Vorteile für die an derselben liegenden krainischen Ortschaften.

* * *

Das krainische Straßennetz mit seinem Knotenpunkte in Laibach berührte am Ende des 18. Jahrhunderts das Meer zu beiden Seiten der istrianischen Halbinsel, Görz, Kärnten, Steiermark und Kroatien. Das Bild desselben erscheint ganz verjüngt und bezeugt, daß man in dem einen Jahrhundert das Versäumnis einer Reihe früherer mit gespannter Tätigkeit gutmachen wollte. Die Ära, die mit dem 18. Jahrhundert für Österreich angebrochen war, hat wohl ähnliches in der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie gefördert, so daß das Lob, welches in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts namentlich im Reiche[12] den österreichischen Straßen gespendet wurde, völlig

[11] cfr. Mayer, Die Anfänge des Handels und Industrie in Österreich; Anh.
[12] cfr. u. a. Justi, System des Finanzwesens. Halle 1766.

gerechtfertigt erscheint. Es ist aber auch die Behauptung nicht übertrieben, daß die Bewohner des Herzogtums Krain in seiner ganzen politischen Ausdehnung des 18. Jahrhunderts durch ihre fast ein halbes Jahrhundert währende anstrengende Arbeit bei der Adaptierung der Kommerzialstraßen dieses Landes für die Hebung des österreichischen Seeverkehrs sich große Verdienste erworben und in diesem auf kaiserliche Anordnung und im Schweiße ihres Angesichtes vollbrachten Werke unvergängliche Spuren ihres Opfersinnes, ihres Fleißes und ihrer Ausdauer hinterlassen haben.

Anastasius Grüns Briefe an Prešeren und Bleiweis

Ein Beitrag zu Grüns „Volksliedern aus Krain"

Mitgeteilt von Dr. Janko Lokar

Anastasius Grüns „Volkslieder aus Krain" waren im Oktober 1850 bei Weidmann in Leipzig erschienen. Um diese Zeit wurde dem südslawischen Volksgesange auf deutschem Gebiete ziemlich große Beachtung zugewendet. Ich verweise hier nur auf L. A. Frankls, eines Freundes und Herausgebers Grüns, „Gusle. Serbische Nationallieder. Wien 1852 (Verlag von Albert A. Wenedikt)".[1] Dem Beispiele Goethes, Herders und anderer folgte nun auch Anastasius Grün-Auersperg, der Herrschaftsbesitzer zu Thurn am Hart in Unterkrain. Er spürte Volksliedern seiner Landsleute nach und veröffentlichte Übersetzungen solcher Lieder in verschiedenen Zeitschriften, z. B. in Schwab-Chamissos „Musenalmanach" für 1838, in Hormayrs „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte" in den Jahrgängen 28, 34, 35, 36, 37 oder in L. A. Frankls „Sonntagsblättern", woselbst er sie schon mit einer literarhistorischen, von der Zensur gekürzten Einleitung versehen hatte.

Um aber seiner Arbeit besser und leichter gerecht zu werden, setzte er sich mit slawischen Dichtern oder literarischen Größen in Verbindung und erbat sich von diesen Auskünfte und Unterstützung für seine Übersetzungstätigkeit. Daß er sich in dergleichen Angelegenheiten vor allem an Prešeren, seinen Lehrer im Klinkowströmschen Institute gewandt hat, liegt an der Hand. Der slowenische Dichterfürst ist ja derjenige, welcher für eine gewisse Richtung der poetischen Tätigkeit Anastasius Grüns von Bedeutung ist. Er machte

[1] Herausgegeben mit Unterstützung Vuks.

den jungen gräflichen Landsmann mit der Geschichte und Volkskunde Krains, mit den Naturschönheiten ihres Heimatlandes und mit der Eigenart der Krainer bekannt. Er war vielleicht auch sein Lehrer in der slowenischen Sprache, die dem jungen Grafen ohnedies schon von Haus aus bekannt war. Das große Vertrauen, das der Schüler Auersperg im Klinkowströmschen Institute zu seinem Lehrer Prešeren gefaßt hatte, bewahrte Anastasius Grün treu dem um sechs Jahre älteren Freunde, der ihn

..... aus dumpfen Hallen
.... zu Tiburs Musenfeste,
zum Wunderstrand, wo Maros Helden wallen,
zur Laube, wo der Tejer Trauben preßte,
zum Kap Sigeums, dran die Wogen prallen
wie Waffentosen, bis zu Priams Feste –

entführt hat (Nachruf an Preschern).

Die Laibacher Lyzealbibliothek besitzt folgende drei Briefe Grüns an seinen Berater Prešeren:

I

Im Beischluße erhalten Sie, liebenswürdigster Doctor, zur gefälligen Ablieferung an Herrn Koritko die mir von diesem geliehenen „Nordlichter" und eine Parthie der mir mitgetheilten Volkslieder, welcher ich die mir von Herrn Kopitar überlassenen „Vishe"[1] zu Ihrer Benützung beifüge, mit der Bitte Herrn Koritko meinen Dank u. Gruß zu melden.

In alter Freundschaft

Ihr

A. Auersperg.

Thurn am Hart 23/VII 1838.

II

Mein sehr verehrungswürdiger Doctor und insonderheit geehrter Freund!

Ich bitte um eine nur ganz kurze, aber baldigste Antwort auf diesen ganz kurzen Brief.

In den Blasnik'schen Pesmi (V. Bd. S. 101 u. ff.) sind ein paar mir unverständliche Stellen; nämlich:

Od modrofti pije niti jede
Şvakojake fhegofobriafhe.

[1] Vishe (Vize) = Weisen; vierzeilige Lieder. Vgl. das Vorwort zu den „Volksliedern aus Krain".

und

Skozhil ſe je mudri Latinjane,
Pervu jim je ſhegu podavao.

Bitte recht sehr meiner Unwissenheit durch gefällige Mittheilung zu Hülfe zu kommen, wie Sie diese Stellen übertragen würden?

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr

dankbar ergebener Freund
A. Auersperg.

Thurn am Hart 15/XII 1844.

III [3]

Verehrter Doctor!
Liebenswürdiger Freund!

Sie wissen, daß ich mich mit Sammlung und Übertragung unserer Volkslieder beschäftigt habe. Meine Sammlung ist – bei aller Strenge in der Auswahl – ziemlich reich und beinahe reif zur Herausgabe, die ich mit einem übersichtlichen Vorwort einleiten möchte. Hiezu fehlt mir, ehrlich gestanden, die Kenntniß des musikalischen Theiles. Hier in meiner Gegend wird wenig gesungen und was gesungen wird, ist meistens der Art, daß es in meine Sammlung nicht aufgenommen werden kann. Ich bitte Sie daher recht dringend, mir über die Sangweise unserer Lieder, deren Tonart, allfällige Instrumentalbegleitung u. s. w. mitzutheilen, was Sie mir entweder aus eigenen Erfahrungen geben oder aus Mittheilungen irgend eines Ihnen gewiß bekannten Musikkenners ergänzen können.

Was die Sammlung selbst betrifft, so will ich sie jedenfalls noch vor der Herausgabe Ihrem prüfenden Kennerblicke vorlegen und seiner Zeit Ihre gefällige Theilnahme dafür in Anspruch nehmen.

Indem ich mich in Ihr freundschaftliches Andenken empfehle, verharre ich mit den herzlichsten Grüßen aufrichtiger Hochachtung

Ihr

treu ergebener Freund
A. Auersperg.

Thurn am Hart 8/XII 1845.

---

[3] Ohne Schlußworte im Letopis Matice slovenske za leto 1875. auf S. 157 abgedruckt, dergleichen bei P. v. Radics, Anastasius Grün. Verschollenes und Vergilbtes aus dessen Leben und Wirken (Leipzig, 1879) S. 60 und bei Anton Schlossar, Anastasius Grüns sämtliche Werke in zehn Bänden (Leipzig, Max Hesses Verlag), Bd. VIII S. 4 – 5.

Grün hatte bereits im Juli 1837 seinen Verlegern „Weidmann" die ersten Proben der „Volkslieder" zugeschickt. Er scheint über ihren Wert nicht ganz im klaren gewesen zu sein, denn er schrieb: „anfangs mögen mich Lokalinteressen bestochen haben, sie (diese Lieder) interessant zu finden, jetzt kommen sie mir ziemlich gewöhnlich vor. Lassen Sie mich darüber Ihre aufrichtige unumwundene Meinung hören."[4] Da sie Aufmerksamkeit erweckten, beschäftigte er sich eingehender mit dem Gegenstande und dachte an eine Sammlung des ganzen Liedermaterials. In diese Zeit fallen die drei Briefe Grüns an Prešeren.

Korytkos „Slovenske pesmi krajnskiga naroda" waren bei Blaznik in Laibach in den Jahren 1839–1844 in fünf Heften erschienen. Grün kannte und benützte sie. Jedoch die Übertragung der im 5. Hefte S. 101 f. vorkommenden „Shenitva Jankota vajevoda" (bei Grün „Des Woiwoden Janko Hochzeit") bereitete ihm Schwierigkeiten. Er ersuchte daher Prešeren um Aufklärung der vier im zweiten Briefe angeführten Zeilen. Sie sind in der Tat nicht leicht und dürften noch heutzutage manchen Slawisten in arge Verlegenheit bringen. Wie Prešeren die Anfrage beantwortet hat, wissen wir leider nicht, da uns seine Briefe an Grün unbekannt sind. Die beiden fraglichen Stellen lauten in Grüns Übersetzung folgendermaßen:

Der nicht ißt, nicht trinkt vor Überklugheit,
der ein Schalk voll List und Schelmereien –

und

Trat vor sie der schelmische Lateiner,
gab das erste Probestück zu lösen.

Grün und Prešeren haben aller Wahrscheinlichkeit nach den Ausdruck „sobriaše" (= macht nüchtern mit) nicht verstanden. Daher hat ihn Grün unterdrückt und das ganze Gewicht auf „svakojake šege" verlegt. Davon zeugt wenigstens die Übersetzung „der ein Schalk voll List und Schelmereien".[5]

Interessant wäre auch Prešerens Urteil über die Übersetzungstätigkeit Grüns, da er höchstwahrscheinlich ein solches — wie ich aus dem dritten Briefe schließe – abgegeben hat. Aber es fehlen uns wiederum die Briefe Prešerens an Grün.

Daß letzterer bei der Auswahl von Volksliedern mit Strenge vorgegangen ist, bestätigt uns auch ein Brief Prešerens an Vraz,

---

[4] Diesen und ähnliche Belege aus Grüns Briefen habe ich der Schlossarschen Gesamtausgabe der Werke Auerspergs entnommen.

[5] Vgl. darüber L. Pintars „Književne drobtinice" im Zbornik Slovenske Matice, Heft IV und J. Milčetić' „Sitnije prilozi" im Zbornik za narodni život i običaje Južnih Slavena, Buch IX.

worin er ihm schreibt: „Die von Dir überschickten Volkslieder habe ich erhalten und dem Herrn Grafen Auersperg übergeben, dem sie nicht besonders zu gefallen scheinen“ (s. Letopis Matice Slovenske 1877., S. 158). Es nimmt sich allerdings etwas wunderlich aus, daß Grün die nach deutschem Vorbilde, namentlich nach deutschkärntnerischen Schnadahüpfln gebildeten slowenischen Vierzeilen ins Deutsche zurückzuübersetzen versucht hat, wenn auch nur als Proben einer Gattung, die außerhalb der enggezogenen Grenzen seiner Sammlung stand. (Vgl. das Vorwort zu den „Volksliedern aus Krain“.)

Nach dem dritten Briefe war somit die Sammlung Grüns beinahe druckreif. Es fehlte ihm nur noch ein passendes Vorwort. Nun hat aber Auersperg im Jänner 1845 der Weidmannschen Buchhandlung, die sich 1844 mit Vergnügen zum Verlage angeboten hat, folgendes mitgeteilt: „‚Die Volkslieder aus Krain‘ liegen geordnet, mit Vorrede und Noten versehen, zum Drucke bereit, und ich nehme in bezug auf dieselben Ihren Verlagsantrag dankbar an; doch will ich sie aus vielfältigen Gründen nicht allein und keineswegs früher erscheinen lassen, als bis ich mit meinem eigenen selbstgeschaffenen Werke, das ich unter der Feder habe, fertig geworden sein werde.“[6]

Es muß also Grün während des Jahres 1845 die im Jänner fertig vorliegende Vorrede verworfen haben, da er im Dezember desselben Jahres Prešeren um Mitteilungen über die Sangweise, Tonart und allfällige Instrumentalbegleitung der Lieder zum Zwecke eines übersichtlichen Vorwortes angegangen war.

Nun lenkte die Aufmerksamkeit Grüns ein anderer Mann auf sich. Dr. Bleiweis, der Herausgeber der „Novice“, veröffentlichte nämlich am 21. Jänner 1846 in seinem Blatte in der Nr. 3, S. 12 folgende Zeilen:

Nar veljavniši razsodba (kritika) narodnih slovenskih pesem.

Cel svet čisla slavniga pesnika, ki se Anastazi Grün imenuje, in ki se je s svojimi nemškimi pesmami toliko čast pridobil, de po pravici za perviga nemškiga pesnika sedanjiga časa velja. Ponosno jo zamoremo reči, de je ta preslavni pesnik – naš domorodec! Z veseljem pa perstavimo, de on neprenehama narodne pesme nabéra, in nar pripravniši zmed njih v nemški jezik prestavlja, kar je gotovo nar veljavniši razsodba lepote naših pesem. Po ti poti se bodo one Nemcam in po teh tudi drugim narodam soznanile. Kdor jih ima kaj tacih, ki so morebiti menj znane, naj jih razglasi v ta lep namen. Dr. Bleiweis.

[6] Dieses Werk war der „Pfaff vom Kahlenberg“.

Grün war selbst ein Besteller der „Novice". Er las also die schmeichelnden Worte des Bleiweis und dankte für dieselben im folgenden Schreiben: [7]

Euer Wohlgeboren!

Bei Durchsicht der während meines Winteraufenthaltes in Gratz hier eingelaufenen Nummern Ihrer sehr geschätzten und von mir eifrig gelesenen „Novize" finde ich einen für mich überaus ehren- und schmeichelhaften Artikel aus Ihrer Feder, meinen Antheil an Sammlung und Übersetzung krainischer Volkslieder betreffend. Empfangen Sie meinen wärmsten und herzlichsten Dank nicht nur für den mir dort gezollten, unverdienten Beifall, sondern auch für Ihre an die Besitzer von Volksliedern gleichzeitig ergangene Aufforderung zur Mittheilung derselben. Ich erlaube mir zugleich die Bitte, daß es Ihnen gefällig sein wolle, wenn diese Ihre Aufforderung Früchte bringen sollte, auch mir den Genuß derselben zu gestatten und derartige an Sie erfolgende Einsendungen auch mir zu kurzem Gebrauche und gegen schleunigste Rückstellung mittheilen zu wollen. Ich habe bereits ein bedeutendes Materiale durchgesehen und darunter manchen Edelstein gefunden, allein ich glaube noch immer, daß so manche Schätze vergessen und ungehoben unter dem Volke liegen. Es lohnt sich der Mühe, hier Schatzgräber zu sein, denn das Volk ist immer höchst poetisch, wenn es selbst dichtet; die Anläße dazu sucht es nicht erst mühsam, sondern findet sie reif und fertig in den Tiefen seines Herzens. Für einen Sammler von Volksliedern gibt es aber in Krain nicht unbedeutende Schwierigkeiten zu überwinden. Das Volk ist, in dieser Zeitperiode wenigstens, kein vorherrschend gesanglustiges und überdieß gegen alle „Befrackten" wenig mittheilsam; es mag die Reste seiner ältern Liederpoesie entweder in allzugroßer Bescheidenheit für minder werthvoll und mittheilenswürdig halten, oder, was mir im Volksherzen begründeter scheint, ihren Werth erkennend, sie sorgsam als Heiligthümer des geheimnißvollen Familienherdes hüten und ihre Entweihung durch Mittheilung an Fremde befürchten. Bei Ihren vielverzweigten Verbindungen wird die mittelbare oder unmittelbare Beseitigung solcher Hinderniße Ihnen jedenfalls leichter werden als jedem Andern und hoffentlich eine Ausbeute geben reichster Art, bei deren Gewinnung Sie freundlichst und gefälligst meiner oben angebrachten Bitte gedenken wollen.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Euer Wohlgeboren

ergebenster

Thurn am Hart 19/III 1846.

A. Auersperg.

---

[7] Die hier zum Abdrucke gelangenden Briefe Grüns an Bleiweis habe ich im literarischen Nachlasse des letzteren gefunden. Für die freundliche Überlassung des Nachlasses statte ich an dieser Stelle dem Herrn städt. Präsidialsekretär Janko Ritter v. Bleiweis-Trsteniški den gebührenden Dank ab.

Grüns Bitte um Zusendung von neuen Liederschätzen blieb nicht unerhört,[8] wie folgender Brief zeigt:

Euer Wohlgeboren!

Indem ich Ihnen im Anschluße die mir gefälligst mitgetheilten Volkslieder mit dem verbindlichsten Danke übersende, füge ich auch für die weitere Zukunft die Bitte bei, Sie wollen sich gütigst meiner erinnern, wenn Zufall oder gut Geschick Ähnliches wieder in Ihre Hände führen sollte. Herr Bold würde jederzeit Sendungen für mich übernehmen und auf das Pünktlichste besorgen. Der gewißenhaftesten Rückstellung können Sie immer versichert sein.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung und herzlichem Gruße

Euer Wohlgeboren

aufrichtig ergebener

A. Auersperg.

Thurn am Hart 24/V 1847.

Zum Danke für die Förderung seiner Arbeit schickte Grün, nachdem seine „Volkslieder aus Krain" erschienen waren, ein Exemplar[9] derselben an Bleiweis mit folgendem Begleitschreiben:

Euer Wohlgeboren!
Verehrter Herr Doctor!

Die freundliche Theilnahme und Aufmerksamkeit, welche Sie dem Inhalt und dem Herausgeber der beifolgenden Schrift schon so vielfältig bewiesen haben, wird Sie in dem Büchlein nur einen alten Bekannten erblicken laßen, der in dem neuen Gewande hoffentlich seine eigenthümliche Physiognomie beibehalten hat und Sie daher mit befreundeten Zügen begrüßt. Ein paar kleine Verunzierungen (Druckfehler in slavischen Wörtern, die durch die Entfernung des Druckortes erklärbar und entschuldbar erscheinen) mögen Sie nicht

---

[8] In der Nr. 2 vom Jahre 1847 (13. I.) veröffentlichte die Schriftleitung der „Novice" in einer Anmerkung zu M. Majers „Slovenske misli" einen kleinen Aufruf, worin slowenische Vaterlandsfreunde aufgefordert werden, ihre etwaigen Sammlungen von slowenischen Volksliedern an den Schriftleiter der „Novice" einzusenden, der sie dann an den unter angenommenem Namen Anastasius Grün dichtenden ruhmreichen Dichter („glava vsih sedanjih nemških pesnikov") weiter leiten wird.

[9] „Als ein kleines Zeichen der Dankbarkeit und Hochachtung" hatte auch Vraz ein Exemplar erhalten. Dieser suchte die Aufmerksamkeit Grüns vorzüglich auf die Lieder der Provinziakroaten zu lenken (vgl. seinen Brief an Grün vom 24. VI. 1846, bezw. 9. V. 1847, s. Děla Stanka Vraza V S. 391 f.).

zu sehr stören und auch nicht dem Herausgeber zur Last gerechnet werden. Und so möge das Büchlein bei Ihnen gütige An- und Aufnahme finden, als ein kleines Zeichen der vorzüglichen Hochachtung, womit ich die Ehre habe zu sein

Euer Wohlgeboren

aufrichtig ergebener

A. Auersperg.

Thurn am Hart 20/X 1850.

Ein Verzeichnis der Druckfehler, die er hier erwähnt, hat Grün selbst angelegt und an den Verleger übersendet. Es hat sich aber nicht erhalten. Eben diese Druckfehler trübten ihm die Freude an der Sammlung, denn er bedauert nur, „daß die . . . . wirklich ganz nette und geschmackvolle Ausgabe in meinen Augen durch eine Menge fataler Druckfehler verleidet wird". Er hat sich überhaupt den Satz der Lieder, namentlich mit Rücksicht auf die slawischen Namen, die Einrichtung der Anmerkungen u. dgl., sehr angelegen sein lassen und hat eine Reihe von diesbezüglichen Briefen an die Verleger nach Leipzig geschickt. Und als er im Sommer 1850 über Leipzig nach Helgoland in das vom Arzte empfohlene Seebad reiste, benützte er die Gelegenheit, um den Druck der meisten Bogen persönlich durchzusehen.

Um die Aufnahme des Büchleins war Auersperg eigentlich besorgt. Die Verleger wollten nämlich von dem Buche eine Miniaturausgabe veranstalten. Grün trat jedoch ihrer Ansicht mit dem Bemerken entgegen: „Miniaturausgaben sollen, denke ich, erst durch eine größere Teilnahme des Publikums an dem betreffenden Werke motiviert sein . . . . Von den Volksliedern aber, deren Herausgabe mir mehr von patriotischer Rücksicht für mein eigenes Heimatland als von poetischem Interesse geboten scheint, erwarte ich eben keinen großen Erfolg, namentlich nicht in weiteren Kreisen." Er hielt die Lieder eben für interessant genug, um mitgeteilt zu werden, an große Anziehungskraft derselben glaubte er jedoch nicht. Aber Grün irrte. Schon am 10. Dezember 1850 konnte er nach Leipzig schreiben: „Auf einen reißenden Absatz der „Volkslieder" habe ich nie gerechnet, doch übertrifft der Anteil, den sie im Publikum finden, weit meine Erwartung . . . ."

Zu denjenigen, die Grüns „Volkslieder" mit Begeisterung aufnahmen, gehörte auch Bleiweis. „Der Vater des slowenischen Volkes" fühlte sich durch den Briefwechsel mit dem Grafen Anton Alexander Auersperg und durch die Übersendung eines Dankexemplares seiner „Volkslieder" geschmeichelt. In einem Briefe vom 23. November 1850

dankte er für das zugeschickte Exemplar und brachte seine Grüns „bescheidenes Verdienst weit überschreitende Anerkennung“ zum Ausdrucke. Zugleich brachten die „Novice“ in den Nummern 44, 45, 46, 47, 48, 50 eine ausführliche Anzeige der „Volkslieder aus Krain“ aus der Feder Dežmans. Bleiweis fügte noch einige Zeilen aus der Kritik der Wiener „Ostdeutschen Post“ über Grüns Übersetzungen hinzu. Er und Dežman fühlen sich überaus glücklich, daß ein so berühmter deutscher Dichter wie Grün seine Kräfte der Übertragung slowenischer Volkslieder gewidmet hat, denn durch sein Werk würden die Slowenen bei anderen Völkern als ein Kulturvolk bekannt werden.[10] Von Mängeln der „Volkslieder“ weiß keiner etwas zu sagen, denn die Art und Weise der Übertragung sei musterhaft. Dežman bedauert nur das eine, daß Grün bei der Auswahl von Volksliedern nicht das 5. Heft der „Krajnska Čbelica“ berücksichtigt und das reizende, beinahe einzeln dastehende Lied von der „Mlada Breda“ nicht übersetzt hat.

Grün dankte beiden in einem hochinteressanten Schreiben. Denn der deutsche Staatsmann Graf Anton Alexander Auersperg bringt darin sein Verhältnis zu seinen slowenischen Landsleuten zur Sprache. Den Brief drucke ich hier ab:

Euer Wohlgeboren!
Sehr verehrter Herr Profeßor!

Empfangen sie zuerst meinen wärmsten herzlichsten Dank für die freundliche Gesinnung, für die mein bescheidenes Verdienst weit überschreitende Anerkennung, welche aus Ihrem werthen Schreiben vom 23. v. M. so deutlich spricht. Durch die „Volkslieder aus Krain“ wollte ich zunächst nur eine Sohnespflicht gegen mein Geburtsland erfüllen und deßen weniggekannte Liederschätze auch dem ihnen fernstehenden Deutschen zugänglich machen. Ich rechnete hiebei weniger auf äußeren Erfolg, als ich vielmehr einem innern Rufe Genüge thun wollte. Wenn die Sammlung aber dennoch in ihrer engeren Heimath den Beifall der Kenner, in der Ferne aber manches Zeichen warmer Theilnahme sich erworben hat, so ernte

[10] Vgl. damit folgende Äußerung Frankls über die „Volkslieder aus Krain“: „Die Slawen können ihrem Gotte für einen solchen Apostel, die Deutschen für solchen trefflichen Dolmetsch danken“ (s. Frankls Brief an Grün vom 3. I. 1851, abgedruckt in „Aus dem neunzehnten Jahrhundert. Briefe und Aufzeichnungen“. Herausgegeben von Karl Emil Franzos. Bd. I. Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl [1845 – 1876]. Herausgegeben von Dr. Bruno von Frankl-Hochwart. Berlin 1897, S. 33).

ich einen überreichen Lohn, den ich kaum erhoffen durfte, für eine Arbeit, deren größtes Verdienst in der gewissenhaften Sorgfalt und ängstlichen Pietät besteht, mit welcher ich bemüht war, die slovenische Liedesblume, ohne daß ihr Farbenschmelz leide oder ihr ein Staubfaden beschädigt werde, in deutschen Grund zu verpflanzen.

Erlauben Sie mir auch meinen wärmsten Dank gegen Herrn Dr. Dežman auszusprechen und Sie um deßen gefällige Vermittlung zu ersuchen, eines Dankes, den ich ihm nicht nur für das tiefe liebevolle Eingehen und gründliche Prüfen meiner Arbeit, sondern auch dafür schulde, daß er mich mit einem kleinen Schatze slovenischer Volkspoesie bekannt gemacht hat, ich meine mit den im 5. Heft der Čebelica enthaltenen Stücken. Ich kann mich vor mir selbst nicht rechtfertigen, diesen Schatz ganz übersehen zu haben, nachdem ich mich durch ein Decennium mit der Sammlung, Sichtung und Auswahl unserer Volkspoesie aus gedruckten sowohl als ungedruckten Quellen beschäftigt und meine Sammlung erst ans Tageslicht befördert hatte, als ich den ganzen populär-nationalen Liederhort zu überblicken glaubte. Doch Eines entschuldigt mich! Das 5. Heft der Čebelica (deren frühere 4 Hefte ich besitze und theilweise auch benützt habe) trägt als Erscheinungsjahr die Zahl 1848 an der Stirne! Nur in dem Nebelgewirre dieses Jahres war es möglich, jene liebliche Erscheinung zu übersehen und so kam ich, durch Dr. Dežman aufmerksam gemacht, erst jetzt in die Kenntniß und den Besitz dieses köstlichen 5. Heftes. Hoffentlich wird eine neue Auflage der „Volkslieder" mir über kurz oder lang Gelegenheit bieten, das Übersehene nachzutragen und meine Sammlung mit neuen Zierden zu bereichern. Erlauben Sie mir hier auch die Bitte an Sie und Herrn Dr. Dežmann um freundliche Mittheilung allfälliger neuern Funde, die Ihnen auf dem Felde unserer Volkspoesie vorkommen sollten.

Mit einem Manne, der so thätig und vielseitig für die wahre Hebung unseres Volkes durch Bildung wirkt, wie Sie, wird es auch bei scheinbar verschiedenen Standpunkten leicht sein, sich über das anzustrebende Ziel zu verständigen. Wie jedem einzelnen Individuum, so stehe jeder Nationalität das unverkümmerte Recht zu, sich auf dem Boden der Gesittung und Bildung frei zu entwickeln und jenen Standpunkt zu erringen, der ihrer Begabung, ihrer inneren Lebensfähigkeit und ihrem Bedürfniße angemeßen ist. Das wahrhaft lebenskräftige Element (und ich glaube, daß dieses den Slaven in hohem Grade innewohnt) muß und wird durchdringen, aller gegentheiligen Parteihemmniße ungeachtet; doch Mangel an Lebenskraft wird und muß aller künstlichen Belebungsversuche ungeachtet zum Auflösungs-

prozeße führen. Wenn ich jedoch die Ansicht ausspreche, daß unser Volk noch ein, vielleicht kurzes Lernstadium durchzumachen habe und daß es hiebei der deutschen Bildung nicht werde entbehren können, so trete ich der schönen Zukunft desselben eben so wenig zu nahe, als ich die Lebensaussichten eines hoffnungsvollen Jünglings dadurch beeinträchtige, wenn ich ihn auf einige nachzuholende Studienlücken aufmerksam mache. Ich kann nicht umhin, im Germanismus (in dessen edlerem Sinne) noch ein Element der Bildung für unser Volk zu erkennen und gerade das Jahr 1848, deßen ursprünglich so reine schöne Bewegung durch den Unverstand und Bildungsmangel der Maßen, sowie durch das kopflose Gewährenlaßen von oben, in eine Wildheit und Rohheit ausartete, welche mit den Märzerrungenschaften im Munde die tausendjährigen Errungenschaften der Menschheit an Kunst und Wissenschaft, Cultur und Gesittung ernstlich gefährdete, weist uns doppelt strenge darauf an, auf dem Standpunkte der Bildung und Sitte, als dem kräftigsten Anker, mit aller Hingebung und Treue auszuharren und festzustehen. Dieß ist mein Standpunkt und ich glaube, er ist nicht allzuferne von dem Ihrigen. Von jenem Gesichtspunkte aufgefaßt erscheint die Mißion des Germanenthums auf slavischem Boden als eine zwar unabwendbare, aber ersprießliche, jedenfalls aber als eine vorübergehende, deren erfüllter Zweck zugleich ihre Auflösung bedingt. Diese wird ihrer Zeit und auf solchem Wege für das Deutschthum in slavischen Landen eben so wenig unehrenhaft sein, als der Tod schimpflich ist für einen Greis, der eine schöne Lebensaufgabe würdig gelöst hat und im natürlichen Gange der Dinge seinem Ende entgegenreifte.

Übrigens bin ich, so wie Sie, weit entfernt davon, in unserem Büreaukratenthum die Repräsentanten des edleren Deutschthums zu erblicken. Keine Nation ist in dem Maße kosmopolitisch gesinnt und so bereit, sich fremde Sprachen, Sitten und Kenntniße geläufig zu machen, wie eben die deutsche, vielleicht zum Schaden des eigenen nationalen Gepräges. Drum empört es mich nicht weniger, als Sie, zu sehen, wie manche dieser Herren sich hinter den angeblichen Bildungsmangel unserer Volkssprache verstecken, um die eigene Bequemlichkeit zu bemänteln, wie sie das Idiom eines Landes für so unschmackhaft erklären, deßen Brot sie doch so schmackhaft finden! Was sich in neuerer Zeit in diesen Regionen vorbereitet, ist noch viel unerquicklicher, als alle die vormärzlichen Dinge, die doch von oben wenigstens an eine gewiße Norm gebunden waren. Abhülfe und Beßerung ist aber nicht früher zu hoffen, bis das Land durch sein öffentliches Organ sich aussprechen kann, was ihm noth selbst thut! Scheint es doch fast bis jeßt, die Welt sei im

J. 1848 nur darum in's Kreißen gekommen, um — Büreaukraten zu gebären!

Mit dem Ausdrucke der vorzüglichsten Hochachtung und mit den herzlichsten Grüßen

Euer Wohlgeboren

aufrichtig ergebener

A. Auersperg.

Thurn am Hart 12/XII 1850.

Die Anzeige der „Volkslieder aus Krain" in den „Novice" bestand im wesentlichen aus einzelnen aus Grüns Vorwort zu denselben abgedruckten Stellen. Dežman und Bleiweis könnten zwar trotz ihrer mangelhaften Anlage für die Kritik und ihrer geringen ästhetischen Bildung sehen und sagen, daß bei der Verpflanzung der slowenischen Liedesblume auf deutschen Grund ihr Farbenschmelz gelitten hat und ihre Staubfäden beschädigt worden sind, aber sie wollten es nicht. Vom „tiefen Eingehen und gründlichen Prüfen" der Arbeit Grüns durch Dežman kann somit keine Rede sein. Es ist zwar nicht meine Absicht, mich hier näher über die Übersetzungstätigkeit Grüns auszulassen, aber wenigstens dies will ich hervorheben, daß Grün der slowenischen Sprache zu wenig mächtig war, um der unternommenen Arbeit vollkommen gewachsen su sein. Zur Bekräftigung meiner Ansicht will ich an dieser Stelle ein einziges Beispiel anführen. In dem „kleinen Schatze" slowenischer Volkspoesie, mit dem Grün durch die Anzeige Dežmans bekannt wurde, ist auf Seite 76 f. „Mlada Breda" abgedruckt. Grün kam dem Wunsche Dežmans nach, übertrug das Stück und veröffentlichte es im Triester „Illustrirten Familienbuche" (zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise herausgegeben vom österreichischen Lloyd).[11] In den Nummern 6, 7, 8 des Jahres 1853 druckte Bleiweis in den „Novice" die Übersetzung zugleich mit dem slowenischen Texte und mit Worten voll Lobes für die Übertragung ab. Nun hat aber gerade bei diesem Liede das Glück Grün ganz im Stiche gelassen. Er hat nämlich den sehr üblichen Ausdruck ščene = Hündchen nicht verstanden und hat ihn durch „Freier" übersetzt. Was uns aber verblüfft, ist der Umstand, daß er den dadurch

[11] Siehe Bd. I S. 254—55. Unter der Aufschrift „Volkslieder aus Krain", übersetzt von Anast. Grün (als Nachlese und Nachtrag zu der im vorigen Jahre unter dem gleichen Titel — Leipzig bei Weidmann — erschienenen Sammlung slovenischer Volkslieder) erschien in demselben Bande (S. 255—56) des „Illustrirten Familienbuches" neben der „Breda" Grüns „Morgenstern", eine Übertragung des im 5. Hefte (S. 59—60) der „Krajnska Čbelica" mitgeteilten slowenischen Volksliedes „Danica".

entstandenen Unsinn nicht wahrgenommen hat. Nach seiner Auffassung des „šene“ hat er die Verse:

> Ko ti bode kruha ponujala,
> ga šenetu mladimu boš dala –

und

> In pogače da šenetu jesti,
> al razpoči šene se na mesti!

richtig übersetzt durch:

> Winkt sie mit dem Brote dir entgegen,
> sollst du's in des Freiers Hände legen –

und

> Reicht den Kuchen dann dem Freier schnelle,
> ihm zersprengt's die Brust an ihrer Stelle.

Aber er hat nicht bedacht, daß derselbe Freier einige Zeilen tiefer die junge Breda in ihr Schlafgemach führt.[12]

Mit der neuen Auflage, von der er im Briefe spricht, meinte es Grün ernst. In dem bereits erwähnten Briefe vom 10. Dezember 1850 schreibt er an die Inhaber des Verlagsgeschäftes unter anderem: „... Ich wünschte im Interesse des Buches selbst, daß eine neue Auflage mit der Zeit ermöglicht werde, wobei ich auf Ihr ursprüngliches Projekt, das Buch in einer Miniaturausgabe erscheinen zu lassen, zurückzukommen mir erlauben würde ... Weshalb mir eine neue Auflage des Buches so wünschenswert wäre, beantwortet sich durch den Umstand, daß ich derselben Ergänzungen beizufügen hätte, die der Sammlung eine neue Zierde brächten. Nachdem ich nämlich seit Jahren die Produkte slowenischer Volkspoesie gesammelt und endlich den ganzen vorhandenen Liederschatz zu überblicken mit Sicherheit

---

[12] An dieser Stelle muß ich erwähnen, daß der unter dem Einflusse des moralisierenden Jeran stehende Bleiweis sowohl den slowenischen Text der „Mlada Breda“ in der „Krajnska Čbelica“ als auch denjenigen der Grünschen Übertragung im „Illustrirten Familienbuche“ für seine „Novice“ willkürlich geändert hat. Er hat z. B. den slowenischen Vers:

> Kdor kušval bo Bredo drev in davi –

folgendermaßen umgewandelt:

> Kdor imel bo Bredo drev in davi –

Um aber diese eigenmächtige Änderung, wodurch Bleiweis eher das Gegenteil als seinen Zweck erreicht hat, zu verdecken, rüttelte er auch an der wortgetreuen Übersetzung Grüns und setzte für „wer sie küßt am Abend und am Morgen“ diese Zeile ein: „wer sie hat am Abend und am Morgen“.

zählte, zeigt es sich, daß ein mutwilliger boshafter Gnom mir leuchtende Schätze, die er brachte, bis zu dem Augenblicke verborgen hatte, als meine Sammlung schon zutage getreten war. Der neue Fund ist so köstlich, daß ich ihn nur mit schwerem Herzen in der Sammlung vermisse."

Zu dieser Neuauflage ist es nicht gekommen und so kennen die wenigsten Leser der „Volkslieder aus Krain" Grüns Übertragung der „Mlada Breda" und der „Danica". Weder L. A. Frankl noch Anton Schlossar scheinen um sie gewußt zu haben, denn sie fehlen in ihren Ausgaben der Werke Grüns.

Das politische Verhältnis Grüns zu den Slowenen, das er ebenfalls im Briefe berührt, übergehe ich hier. Wer sich darüber näher unterrichten will, findet viel Interessantes in „Anton Auerspergs (Anastasius Grüns) politischen Reden und Schriften. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Stefan Hock. Verlag des literarischen Vereins in Wien", 1906.

Im literarischen Nachlasse des Dr. Bleiweis befindet sich noch ein Brief Grüns an Bleiweis vom 3. Oktober 1853 (Thurn am Hart). Er ist jedoch von keinem literarischen Interesse. Auersperg bittet darin Bleiweis, unter dessen Einflusse die Ackerbauschulen des Landes standen, um Namensnennung eines „wirklich empfehlenswerthen Individuums", das als Unterbeamter seinem Verwalter unterstehen und hauptsächlich in Ökonomie, nebenbei aber auch im Schreibfache verwendet werden würde. Zugleich bittet er ihn um Übersendung eines beigeschlossenen Billets an L. Tomann, dessen damaliger Aufenthaltsort Grün unbekannt war.

Zum Schlusse führe ich noch ein Schreiben des oben erwähnten L. A. Frankl an Bleiweis an. Frankl machte sich nicht nur durch eigene Dichtungen, sondern auch durch Ausgaben und biographische Arbeiten zu Anastasius Grün, Grillparzer, Hebbel, Raimund, Lenau und anderen um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts einen Namen. Geboren wurde er am 3. Februar 1810 zu Chrast in Böhmen. Dem Berufe nach war er ein Arzt, doch freute ihn mehr die Schriftstellerei. Die Schriftleitung der oben genannten „Sonntagsblätter für Literatur und bildende Kunst" (Wien 1842–48), eines ausgezeichneten Blattes Österreichs in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, führte er mit Geist, Takt und Geschmack. Er war Generalsekretär und Archivdirektor der Israelitengemeinde in Wien und Professor der Ästhetik am Konservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates. Gestorben ist er in Wien am 12. März 1894. Bleiweis hatte er für den „Koledarček slovenski za leto 1855" „Dorota. Narodna igra iz Hane na Marskem"

überlassen. Das Original war in böhmischer Sprache abgefaßt. Frankls Brief an Bleiweis bezieht sich ebenfalls auf slowenische Volkslieder. Er lautet:

Geehrter Herr!

Zurückgekehrt aus dem Lande der steierischen Winden (Rohitsch, Tüffer, Neuhaus), finde ich Ihre geehrten Zeilen vor und beehre mich, Ihrem Wunsche zu entsprechen, indem ich Ihnen die Comödie „Dorota" im Originale einsende und um deren gefällige Rücksendung ich wieder bitte.

Gestatten Sie nun – Sie sehen, wie rasch ich egoistisch genug eine Gegenbitte mir erlaube – die Mittheilung, daß ich f. d. „Unterh. am häusl. Heerd" einen ähnlichen Artikel wie „aus dem Hannakenlande" schreiben will: „Bei den steierischen Winden".

Ich habe manches interessante Material gesammelt, war aber nicht so glücklich, irgend ein bisher unübersetztes interessantes Volkslied aufzufinden.

Was gebildete Dichter schreiben, wie z. B. Orožen, dessen schönes Lied „Bratovska" ich in Abschrift erhielt, ist nicht das, was ich suche.

Sie befinden sich gewiß im Besitze von Liedern, die noch ungedruckt oder wenigstens unübersetzt sind, d. h. ins Deutsche. Dürfte ich Sie, geehrter Herr Doktor! wohl um die Mittheilung bitten? Das Charakteristische, vielleicht auf irgend einen Gebrauch, auf eine eigenthümliche Sitte sich beziehende, wenn es zugleich poetischen Werth hat, wäre mir das willkommene, um es meiner Anschauung des Windenlandes einzureihen.

Wenn die Musik eine nazionale ist, würde ich auch um diese bitten und zugleich um Ihre gütige Ansicht über den Stand des slovenischen Volksliedes in der Gegenwart.

Grüns „Volkslieder in Krain" kenne ich und die vorgedruckte Abhandlung war zuerst in meinen „Sonntagsblättern" abgedruckt.

Indem ich Ihrem Almanach das frischeste Gedeihen wünsche und mich Ihrem Wohlwollen empfehle, zeichne ich mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung ergeben Med. Dr. Frankl.

Wien, 1. Sept. 1854.

Stadt, N. 494.

Tumuliforschungen

Von Dr. phil. Walter Šmid

1. Tumulus bei Rudolfswert in Unterkrain

[Hiezu Tafel XV]

Im Frühling des Jahres 1905 ließ der Bauer Peter Malenšek aus Kandija bei Rudolfswert durch Zigeuner eine etwas erhöhte Stelle seines zehn Minuten von Rudolfswert entfernten Ackers von Bruchsteinen reinigen, an denen der Pflug beim Ackern immer anstieß. Als der ziemlich regelmäßig gesetzte Steinhaufen fast entfernt

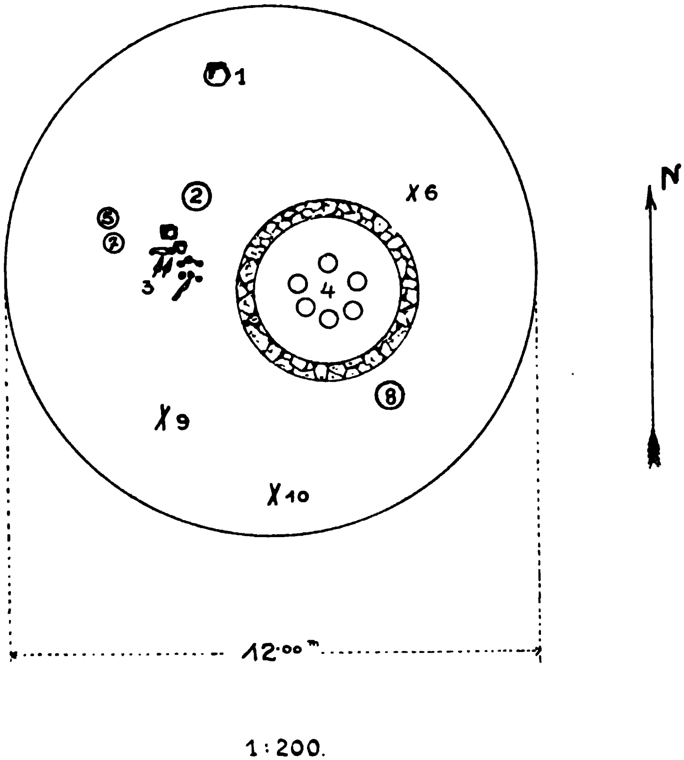


Abb. 1 Gez. von Obering. M. Prelovšek

war, stießen die Arbeiter auf Bronzegegenstände und eiserne Lanzen. Der Augenschein bestätigte das Vorhandensein eines durch das Pflügen ziemlich abgeflachten Tumulus, der im folgenden Herbste vollständig aufgedeckt wurde.

Der Tumulus maß beiläufig 12 m im Durchmesser (siehe den Plan, Abb. 1). Von den zum Vorschein gekommenen Beigaben waren die

Tongefäße fast vollständig zerdrückt, die Objekte aus Bronze infolge der Einwirkung der eisenhaltigen Roterde, in der sie lagen, stark beschädigt und zermürbt. Es wurden folgende Gegenstände gefunden:

1. Am Nordwestrande des Tumulus lagen 1·28 m tief – dies ist die größte Tiefe des Grabhügels – eine große vollständig zertrümmerte graphitierte schwarze Urne, mit einem rötlichen Deckel zugedeckt, und ein kleineres rötliches, mit einem Fuß versehenes Gefäß. Der Deckel konnte zusammengestellt werden.

2. Beim Weitergraben in der südlichen Richtung traf man den Schädel eines Pferdes, dessen Fußknochen bei 6 lagen. In der Nähe des Pferdeschädels waren 1·02 m tief

3. verschiedene Geräte zusammengehäuft:

a. eine gerippte Ciste;

b. eine sehr schadhafte Situla, in deren Nähe

c. ein kleiner Bronzehenkel lag;

d. östlich von der Situla lagen ein Gürtelblech und westlich davon in nächster Nähe der Situla zwei Eisenlanzen;

e. neben den beiden Speeren befand sich ein eisernes Pferdegebiß, ein gekrümmtes eisernes Messer sowie ein zerdrücktes Tongefäß;

f. 4 eigentümlich geformte viereckige hohle, mit Öffnungen und einem Haken versehene Bronzegegenstände, 2 Bronzeringe, 1 Bronzeknopf, 1 Gürtelbeschlag, 1 eisernes Beil, 14 eiserne Pfeilspitzen und 2 schlechterhaltene Tierfibeln.

4. Ungefähr in der Mitte des Tumulus lag (0·95 m tief) in einem rundlichen, 40 bis 50 cm mächtigen Steinsatz, der in der ganzen Breite von dem bereits eingangs erwähnten, regelmäßig gesetzten Steinhaufen bedeckt war, der von den Zigeunern gefundene Pferdeschmuck aus Bronze, zu dem beim Durchgraben des Tumulus noch einige Teile gefunden wurden, und zwei eiserne Lanzen.

Da vor der planmäßigen Untersuchung der westliche und südliche Rand des Tumulus von Unberufenen heimlich durchforscht worden war, konnten von den Gefäßen bei 5, 7, 9 und 10 nur vereinzelte, durcheinander geworfene Scherben aufgesammelt werden. Bei 5 fand man Reste eines roten Gefäßes, bei 7 solche eines roten, am äußeren Mundrand mit schwarzen Streifen gezierten Gefäßes, das augenscheinlich mit einem Fuß versehen war.

Am südöstlichen Rande des mittleren Steinkreises fand man

8. eine eiserne Axt und mehrere Eisenteile.

Die Funde

A. Die Tongefäße

konnten leider infolge des schlechten Zustandes und ihrer Durcheinandermengung bei der Raubgräberei nicht hergestellt werden, da von einzelnen nur Scherben gerettet werden konnten.

Die schwarze graphitierte Urne [1] war allem Anschein nach weitmündig; der Bauch ging ohne eigentlichen Hals in den nach innen gekehrten Mundsaum über. Die einzige Verzierung dieses wie auch der übrigen aus fein geschlämmtem Ton bestehenden Gefäße (Dicke 6 mm) bilden an der größten Bauchweite angesetzte Warzen. Der die Öffnung der Urne verschließende rotgebrannte Deckel aus 6 mm dickem braunen Ton mißt in der Breite 18 cm, in der Höhe 4 cm und geht in einen 1 cm breiten, vom Hauptteil durch eine Hohlrinne deutlich getrennten Rand über; der runde Knauf des Deckels ist 2·5 cm hoch.

Das rötliche runde, mit einem Fuß versehene Gefäß, das neben der Urne niedergestellt war, war am Bauche mit mäanderartig gestellten vertieften Punktreihen verziert; aus den wenigen vorhandenen Scherben konnten mehrere übereinanderlaufende Punktreihen festgestellt werden (siehe die gleiche Verzierung am Bruchstück des Tongefäßes in Hoernes, Urgeschichte des Menschen S. 574 Fig. 236).

Das bei 3e gefundene Gefäß scheint am reichsten profiliert gewesen zu sein. Es war ein rötliches, bauchiges und weitmündiges Gefäß mit einem glatten, 6 cm hohen Fuß, dessen Rinne mit einer in deren Mitte rundum ziehenden Erhöhung versehen ist. Den Übergang des Bauches zum stark eingezogenen Halse vermittelt eine deutlich abgesetzte horizontale Leiste und eine kleine Hohlrinne, die auch beim Beginne des nach außen gebogenen Mundsaumes auftritt. Soweit sich die Maße aus den Scherben ermitteln lassen, betrug der untere Durchmesser des Fußes ungefähr 12 cm, der des Mundsaumes 25 bis 30 cm.

Von den übrigen Gefäßen konnte nur das bei 10 gefundene Tongefäß einigermaßen festgestellt werden. Es ist ein roter, schwarz gebänderter Eimer, in der Form und Farbe sehr ähnlich dem von Hrastje (Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst Tafel XXII Fig. 3) und war höchstwahrscheinlich wie letzterer am äußeren ausladenden Mundsaum mit einem schwarzen Bande und am Bauche mit zwei ebensolchen, von schmalen Reifen begrenzten schwarzen Bändern geschmückt. Der Fuß unseres Gefäßes ist jedoch nicht schwarz wie jener; auch ist er ausladender geformt (unterer Durchmesser 18 cm) und glatt (Höhe 4·5 cm).

B. Waffen und Werkzeuge aus Eisen

Die beiden bei 3 d gefundenen Lanzen zeigen den blattförmigen Typus mit breiter, starker, eckiger Mittelrippe; die Gesamtlänge der größeren beträgt 39 cm (Länge der Schafttülle 14 cm), jene der kleineren 29 cm (Länge der Schafttülle 11·5 cm). Dieselbe blattartige Form ist auch einem der beiden beim Pferdeschmuck [4] beigelegten eisernen Speere eigen, dessen Gesamtlänge 34·5 cm, die Länge der Schafttülle 12·5 cm beträgt; nur ist bei ihm die Mittelrippe nicht so stark ausgeprägt, ebenso bei dem anderen, dessen Blatt sehr schmal ist (Gesamtlänge 34·5 cm, Länge der Schafttülle 8·5 cm).

Die Pfeilspitzen variieren in der Größe von 2·3 cm bis 4·5 cm. Einige sind mit Hülsen für den 4 mm dicken Schaft versehen; andere sind mit Stiften in den Schaft hineingesteckt und mit Bindschnur, deren Reste vorhanden sind, festgebunden worden.

Am Griffende des geschwungenen eisernen Messers [3 e] sind Spuren der hölzernen Griffschale sichtbar (Gesamtlänge 13·5 cm, Grifflänge 2·5 cm).

Von den beiden mit hohler Tülle versehenen Äxten, die als Beigaben gefunden worden sind, weist eine [3 f] gestreckte Seiten und eine ziemlich flache Schneide auf (Länge 18 cm, Breite der Schneide 5·5 cm); die andere, 15·5 cm lang, ist von geschweifter Form (Breite der Schneide 6·5 cm).

Neben den beiden Speeren [3 e] lag ein eisernes Pferdegebiß [Taf. XV Fig. 4], dessen Querstange in zwei zusammenhängende Teile zerlegt ist; sonst sind die beiden Seitenteile aus einem Stück gearbeitet. Die Form dieser Trense gleicht vollkommen dem bei S. Müller, Urgeschichte Europas S. 106 Fig. 87 abgebildeten Bronzegebiß, obwohl sie sonst größer ist (Länge und Breite 20 cm). Am Knebel und der Querstange waren Stoffreste angerostet.

C. Bronzegegenstände

Die beiden Bronzegefäße, die in diesem Tumulus gefunden worden sind, kamen in sehr schadhaftem Zustande zum Vorschein. Die Höhe der gerippten Ciste mit zwei gut erhaltenen Henkeln [Taf. XV Fig. 2] beträgt 18 cm, ihre Breite 22 cm. Die in ihrer Nähe niedergestellte Situla (Höhe 23 cm, Breite 21 cm, Breite des Bodens 16 cm [Taf. XV Fig. 1]) weicht in der Art und Weise der Verzierung nur in Einzelheiten von der in St. Magdalenen in Krain [Taf. XV Fig. 3] gefundenen ab. Der obere Rand ist mit einer horizontalen, dreifachen getriebenen Punktreihe geschmückt, deren mittlere Reihe bedeutend größere Punkte aufweist. Unterhalb läuft ein mit konzentrischen Kreisen und Vogelfiguren geschmückter Streifen; zwischen zwei

getriebenen konzentrischen Kreisen mit einem Buckel als Mittelpunkt befinden sich je zwei Vögel mit geschwungenem Halse, geteiltem Schwanze und einem Schopf. Ein Ornament, das nicht allein auf der oben erwähnten Situla von St. Magdalenen und dem Gürtelbleche von Watsch vorkommt, sondern mit geringfügigen Änderungen öftèr auf Bronzegefäßen der Hallstätter Periode erscheint (Sacken, Das Grabfeld von Hallstatt Tafel XXII Fig. 2 und 3; Marchesetti, Scavi nella necropoli di S. Lucia im Bolletino della Società Adriatica 1893 tav. III fig. 4). Die Punktreihen des oberen Randes wiederholen sich ungefähr in der Mitte der Situla und unter diesem horizontalen Streifen noch einmal in girlandenförmiger Anordnung. Der Randreifen der Situla ist mit einer Bleieinlage verstärkt, nach Marchesetti (Castellieri S. 174) und Hoernes (Hallstattperiode im Archiv für Anthropologie N. F. III S. 255) ein Zeichen, daß die Situla heimisches Fabrikat sei.

Die beiden Tierfibeln [3 f] gehören den auch in einigen anderen Gräberfeldern Krains (Podzemelj, Zagorje, St. Magdalenen, St. Margarethen) vorkommenden Fibeln mit unterer Sehne an, deren Bügel zu einem katzenähnlichen Tier umgestaltet ist, das einen Vogel fängt, der auf dem Nadelhalter sitzt [Taf. XV Fig. 25].

Der Bronzehenkel [3 c] hat einen ziemlich schmalen Bügel, der an den Rändern mit einer doppelten Kerbung versehen ist und in eine durchbohrte, am oberen Rande hahnenkammförmig verzierte Rundung übergeht, in deren Durchbohrung ein Ringelchen steckt [Taf. XV Fig. 23]. Neben dem Henkel lag ein nadelartiger, gleichmäßig dicker Gegenstand aus Bronze; an seinen drei Bruchstücken kann man Anfang und Ende nicht absehen.

Unter den Gürtelbestandteilen [3 d] ist vor allem zu erwähnen ein Gürtelblech mit Schließhaken, aus zwei in der Mitte mit vier flachgehämmerten Bronzenägeln zusammengenieteten Bronzeblechen. Das Leder war ebenfalls mit vier Nieten angeheftet. Die oberhalb angenietete Hälfte des Gürtelbleches ist am mittleren Rande schwach gekerbt (Länge des Gürtelbleches 20·5 cm, Breite 5·7 cm, Dicke 1·5 mm).

Dieselbe gewöhnliche Form, wie sie in den meisten Gräberfeldern Krains vorkommt, haben auch die übrigen Gürtelbeschlagteile. An einem schmalen, am Rande mit Punktreihen, in der Mitte mit getriebenen Buckeln und in bestimmten Abständen mit angenieteten Knöpfen verzierten Bronzebande ist als Abschluß des Gürtels ein Gürtelring, mit fünf Knöpfchen speichenförmig besetzt, befestigt; in seiner Befestigung sieht man noch Lederspuren [Taf. XV Fig. 24 und 26]. Zum Gürtel gehören wahrscheinlich auch ein übereck gestellter, in der Mitte durchlöcherter viereckiger Bronzebeschlag

mit Knöpfen an den Ecken [Taf. XV Fig. 18], ein kleines mit Rillen geziertes Anhängsel und ein Knopf (Taf. XV Fig. 17).

Unerklärt bleibt die Bestimmung vier eigentümlich geformter, mit einem Haken versehener Bronzegegenstände, die oben, unten und an beiden Seiten durchbrochen, auf der Hakenseite am oberen Rande mit zwei Rillen verziert sind [Taf. XV Fig. 13 bis 15]. Vielleicht gehören sie zur eisernen Pferdetrense [3 e], in deren Nähe sie nebst zwei Bronzeringen (Durchmesser 2·5 cm) gelegen waren.

Den eigentümlichsten Bestand des ganzen Fundes bildet unstreitig der Pferdeschmuck, dessen Rekonstruktion [Taf. XV Fig. 19] sehr erschwert wird durch den Umstand, daß einige Stücke fehlen und daß er bei der Auffindung auseinandergerissen worden ist. Es lassen sich mehrere Teile auseinanderhalten. Ein Halsband, bestehend aus runden, an leicht beweglichen Ringen ineinander hängenden Scheibchen, die mit einem am schmäleren mehrteiligen Bande befindlichen Schließhaken zusammengehalten wurden [Taf. XV Fig. 9]. Die nächst diesem schmäleren Schließbande angebrachten Scheiben sind in der Mitte durchbrochen (Breite des Loches 3·1 cm) und um 1 cm breiter als die übrigen, deren Durchmesser 8·5 cm beträgt. Die Scheiben selbst sind in der Mitte mit einem getriebenen größeren Buckel verziert, der von zwei konzentrischen, aus immer kleiner werdenden Buckelchen bestehenden Reihen eingerahmt wird. Zwischen dem äußeren Kreise und dem Rande wie auch zwischen den beiden Kreisen laufen zwei konzentrische Kreise in erhabenem Tremolierstich, während ein Kreis in vertieftem Tremolierstich den Mittelbuckel einfaßt und ebenso auch die einzelnen Buckelchen mit dem Ornament der laufenden Spirale miteinander verbunden sind [Taf. XV Fig. 6]. Bei den durchbrochenen Scheiben fehlt die innere Buckelreihe; der Durchbruch wird von einem Kreis in vertieftem Tremolierstich eingefaßt. Eine ebensolche Randeinfassung und Verbindung der Buckelreihe mittelst des Ornamentes der laufenden Spirale haben auch die schmalen Schließenbänder. Das Halsband stand mittelst weiterer an der Wange des Pferdekopfes anliegender und an leicht beweglichen Ringen mit dem Halsbande verbundener Scheiben [Taf. XV Fig. 8] mit dem Stirnkreuze in Verbindung, das aus vier an einem Ringe hängenden, gebogenen Bronzestangen besteht [Taf. XV Fig. 7]. Zwei in Ringen zusammenhängende durchbrochene Scheiben scheinen mittelst eines Lederriemens, der auch durch die übrigen durchbrochenen Scheiben durchgezogen werden mußte, mit dem Halsbande verbunden gewesen zu sein [Taf. XV Fig. 12]. Mit den Backenscheiben wurde augenscheinlich durch kürzere dünne Bronzestangen [Taf. XV Fig. 5], an denen auch der runde Zügelriemenhalter

angebracht ist, die eiserne Trense zusammengehalten, von der sich nur Bruchstücke erhielten. Die Trense hatte an der Seite je drei bewegliche Knüppelchen aus Bronze als Verzierung, die in Ringen an einer an der Trense befestigten, mit verschieden gestellten Strichelreihen verzierten Bronzeröhre hängen [Taf. XV Fig. 10]. Daneben, wie überhaupt an allen beweglichen Ringen des Halsbandes und der Scheiben, hängen paarweise dreieckige Klapperbleche, mit zarten Rillenstreifen verziert, die im oberen Teile von einer dreifachen Rille quer abgeschnitten werden. Um ein Hin- und Herrutschen der Trense zu verhindern, waren beiderseits zwei halbkreisförmige, an den Enden verdickte und in runde Vertiefungen auslaufende hohle Reifen angebracht, die überquer mit abwechselnden Rillenstreifen verziert sind [Taf. XV Fig. 11]. Jeder Knebel weist im mittleren Teile vier durch den Reifen durchgehende Löcher auf, in denen kurze, verrostete Eisenzapfen stecken.

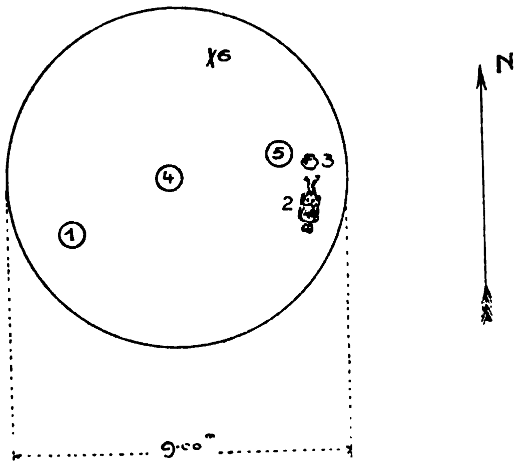
Die Zartheit des Pferdeschmuckes weist darauf hin, daß er jedenfalls nur als Festzierde diente, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß zugleich mit ihm die starke eiserne Trense (3 e), die allein gebrauchsfähig war, getragen worden ist.

Ein Vergleich mit ähnlichem Pferdeschmuck aus Gräbern derselben Periode zeigt, daß der Fund aus dem Rudolfswerter Tumulus bisher der vollständigste und reichste ist. Trensen, bei denen sich eine gebogene oder halbkreisförmige Seitenstange in einfacher Ausschmückung vorfindet, kommen ziemlich häufig vor, vom Pferdegeschirr jedoch hat man bisher meist nur einzelne Teile gefunden. Eine Zusammenstellung der bedeutenderen Funde gibt Reinecke gelegentlich der Besprechung eines eisernen späthallstättischen Pferdegeschirres aus dem Haidforst bei Traunstein (Zu älteren Funden vor- und frühgeschichtlicher Zeiten aus Altbayern in der Altbayerischen Monatsschrift 5. Jahrg. 1905 S. 137 ff.). In der Anordnung nähert sich dem Rudolfswerter am meisten der Pferdeschmuck von S. Lucia (vgl. darüber Marchesetti, Scavi S. 175 f. tav. XXX), dessen Ausführung und Schmuck jedoch wesentlich einfacher gestaltet ist. Die reiche Gliederung und geschmackvolle Verzierung unseres Pferdeschmuckes ist ein deutliches Zeichen des Luxus und der hohen kunstgewerblichen Entwicklung damaliger Zeit.

Wie die meisten Grabfunde mit Pferdegeschirr, gehört auch der Grabinhalt des Tumulus von Rudolfswert der jüngsten Hallstattperiode an. Einen charakteristischen Beleg dafür bieten die Tierfibeln und die typischen roten, schwarz gebänderten Gefäße, die auf die dritte Gräberstufe von Este hinweisen.

2. Tumulus in der Smólova hosta bei Rudolfswert

Im Forste des Gutsbesitzers Rudolf Smola (Smólova hosta), ungefähr eine Viertelstunde von Rudolfswert entfernt, wurde im Herbste 1905 ein der jüngeren Hallstattperiode angehöriger Tumulus von ungefähr 9 m Durchmesser durchforscht (siehe den Plan Abb. 2). Am Ostrande desselben (1·15 m tief) traf man Spuren eines nach Osten orientierten Skelettes [2]. In der Halsgegend lag in zwei nicht vollständig erhaltenen Bruchstükken eine bronzene Armbrustfibel mit schmalem Bügel, der in der Längsrichtung von vier Rillen durchzogen war, die wiederum in der Nähe des Nadelhalters von vier Querrillen abgeschnitten wurden. Den Hals des Skelettes schmückte noch eine aus neunzehn blauen, mit weißer Wellenlinie verzierten Glasperlen bestehende Perlenreihe. Hände und Füße zierten je zwei Ringe aus Bronze. Die kleineren und massiveren Armringe [Taf. XV Fig. 21] weisen dieselbe Kerbung auf wie die zarteren Fußringe [Taf. XV Fig. 20], deren Enden übereinandergreifen und zum Dehnen gerichtet waren (äußerer Durchmesser der Armringe 7·5 cm, der Fußringe 9·7 cm). In der Nähe der linken Hüfte lagen drei Spinnwirtel [Taf. XV Fig. 16] mit deutlichen Zeichen des Gebrauches und am Fußende ruhte ein kleines rohgebranntes Gefäß (Höhe 7 cm) mit ziemlich schmalem Boden und breit ausladendem Bauche [3], der nach einer schwachen Einziehung des Halses fast senkrecht in den Mundsaum endet (Durchmesser 10 cm). In der Nähe [5] befanden sich noch eine schlanke eiserne Axt (Länge 17 cm) mit offener Tülle (Durchmesser 4 cm) und ziemlich schmaler Schneide (5 cm), eine sehr schlecht erhaltene eiserne Lanze (35 cm Länge) mit schmalem Blatt und starker Mittelrippe und ein geschwungenes eisernes Messer, dessen Gesamtlänge 12 cm, die Länge der Klinge 9 cm beträgt.



1 : 200

Abb. 2 Gez. von Obering. M. Prelovšek

Ungefähr in der Mitte des Tumulus [4] lagen noch beisammen eine mit jenen des Halsschmuckes identische Perle, ein Bruchstück eines gekrümmten eisernen Messers, ein spitz zulaufender schmaler, vierkantiger eiserner Gegenstand von 11 cm Länge, davon 3 cm auf den mit Holz verkleideten Schaft abgerechnet werden müssen, und eine Schnalle aus Bronze (Durchmesser 3 cm).

Am Nordrande [6] befanden sich vereinzelte Scherben aus rohgebranntem Ton. Am Westrande des Tumulus [1] lagen Bruchstücke einer Schlangenfibel aus Bronze, deren Bügel ein schmales, längliches Plättchen mit drei eingedrehten Würfelaugen trägt. Neben der Schlangenfibel lagen noch 135 sehr kleine Perlen aus blauem Glase.

Eine Flußmuschelart mit Perlenbildung aus Krain

Von Dr. Gvidon Sajovic

Am Karstboden, zwischen den Dörfern Borovnica und Ohanica befindet sich längs des Wiesenweges ein mäßigtiefer Graben mit langsam fließendem Wasser. Der sandige Unterboden ist mit einer Schlammschichte überzogen, in welcher sich vereinzelt verschieden große, mit Moos und anderen Wasserpflanzen bedeckte Steine befinden. Die Grabenränder sind größtenteils frei, hin und wieder auch mit Erlen und Weidengebüsch bewachsen, dessen Wurzeln in das Wasser hineinragen. Diesen Ort hat sich das langsame Geschlecht der schwarzbraunen Flußmuschel zum Aufenthalte gewählt. Hier leben sie teils vereinzelt, teils zu mehreren zusammen im kühlen Schatten unter den Wurzeln oder frei an den Ecken und Winkeln, eingegraben in den schlammigen Boden; man findet sie auch inmitten des Wassergrabens. Gesellschaft leistet ihnen die hier außerordentlich zahlreich vorkommende Melaniaart, mit welcher die moosbedeckten Stellen direkt besät erscheinen.



In diesem Wassergraben hat Simon Robič eine Muschel mit der seltenen Perlenbildung gefunden. Dieses Stück wird jetzt im Landesmuseum Rudolfinum aufbewahrt. Robič erkannte die Muschelart als „reniformis Schmidt“ und Clessin bezeichnet die Form als „unio batavus v. ater“, deren nierenförmig abgeänderte Varietät sie ist.

Bekanntlich passen sich die Flußmuscheln ihrem Standorte in hervorragendem Maße an und diese Eigenheit bedingt auch ihre starke Formveränderlichkeit. Vergleichen wir einzelne Stücke aus verschiedenen Flüssen, Wassergräben, Seen oder Teichen, so bemerken wir, daß beinahe jeder Standort seine eigene Form derselben Art aufweist. Diese Erscheinung ist abhängig von der Beschaffenheit des Standortes, vor allem vom Boden und von der Geschwindigkeit des Wasserlaufes. Oft wirken diese Faktoren an einer Stelle derart, daß die Muscheln derselben Art in der Beschaffenheit und Form der Schale stark abweichen. Selbst Roßmässler, welcher die Art „reniformis Schmidt“ aufrecht erhält, schreibt in seiner Ikonographie: „Ich habe jetzt gegen 100 Exemplare vor mir, die ein so buntes Gemisch von unzweifelhaften und zweifelhaften reniformis und piscinalis sind, daß ich nicht weiß, wo die eine aufhört und die andere anfängt, . . . unter vielen jungen Exemplaren kann ich keines mit nur einiger Sicherheit zu reniformis, sondern muß sie alle zu piscinalis, also batavus rechnen.“ Aus diesen Worten ist wohl ersichtlich, daß wir reniformis nicht als eine gute Art, ja nicht einmal als eine gute Varietät auffassen können.

Die Schale der Flußmuschel, die Robič gefunden hat und welche wir als eine lokale Abänderung der braunschwarzen Flußmuschel (unio batavus v. ater) bezeichnen wollen, ist ziemlich dick, breitnäbelig und nierenförmig gebogen (daher reniformis = nierenförmig). Die Ursache der nierenförmigen Krümmung ist nach Clessin in der schlammigen Bodenbeschaffenheit und dem trägen Wasserlaufe zu suchen; diese beide Faktoren treffen auch in unserem Falle zu. Die Schalenlänge beträgt 58 mm, die Breite in der Mitte gemessen 41 mm, der Durchmesser 35 mm. Die Epidermis der Schale ist schwarzbraun, wonach die Varietät auch ihren Namen erhielt. Das Innere der Muschel ist perlmuttergrau, erscheint jedoch gegen die Mitte fleischfarbig gefärbt.

Die Perle wurde zwischen der Perlmutterschichte und dem Mantel gefunden, an der Stelle, an welcher sie in der Figur erscheint. Wir müssen jedoch bemerken, daß die Perle freiliegend und nicht der inneren Schalenschichte angewachsen war. Sie ist rötlich, von Erbsengröße, besitzt einen sanften silberhellen Glanz und wiegt 0·13 g. An jener Stelle der Perlmutterschichte, wo die Perle lag, bemerkt man

hirsengroße und noch kleinere Wucherungen der Epidermis, welche infolge Reizwirkungen entstanden sind. Die Perlen bilden sich bekanntlich folgendermaßen: Kommt beim Offenstehen der Schale ein fremder Gegenstand in diese hinein, so übt er einen ungewohnten Reiz auf den Organismus aus, verursacht eine übermäßige Absonderung von Perlmutter und gibt dadurch Veranlassung zu einer Perlenbildung. Die Perlen gleichen daher der Perlmutter, welche die innere Schichte der Schale bildet und enthalten mithin in ihrem Innern den ihre Bildung veranlassenden Gegenstand, wenn oft auch schwer kenntlich.

Wie die Perlen entstehen, war lange Zeit unbekannt und gab Anlaß zu Fabeleien. Eine altindische Sage erzählt, daß in milden, hellen Nächten des Monates Nisan (März) aus dem Himmel zarte Tautropfen fallen, um in dem Busen der klaffenden Muschel von den Strahlen der alles hervorbringenden Sonne befruchtet zu werden. Die „Edelsteine" (Perlen) findet man erst im Monate Tisoi (September) darin. Unter den dortigen Eingeborenen herrscht noch heutzutage dieser Glaube.

In unseren Gegenden trifft man die perlbildenden Flußmuscheln sehr selten und mir ist bisher außer dem soeben beschriebenen Falle kein einziger noch bekannt. Die Seltenheit wird noch gesteigert, da die ziemlich große, schön glänzende Perle bei einer schwarzbraunen Flußmuschel gefunden worden ist. Gewöhnlich findet man die Perlenbildung nur bei der Flußperlmuschel (Margaritana margaritifera Linné), welche in unserer Monarchie vorzugsweise in Böhmen in der Otava, Moldau und in den Bächen des Böhmerwaldgebietes vorkommt. Im übrigen ist diese Art ein zirkumpolar verbreitetes Tier, welches weiches Wasser liebt und daher in kalkarmen Bächen und Flüßchen der nördlichen Alten und Neuen Welt zu finden ist. Das Wasser in dem Weggraben zwischen Borovnica und Ohanica ist kalkhaltig, wie die Analyse zeigt, welche ich der Güte des Herrn Vorstandes der landwirtschaftlich-chemischen Versuchsstation Ing. chem. J. Turk zu verdanken habe. In 1 Liter Wasser ist der Prozentsatz folgender: Trockensubstanz (getrocknet bei 120° C.) 0·2944 %, von dieser verteilen sich 0·0836 % auf den Glühverlust und 0·2108 % auf den Glührückstand, Kieselsäure (SiO_2) 0·0010 %, Eisenoxyd und Tonerde ($Fe_2O_3 + Al_2O_3$) 0·0010 %, Kalk (CaO) 0·0914 %, Magnesia (MgO) 0·0473 %, Schwefelsäure (SO_3) 0·0070 %, Chloride (als Natriumchlorid berechnet) 0·0087 %. In deutschen Härtegraden ausgerechnet, weist es 15·84° auf; es ist daher ein hartes Wasser. Abweichend von den Lebensverhältnissen der perlbildenden Art, die sonst weiches Wasser bevorzugt, wurde diesmal bei der Flußmuschel eine Perlenbildung auch im harten Wasser wahr-

genommen; jedenfalls ein sehr seltenes Vorkommen, da Robič bei zirka 100 geöffneten Tieren keine Andeutung einer Perlenbildung gefunden hat. Auch ich hatte die Gelegenheit, ungefähr 50 Exemplare aus dieser Gegend zu untersuchen, konnte jedoch in keinem die oben erwähnte Bildung bemerken.

Kleine Mitteilungen

Funde der älteren Hallstattperiode in Krainburg. Im Monate Juli l. J. stießen Schotterarbeiter auf dem Pfarrgrunde südlich von der Umfassungsmauer des Krainburger Friedhofes auf ein Brandgrab, welches über Einladung des Herrn Dechanten von Krainburg, A. Koblar, der Gefertigte am 21. Juli öffnete.

Es lag etwa sechs Schritte südlich vom Reiherschen Grabdenkmal (in der südlichen Friedhofsmauer) und hatte eine Tiefe von zirka 1·20 m, in der Höhenmitte einen Durchmesser von zirka 95 cm, am Boden einen solchen von zirka 70 cm.

Rings war es von größeren Steinen umgeben, unter welchen eine Imitation des Pferdekopfes besonders auffiel (zwar nur zum Teil erhalten, doch auf den ersten Blick als Pferdekopf zu erkennen). Unter dem Steinmantel befand sich ringsum, besonders am Boden, eine dicke Brandstoffschichte.

Funde:

1. eine Sudpyramide aus Ton, am oberen Grabesrande;
2. im Grabe selbst befanden sich mehrere Tongefäße, die jedoch unter der Last der darüber lagernden Stein- und Erdmasse so zusammengedrückt und zerbröckelt waren, daß weder ihre Zahl noch ihre Form mit Sicherheit festzustellen war. Allem Anscheine nach waren im Grabe drei größere Töpfe, und zwar zwei im südlichen, einer im nördlichen Teile desselben. Letzterer ist besonders deswegen bemerkenswert, weil seine Oberfläche durch Kannelierungsstreifen, die vom oberen Rande bis zum Boden gingen, in mehrere Teile (drei oder vier?) geteilt war. Der Bauchdurchmesser dürfte zirka 32 cm betragen haben.

   Seinen Inhalt bildete im oberen Teile reiner Lehm, unter dem sich gebrannte Knochen mit Asche befanden.

   Auch in dem südöstlichen Topfe waren gebrannte Knochen, doch stark vermengt mit verschiedenen anderen Brandstoffen. Unter diesen wurden auch
3. drei ineinander gelagerte Bronzeringe (mit sich kreuzenden Enden) gefunden, weiter eine kleine Kahnfibel und ein Ohrgehänge aus Bronzedraht.

Ein zweites Grab, das am 6. August geöffnet werden sollte, war bereits ausgeraubt und nur an den Aschenresten, Tonscherben und Bronzedraht als solches kenntlich.

Doch erfuhr der Gefertigte bei dieser Gelegenheit, daß inzwischen von den Arbeitern ein drittes Brandgrab aufgedeckt worden war, in

welchem ein etwa 14 cm langes, gebogenes Eisenmesser (oder Sichel?), ein Spinnwirtel aus Ton und zwei Stücke eines Bronzebeschlages von 4·5 cm Breite, eine Öse und ein 4 cm langes Stück eines flachen, auf der Rundfläche gerillten Stäbchens aus Bronze gefunden wurden.

Alle Fundstücke bewahrt der Herr Dechant A. Koblar in Krainburg.[1]

Diese Gräber und die Funde, die bereits im Jahre 1893 bei Gelegenheit der Grundaushebung für den Mayrschen Bierkeller, der etwa 150 Schritte weiter westwärts liegt, gemacht und in den „Izvestja Muzejskega društva za Kranjsko" 1893 S. 80, ferner im XX. Jahrgange der Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale 1894 S. 184 kurz erwähnt wurden, beweisen im Zusammenhange mit der Aussage des Totengräbers, daß sein Vorgänger auf dem Friedhofe selbst „viele alte Sachen" gefunden habe, das Vorhandensein eines ausgedehnten prähistorischen Gräberfeldes, welches einen großen Teil des heutigen Krainburger Friedhofes und den südlich und westlich daranstoßenden Acker- und Wiesengrund umfaßt haben, aber heute allem Anscheine nach größtenteils bereits zerstört sein dürfte. Dr. J. Žmavc

Eine halbmondförmige Fibel der älteren Hallstattperiode aus Krain bewahrt das königl. Antiquarium in München. Es ist eine massive Silberfibel, deren halbkreisförmiger Bogen zu einer Mondsichel verbreitert worden ist. Der Bügel ist mit getriebenen Buckeln verziert, die durch Linien in Tremolierstich abgegrenzt sind; die Buckel sind überdies von Kreisen in Tremolierstich umgeben. Der innere Rand der Fibel ist mit einem gravierten Zickzackbande belebt. Die innere Biegung des Halbmondes füllen zwei einander gegenüberstehende rohe Tiergebilde, die, mit dem Halbmonde aus einem Stücke gearbeitet, mehr eine Andeutung der Gestalt als ihre Nachbildung geben. Die Klapperbleche sind mit dreireihigen getriebenen Buckelchen verziert. (Siehe Taf. XVI; die Abbildung wurde vom G. Hirths Kunstverlag in München in liebenswürdiger Weise der Redaktion zur Verfügung gestellt.)

Ihrer Grundform nach gehört die Fibel zu den einschleifigen Bogenfibeln. In Hallstatt wurden bei zwanzig ähnliche Fibeln gefunden (Sacken, Grabfeld von Hallstatt Taf. XIV Fig. 15 bis 17 und Taf. XV Fig. 1). Besonders die bei Sacken Taf. XIV Fig. 16 abgebildete Fibel gleicht am meisten unserer Fibel, die sich von jener nur durch die stärker ausgeprägten Buckel und kürzere Kettchen unterscheidet. Bei ihrem häufigen Vorkommen ist die Fibel jedenfalls in Hallstatt selbst gearbeitet worden; sie ist demnach eine Lokalform.

Etwas Genaueres über die näheren Fundumstände sowie die Örtlichkeit des Fundes konnte mir weder die Vorstehung des Antiquariums, die die Fibel im Jahre 1905 vom Maler und Antiquar Emanuel Kohn in München erworben hatte, noch der Antiquar selbst mitteilen. Der Verkauf der Fibel in eine fremde Sammlung ist eine gute Illustration des Treibens gewissenloser Raubgräber in Krain, die die vorgeschichtlichen Gräber planlos nach Schätzen durchwühlen und oft die besten Gegenstände ins Ausland verkaufen, zum unermeßlichen Schaden der wissenschaftlichen Forschung. Aus ihrem Zusammenhange gerissen sind die zerstörten

---

[1] Die Funde überwies inzwischen Herr Dechant Koblar geschenkweise dem Rudolfinum.

Schätze nur stumme Zeugen der Urgeschichte und nur an der Hand der Analogie kann man sich ein Urteil über sie bilden. Was frommt ein Museum wüst zusammengetragener Objekte, wenn die Verbindung zwischen den einzelnen vernichtet ist! Dr. Walter Šmid

Springer und Geißler. Im letzten Hefte der Izvestja XVIII 60 ff. erschien ein Aufsatz von Professor Gruden über die mystischen Sekten zur Zeit der Reformation. Wenn ich seine Ausführungen richtig verstanden habe, so ist er der Anschauung, daß diese anderwärtig schon im 13. Jahrhundert entstandenen Sekten bei uns erst im 16. Jahrhundert aufgetaucht sind, und zwar als eine Art Reaktion des gemeinen Volkes gegen den zerstörenden Protestantismus.

Ich teile diese Ansicht nicht, da es mir sehr wahrscheinlich vorkommt, daß unsere Leute schon bedeutend früher bei ihren Pilgerfahrten nach Köln am Rhein mit dieser Schwindelkrankheit Bekanntschaft gemacht haben dürften. Erstens bezeugt uns eine Notiz in den Chroniken der deutschen Städte, die ich unten anführen will, ausdrücklich, daß die Springer und drehkranken Schwindler in Köln zwischen Groß- und Kleinfrauentag des Jahres 1374 ihre Orgien feierten. Eben in dieses Jahr fällt aber auch die Stiftung der ungarischen Kapelle in Münster — und mit den ungarischen Pilgerfahrern vereint erschienen gewöhnlich am Niederrhein, solange sie keinen eigenen Altar hatten, auch die südslavischen Pilger, die Slovenen aus Steiermark und Krain. (NB. Der sogenannte Slavenaltar, nach den vier Kirchenvätern Augustinus, Hieronymus, Gregorius und Ambrosius, denen er geweiht war, auch der Vierdoktorenaltar genannt — soll nach Professor Luschin (Schumi Archiv II 72) gegen Ende des 14. oder zu Anfang des 15. Jahrhunderts errichtet worden sein). Wenn wir nun annehmen, daß unsere Leute schon im Heiltumsjahre 1374 in Köln bei jenen tollen Aufführungen zugegen gewesen, so ist es kaum glaublich, daß sie nicht schon damals von der Wirbelsucht wären angesteckt worden.

Die erwähnte Notiz lautet:

ao dni 1374. In dem selven jair stonde ein groiſſe krankheit up under den minschen, ind was doch niet vil me gesien dese selve krankheit vur of nae, ind quam van naturlichen ursachen, as die meister ſchriven, ind noemen ſi m a n i a m, dat is raserie of unsinnicheit, ind vil lude, beide man ind frauwen, junk ind alt hadden die krancheit, ind gingen uis huis ind hof. dat deden auch junge meide, die verlieſſen ir alderen, vrunde ind maege ind lantschaf. disse vurß minschen, zo etzlichen ziden as si die krancheit anſtieſſe, so hadden si ein wonderlich bewegung irre lichamen: si gaven uis krischende und grusame stimme, ind mit dem wurpen sie sich haestlich up die erden und gingen liggen up iren rugge, ind beide man ind vrauwen moist men umb iren buich ind umb lenden gurdelen und knevelen mit twelen und mit starken breiden benden, asso stif und harte als men mochte.

Item asso gegurt mit den twelen dantzten ſi . . . ind riefen: „here sent Johan so so vrisch ind fro, here sent Johann.“

Item die ghene, die die krancheit hadden, wurden gemeinlichen gesunt binnen 15 dagen. zom lesten geschiede vil boverie und droch daemit: eindeil naemen sich an, dat si krank weren, up dat si mochten

gelt daedurch bedelen, die anderen vinsden sich krank, up dat si mochten unkuischeit bedriven mit den vrauwen, ind gingen durch alle lant ind dreven vil boverie. doch zolesten brach it uis ind wurden verdreven uis den landen. die selve denser quamen ouch zo Coellen tuschen zwen unser lieven vrauwen missen assumptionis ind nativitatis.

L. P.

Ein Winterrückfall. Valvasor erwähnt (XV 505) beim Jahre 1578 nur die in Unterkrain grassierende Pest. Eine handschriftliche, auf einem Buchdeckel erhaltene Glosse aber weiß uns noch von einem anderen Mißfall dieses Notjahres zu erzählen. Nach dieser Glosse soll 1578 ein beispiellos strenges Frostjahr gewesen sein, da die Verfrühung des Frühlings durch plötzlich eingetretenen Schneefall und darauf folgende grimmigste Kälte wieder zurückgedrängt wurde.

Anno 1578 die decima Mensis Aprilis post subitas niues spirantibus ventis frigidissimis repentina vesperi facta serenitate totaque nocte durante intensissimum frigus sequenti die undecima Aprilis invaluit. Et algore illo omnia iam virentia non solum surculi, folia vel gemmae, sed etiam vites bimulae, trimulae, ramique omni genarum (?) arbores frutices et dumi, sed et praecipue alni et salices ad crassitiem pali maximi miserabiliter perierunt. Item sata hortensia omnia exaruerunt. Cuculi vox quae antea audiebatur, silet, — turturis nusquam auditur; reliquae aves hiemem sonant. Vernum florentissimum hiems hirsuta et squalida occupauit. — Pecora nequiquam foris pabuli inuenientia fame iam peritura tristissimum sonum edebant. Miraculum algoris verni nullo seculo auditum. Ab illa die vsque ad exitium —

Sebastianus Tischlerus. Anni illius Lud. rector Tyberiae.

Anm. Der südsteirische Lokalhistoriker Ignaz Orožen hat (Das Dekanat Tüffer S. 235) die Ansicht geäußert, daß vor dem Jahre 1774 zu Tüffer wahrscheinlich der Schulmeister, d. i. Organist und Kantor, im Auftrage und unter Aufsicht der Kirche einen Schulunterricht in seiner Wohnung, Erdgeschoß des jetzigen Kaplanei-Gebäudes, erteilt haben wird. Ich glaube, die Unterschrift bei obiger Glosse richtig dahin verstehen zu müssen, daß sie als Bestätigung der Ansicht Orožens bezüglich des Bestandes einer Schulmeisterei in Tüffer angesehen werden kann, d. h. daß bereits im XVI. Jahrhundert (anno 1578) ein gewisser Sebastian Tischler Schulleiter in Tüffer gewesen.

L. P.

Eine typographische Rarität des XVI. Jahrhunderts. Ein seltenes Druckwerk aus dem XVI. Jahrhunderte, das wenigstens in der Hinsicht als Carniolicum zu betrachten ist, daß sich das darin geschilderte Ereignis in Krain abspielte, führt den Titel: Seisenbergensis tumultus ad reverendissimum in Christo patrem d. d. Volfgangum Naevium monasterii Sithicensis abbatem amplissimum, Joanne Faitano Regiensi autore. Viennae Austriae excudebat Michaël Zimmerman, anno M.D.LX. kl. 4°.

Dieses 557 Hexameter umfassende Gedicht des Faitanus behandelt die auch von Valvasor (Ehre des Herzogtums Krain XI 520) erzählte Begebenheit aus dem Jahre 1559, nämlich den von Gregor, dem Bastardsohne des H. Georg von Auersperg, inszenierten Überfall auf das Schloß Seisenberg.

Über die Person des Dichters wissen wir sehr wenig. Von Erberg wird er in seinem handschriftlich erhaltenen, im Rudolfinum aufbewahrten „Versuch eines Entwurfes zu einer Literaturgeschichte für Crain nach den Quellen der Lusttaller Bibliothek und Archiv bearbeitet" — zu seinem (d. i. Erbergs) bloß eigenem Gebrauche im Jahre 1825 angelegt — in einer Randglosse auf S. 164 als „ex parentibus Carniolanis natus Regiae (Rugiae?) in Italia" bezeichnet. Ist dies vielleicht Reggio im Modenesischen (Regium Lepidi)? Faßten wir bloß den Namen Faitanus ins Auge und zögen wir die Parallele mit Caitanus (d. i. Caietanus = einer aus der Hafenstadt Caieta), so kämen wir in die Versuchung, seine Ahnen etwa im lombardischen Dorfe Faëdis oder im neapolitanischen Flecken Faito oder in Faida (Tirol) oder Faido (in der Schweiz) zu suchen. Der Schluß des Gedichtes sagt uns, daß es in Sittich entstanden ist. Faitanus sagt daselbst:

Haec tibi dictabam, Volcane, amplissime praesul,
Otia dum fugerem Sithici florentis in agro....

Sollen wir nun annehmen, daß Faitanus ein Mönch des Sitticher Klosters gewesen oder daß er sich nur zeitweilig als Gast des Abtes Wolfgang Neff oder als Quiescent in bescheidener Zurückgezogenheit hier aufgehalten habe? Die zweite Annahme dürfte mehr Wahrscheinlichkeit haben. Wie so? An das erste Gedicht von der Überrumpelung Seisenbergs hat Faitanus noch ein zweites mit 73 Hexametern angeschlossen, betitelt: „Ad eundem reverendiss. d. d. Volcanum Neffium, Sithicensis monasterii abbatem amplissimum. Precatio pro podagra." In diesem sagt er: „Juppiter omnipotens . . . .

Aspice quot lachrymis adeam tua templa, quibusque
Muneribus decorem sancta haec altaria poscens
Non ut me Italicis reddas nunc urbibus, aut me
Accumules opibus rursum, rursumque relicta
Commoda restituas iam deplorata, nec ut me
Secernas iterum populo et primoribus addas,
Quae mihi nunc ingrata forent, qui praepete cursu
Exutus curis et ab omni labe remotus
Exopto hanc animam supplex imponere Olympo,
Sed solum . . . . nodosam ut solvas podagram . . . .

Daraus ist zu entnehmen, Faitanus habe sich früher, von Glücksgütern überhäuft, in vornehmer Lebensstellung in den Städten Italiens aufgehalten, sei aber jetzt daran, frei von Sorgen und vor keinem Mißgriffe mehr in Angst, sein Leben in Ruhe zu beenden.

Ich habe nicht vor, Faitanus' Schilderung des Überfalles von Seisenberg ausführlich zu wiederholen, nur so viel will ich erwähnen, daß die stellenweise sehr poetisch gehaltene Erzählung nicht unpassend vor den weltgeschichtlichen Hintergrund der Türkeneinfälle aufgestellt und mit manchen psychologischen Motivierungen durchwoben erscheint. Valvasor meint, daß Gregor mit 18 angeworbenen Neapolitanern nach Seisenberg gekommen, um sich des Schlosses zu bemächtigen, doch scheint die Darstellung des Faitanus glaubwürdiger zu sein, der erzählt, der von Gregor ausgeschickte Werber habe seinen Weg ins Venezianische

gerichtet, er habe Padua (Antenoris urbem) erreicht und sich von da in die Euganeischen Berge begeben. Hier in den Euganeischen Bergen zwischen Padua und Este (?), oder richtiger wohl in den südtirolischen Bergen, die das Tal Val Sugana (vallis Euganea) einschließen, sammelte Gregors Anwerber kernige handfeste Steinhauer, führte sie auf der Brenta zum Meere, übers Meer nach Triest, von da durch den Birnbaumer Wald und über die Berge zwischen Zirknitz und Franzdorf nach Igg. So beiläufig beschreibt unser Autor die Konskription der Helfershelfer und ihre Ankunft in Krain. Führen wir einige Verse an:

Atque illinc latomos multos magno aere repertos
Educit, iuvenes omnes validisque lacertis
Insignes, qui saxa cavis et marmora ab altis
Verticibus Vendae soleant evolvere fossa
Et rapido vastis Meduaco imponere lembis . . . .

Unter Venda dürften die zwischen Südtirol und Venezien gelagerten Dolomitalpen (Alpes Venetae) zu verstehen sein, Meduacus aber ist der Fluß Brenta. Lembi sind niedrige Fahrzeuge mit vielen Rudern, Flösse.

Auffallen muß es dem Leser, daß Faitanus, um seiner Darstellung einen klassischen Anstrich zu geben, unter den Helfershelfern Gregors, die im Seisenberger Schlosse dem Tode verfielen, einige geradezu mit Namen anführt, z. B. die Bildhauer und Steinmetzen Ruttilius, Phaedrus und Aegialus, ferner den Sänger und Zitherspieler Authumedon, dessen Name auffallend an den Namen des Wagenlenkers des Achilles erinnert. Der Pfleger oder Schloßverwalter wird einfach mit der Endung latinisiert und Phlegrus genannt (Loci custos, quem Phlegrum nomine dicunt). Die Latinisierung des Namens Wolfgang zu Volcanus (statt Volfgangus) basiert aber wahrscheinlich auf einer slavischen Namensform Volkan.

L. Pintar

Das Faust- oder Steppenhuhn in Krain. In der zweiten Hälfte des Monates April meldete man aus Rußland, daß sich dortselbst seltene Gäste aus Asien, in Scharen von 20 bis 40 Exemplaren, gezeigt haben. Das sandfarbige Steppenhuhn (Syrrhaptes paradoxus) bewohnt die zentralasiatischen Steppen und steht in der Größe zwischen Wachtel und Rebhuhn. Die silbergrauen Schwingen sind an der Spitze lang, ausgezogen und eigenartig verschmälert, die zwei Mittelfedern des Schwanzes schwarz und spießartig. Die Hinterzehe fehlt, die drei vorderen sind mit kurzen, zerschlissenen Federn dicht bedeckt und durch eine Haut der ganzen Länge nach verbunden. Daher bildet der Fuß, von unten gesehen, eine einzige Sohle (Fausthuhn); diese absonderliche Gestalt der Füße steht im Einklange mit dem Aufenthaltsorte (sandiger Steppenboden). In ihrer Heimat brüten die Steppenhühner jährlich zweimal. In gewissen Zeitperioden (je 20 Jahre?) wird dieser Vogel von einem noch nicht aufgeklärten Wandertriebe gegen Westen ergriffen, welchen einige durch zu große Vermehrung, andere wieder durch klimatische Ursachen erklären wollen.

Im Jahre 1863 wurde dieser Fremdling an mehreren Orten Europas beobachtet. In Krain erlegte am 24. Juli Baron Otto von Apfaltrern in der Nähe von Mannsburg einen Hahn dieser Hühnerart, welcher sich jetzt im Landesmuseum Rudolfinum befindet. Beiläufig 20 Jahre darauf,

im Jahre 1888, erschienen wieder die Steppenhühner in Europa und drangen bis an den Atlantischen Ozean, an den Fuß der Pyrenäen und auf die Faröer Inseln vor. Sie durchzogen auch unser Land, doch wurde kein Stück erbeutet. Heuer, gerade nach 20 Jahren, haben diese Flughühner wieder Europa besucht und auf ihrer Wanderung auch unser Land gestreift. In Krain gelang es dem k. u. k. Hofgestüts-Kontrollor Emil Finger, bei Prestranek (Innerkrain) ein Stück zu erbeuten. Sonntag den 1. Juni um 6 Uhr in der Früh sah er auf der Gestütsalpe Wille (561 m) unter dem Berge Kosmač (737 m) eine Kette von 5 Exemplaren, welche ihn auf eine Entfernung von 20 Schritten naheließen, dann aber sich erhoben und beiläufig 100 bis 150 Schritte weiter flogen. Von dieser Kette gelang es ihm ein altes Männchen wegzuschießen, welches der Musealassistent Ferd. Schulz für das Landesmuseum erwarb. Aus anderen Teilen Krains lief keine Mitteilung über eine Beobachtung dieses Flughuhnes ein.

Die ersten Stücke wurden am 13. April l. J. bei Charkow (Rußland) erlegt; Mitte und Ende Mai fand man einige an Telegraphenstangen verunglückte Exemplare in Galizien und Ungarn. Dr. Gv. Sajovic

Die Umkehrung der Pflanzenregionen in den Dolinen des Karstes. Dem Vortrage des Professors Dr. G. v. Beck über dieses Thema (Lotos, Jahrg. 1904) entnehmen wir folgende interessante Notizen: Am Karstboden finden wir einzelne tiefe Trichter, welche noch im Sommer Schnee und Eis beherbergen. Eigentümlich gestalten sich nun die Pflanzenverhältnisse dieser Stellen; die Regionen folgen nämlich in der Weise nach abwärts aufeinander, wie sie in den Alpen bergaufwärts beobachtet werden. — Paradana im Trnowaner Walde und Smerekova draga bieten uns dafür ein besonders günstiges Beispiel. In der ersten folgt auf einen Fichten- und Buchenwald absteigend eine Strauchformation (Erlen, Salix grandifolia, Lonicera alpigena, L. coerulea, Rosa alpina) mit einem Heideboden. Gegen die Tiefe verschwinden die Baum- und größeren Strauchformen gänzlich; die felsigen Gehänge werden bekleidet von Rhododendron hirsutum, welches in der Tiefe den Zwergweiden und verschiedenen Moosarten Platz räumen muß. Ähnlich verhält sich die Vegetation der zweitgenannten Doline. Wir haben nach abwärts steigend folgendes Bild vor uns: Rotbuchenwald — schmaler Fichtenwaldgürtel — Legföhrenwald mit der obigen Strauchformation — Sphagnumboden mit Krummholzgebüsch — Torfmoor mit Vaccinium uliginosum.

Diese beiden Bilder zeigen uns belehrend die Umkehrung der normalen Aufeinanderfolge der Pflanzenregionen in den Karsttrichtern.

Dr. Gv. Sajovic

Eine immergrüne Eichenart in Krain. In unseren Gegenden sind wir gewohnt, nur die Nadelbäume mit ihrem grünen Kleide dem Winter trotzen zu sehen. Nach den Angaben des Herrn Oberlehrers Justin und des Herrn Direktors R. Dolenc haben diese jedoch auch einen wintergrünen Gesellen aus dem Kreise der Laubbäume, die falsche Korkeiche (Quercus Pseudosuber Santi). Ihre ungeteilten stachelspitzig gesägten Blätter sind unterseits filzig. Die vorjährigen Laubblätter fallen kurz vor der Blütezeit ab, während die neuen bereits entwickelt sind. Daher auch der Beiname immergrün (zimzeleni cer). Die Rinde ist weißgrau, rissig-schwammig und korkig. Diese Eichenart bildet im südlichen

Istrien den Hauptbestandteil der immergrünen Vegetation und die ersten Angaben über ihr Vorkommen in Krain haben wir Justin zu verdanken (Bericht über das Vorkommen einer immergrünen Eichenart in Innerkrain, in der Österr. bot. Zeitschrift Jahrg. LVII p. 452, nachgedruckt in der Laibacher Zeitung 1908 Nr. 18). Sie kommt in Baum- und Buschform vor. Justin hat sie oberhalb der sogenannten Hohenwartstraße am Berge Vremščica (Baumform, ein altes Exemplar) und oberhalb der Bahn bei Untervrem (Baumform, ein junges Exemplar) gefunden. Direktor Dolenc und ein ungenannter Naturbeobachter geben folgende Fundorte (Laibacher Zeitung 1908 Nr. 20 und 25) an: Im Wippacher Tale oberhalb der St. Nikolauskirche unter dem Nanosberge (ein Waldfleck aus Baum- und Buschformen), auf dem Nanos vereinzelte Sträucher, in den Waldungen um Laas und auf dem Oblaker Boden häufig vereinzelte Sträucher, bei St. Veit ob Zirknitz (Baumform, in größerer Anzahl). Ferner wäre noch der Krim zu erwähnen, von wo Zweige im Winter auf den Laibacher Markt gebracht werden. Der Standort erwies überall einen steinigen Boden. Ein Strauch dieser Eichenart ist im Garten der Laibacher Lehrerbildungsanstalt angepflanzt, wo er jedoch nur kümmerlich sein Dasein fristet.

Eine Verschleppung dieser Eichenart durch Eichelhäher (garrulus glandarius) in unsere Gegenden möchten wir nicht annehmen. Viel wahrscheinlicher ist die Ansicht, daß die falsche Korkeiche ehemals einen stärkeren Teil unserer Vegetation bildete und die angegebenen Fundorte nur Überreste der einstigen Verbreitung sind. Dr. Gv. Sajovic

Literaturbericht

Dr. F. Kossmat, Geologie des Wocheinertunnels und der südlichen Anschlußlinie. Mit 7 Tafeln, 1 geologischen Karte, 15 Textfiguren und einem Beitrage von Ingenieur M. v. Klodič: Über die Wasser- und Temperaturverhältnisse des Tunnels. Denkschriften der math.-naturw. Klasse der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien 1907, 4°, 102 S.

Zweierlei Interessen waren es, welche die vorliegende Studie angeregt hatten. Erstlich ist die Durchbohrung eines Alpenzuges durch einen 6334 m langen Eisenbahntunnel geeignet, reiche geologisch-technische Erfahrungen zu bieten und einen wertvollen Beitrag zu der Frage zu liefern: Inwiefern und inwieweit kann die Geologie bei technischen Fragen dieser Art eine richtige Voraussicht bieten? Anderseits aber ist die Lage dieses Tunnels am Südrand der ostwestlich streichenden Julischen Alpen, dort, wo sich von diesen die Dinarischen Gebirgsketten mit ihrem kennzeichnenden Nordwest-Südost-Streichen ablösen, eine derartige, daß sich an sie ein großes Interesse der tektonischen Geologie knüpft. Es wirft sich nämlich die Frage auf, in welcher Weise sich wohl die Aneinandergliederung der beiden Strukturgebiete vollzieht.

Die ebenso bedeutsame wie schwierige Untersuchung der so gegebenen Fragen übernahm der Geologe der Geologischen Reichsanstalt in Wien, Professor Dr. F. Kossmat. Die Ergebnisse seiner Feststellungen sehen wir in der vorliegenden Studie niedergelegt, welche in die Denkschriften

der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften aufgenommen erscheint und uns demgemäß in vornehmer Ausstattung entgegentritt.

Die Erläuterung der geologischen Aufschlüsse der Tunnelregion des Wocheiner Gebirges umfaßt die Hälfte (52 S.) der Abhandlung. Der geologische Bau des Gebirges im Bereiche des Tunnels erweist sich als ein unverhofft verwickelter. Gesteine von sehr verschiedener physikalischer Beschaffenheit (Schiefer, Sandsteine, Kalksteine, Dolomite, Tone, Mergel, Konglomerate usw.) nehmen in reichem Wechsel daran teil, wobei sie ihrer geologischen Altersstellung nach einer langen Formationsreihe angehören, welche mit dem Silur beginnt und bis in die geologische Gegenwart reicht. Die Lagerung der Sedimente erscheint durch die gebirgsbildenden Kräfte in sehr hohem Grade gestört. Im Profil des Tunnels selbst treten die Gesteinsgruppen in schmalen Zonen auf, welche durch Brüche begrenzt erscheinen. Sie sind hiebei entweder in steiler, überschobener Schichtstellung oder in mehr oder weniger eng gepreßten und ebenfalls steil aufgerichteten Falten aufgestaut. Ein Vergleich des Profils, wie es sich nach der Beendigung des Tunnels auf Grund der obertägigen und unterirdischen Untersuchung darstellen ließ, zeigt mit den vor dem Tunnelbau in den Gutachten der Geologen vorgelegten Profilskizzen eine sehr befriedigende Übereinstimmung. Infolgedessen trafen auch die fachmännischen Prognosen, betreffend die Einflußnahme der physikalischen Beschaffenheit der Gesteine und der Wasserführung auf den Fortgang der Bohrarbeit in befriedigender Weise zu. Der Verfasser hat dem Walten der gebirgsbildenden Kräfte, welche die großen Züge im Aufbau der Tunnelregion geschaffen haben, mit ebenso großer Sorgfalt nachgeforscht, wie den ins einzelne gehenden Eigentümlichkeiten der Verfestigung und Klüftung der Gesteine, ihrer tektonischen und chemischen Veränderungen sowie der dem Bautechniker so wichtigen Verhältnisse der Wasserführung der Gesteine.

Sehr interessant sind die Bemerkungen über die unerwünschten „Bergschläge", welche sich bei der Tunnelbohrung eingestellt hatten. Ohne wahrnehmbare Ursache – so berichtet Ing. v. Klodič – lösten sich oft Blöcke mit großer Gewalt von den Stollenwänden ab und wurden unter schußähnlichem Knall weggeschleudert. Die Erscheinung ist auf den großen Druck zurückzuführen, dem die Gesteinsmassen im Innern des Gebirgskörpers unterliegen. Durch die Stollenführung wird der Druck auf einer Seite aufgehoben, infolgedessen kommt der Gegendruck zur Wirkung.

Die zweite Hälfte der Abhandlung widmet der Verfasser zunächst der Erörterung des geologischen Baues des Bačatales, welches die Südrampe des Wocheiner Tunnels bildet. In technischer Beziehung zog dieses Tal die Aufmerksamkeit auf sich, weil hier die Bauschwierigkeiten, die in den geologischen Verhältnissen begründet sind, ihren Höhepunkt erreichten. Im Anschlusse an diesen Abschnitt werden die geologischen Verhältnisse der Nachbarschaft dargestellt, wobei die Natur der Sache es verlangt, daß einerseits bis Karfreit und Flitsch, anderseits bis zur Zeyer und gegen Idria hin Umschau gehalten wird. Es ist das jenes Gebiet, in welchem sich die Ketten des Karstes von jenen der Alpen abgliedern. Die Darstellung des Verfassers zeigt uns, daß es der Schauplatz einer selten großartigen Betätigung der gebirgsbildenden Kräfte der Natur ist. Die mächtigen Gesteinsmassen sind durch zum Teil weithin

streichende Brüche und sich zersplitternde Bündel von Brüchen in Zonen zerteilt, von denen einige dem Verlaufe der Julischen Alpen folgen, während andere bereits in die Richtung der Karstzüge einlenken. Entlang der Brüche sind die Gesteinsgruppen durch gewaltige vertikale und horizontale Verschiebungen in seltsame Lagerungsverhältnisse gebracht und gleichzeitig zum Teil in eng gepreßte Falten zusammengeschoben. Die Profile, welche der Verfasser entwirft, zeigen überraschende, großartige Strukturen des Südrandes der Julischen Alpen und des ihm vorgelagerten Mittelgebirges. Die Entwirrung und Durchblickung dieses überaus verwickelten, aber dennoch von Leitlinien beherrschten Baues verdient es, als eine Meisterleistung moderner geologischer Aufnahmstätigkeit hervorgehoben zu werden. Die sprachliche Darstellung des schwierigen Stoffes ist wirkungsvoll, da sie eine klare Disposition zur Grundlage hat und außer durch Profile noch durch eine schöne, polychrom ausgeführte, mit entsprechenden Strukturzeichen reichlich versehene geologische Karte im Maßstabe 1 : 75.000 gestützt wird. F. Seidl

Paul Deutsch, Die Niederschlagsverhältnisse im Mur-, Drau- und Savegebiete. (Für den Zeitraum 1891–1900.) Geographischer Jahresbericht aus Österreich, VI. Jahrgang, Wien, Deuticke, 1907. Seite 15–65, 1 Regenkarte und 1 Tafel Regenprofile usw.

Die Abhandlung gliedert sich in sechs Abschnitte. Der erste hievon enthält Angaben über die einschlägige Literatur (für Krain insbesondere Ferd. Seidl, Klima von Krain, erschienen in den Mitteilungen des Musealvereines), über die Verwertung und die Vergleichbarkeit des Beobachtungsmateriales und über die kartographische Darstellung der Ergebnisse. Der zweite Abschnitt behandelt die örtliche Verteilung des Niederschlages gesondert für jedes der drei Flußgebiete. Es wird gezeigt, wie im Savegebiete die Niederschlagsmenge durch die hiefür maßgebenden Faktoren beeinflußt wird. Die Wocheiner Save entspringt in einem Gebiete von rund 2000 mm Regenhöhe, es ist die den Regenwinden leicht zugängliche Seite des Triglavstockes. Der nördliche Quellfluß, die Wurzener Save, entspringt im Regenschatten (Leeseite) desselben Hochgebirgsstockes und erhält demzufolge die kleinere jährliche Regenmenge von rund 1600 mm. Flußabwärts nehmen die Regenhöhen ab: Laibach war mit einer durchschnittlichen Jahressumme des Niederschlages im Betrage von 1433 mm, Gurkfeld mit 1035 mm bedacht. In dieser Abnahme spiegelt sich nicht nur die geringere Seehöhe wieder, sondern auch die größere Entfernung vom Adriatischen Meere sowie die Lage in Lee des Karstgebirges. Letzteres selbst ist außerordentlich regenreich, da es die Richtung des Hauptregenwindes unter rechtem Winkel schneidet. Hermsburg, am luvseitigen Südfuße des Schneeberges, erhält in 937 m Seehöhe über 3000 mm jährlichen Niederschlages. Von den besprochenen drei Flußgebieten ist das der Save am regenreichsten und das Murgebiet das trockenste, so daß das Draugebiet eine Mittelstellung einnimmt. Der dritte Abschnitt hat die Schwankungen der Niederschlagsmengen von Jahr zu Jahr zum Gegenstande, der darauf folgende vierte Abschnitt erörtert die jährliche Periode der Niederschläge. Es zeigt sich, daß man auf dem Wege vom Norden (Murgebiet) nach Süden (Krainer Schneeberg) aus dem mitteleuropäischen Gebiet mit vorwaltenden

Sommerregen in das Gebiet der Herbstregen gelangt, wobei gleichzeitig die Menge der Winterniederschläge zunimmt. Hiedurch gelangt die Annäherung an das Bereich des mediterranen Winterregenregimes deutlich zum Ausdruck. Die Untersuchung des jährlichen Ganges der Niederschlagsverteilung von Monat zu Monat läßt Übergangsformen erkennen, wodurch außer dem Hauptmaximum und Hauptminimum noch Wendepunkte zweiter und dritter Ordnung hervortreten. – Nicht wenig bemerkenswert ist der fünfte Abschnitt, da er eine Untersuchung der Höhenzone des maximalen Niederschlages in den Hohen Tauern darbietet. Es ist demnach kaum zu bezweifeln, daß am Nordabfall der Hohen Tauern in etwa 2300 bis 2400 m Meereshöhe eine Zone maximalen Niederschlages vorhanden ist. In jener Höhe liegen denn auch im Mittel die größeren Wolkenmassen. Im sechsten Abschnitt werden die mittleren Regenhöhen der einzelnen Flußgbiete und des Gesamtgebietes ermittelt. Die im Laufe eines Jahres fallende Wassermenge beträgt für das Savegebiet 1529 mm. Für Krain, das ungefähr dem Savegebiete entspricht, hat Seidl die mittlere Niederschlagsmenge schätzungsweise zu 1500 mm bestimmt, ein Wert, der mit dem in der vorliegenden Abhandlung auf dem Wege graphischen Rechnens ermittelten fast übereinstimmt. Der Anhang enthält das Beobachtungsmaterial in ausführliche Tabellen zusammengefaßt, welche die Grundlage für den Anschluß und die Fortsetzung der Studie der Niederschlagsverhältnisse in den folgenden Dezennien zu bilden berufen sind.

S.

Dr. Adolf A. Pascher, Zur Kenntnis des Phytoplanktons einiger Seen der Julischen Alpen. Lotos, Prag, Jahrgang 1905, pag. 102 – 108.

Die unter dem Einflusse des Sonnenlichtes stehenden Wasserschichten beherbergen unzählige, winzig kleine Pflanzen, welche man unter dem Namen Phytoplankton vereinigt. Unsere Gewässer sind in dieser Hinsicht sehr wenig durchforscht und wir können die oben erwähnte Abhandlung unter den Erstlingen ihrer Art begrüßen. Leider enthält sie die Daten einer nur gelegentlichen Durchforschung, welche Herr Prof. Dr. G. v. Beck bei seinem Aufenthalte in Oberkrain unternahm. Er überließ das gewonnene Material Dr. A. Pascher zur wissenschaftlichen Bearbeitung, welcher wir folgendes entnehmen: Der Raibler See, in welchem man zweimal fischte, scheint an Phytoplankton arm zu sein. Gefunden wurden: Oscillaria, Microcystis, Asterionella formosa Haß. Die reichlichsten Stichproben erhielt man aus dem Wocheiner See, in welchem man auch nur zweimal die Suche nach den mikroskopisch kleinen Bewohnern des Wassers unternahm. Für diesen See werden folgende Phytoplanktons angegeben: Ceratium cornutum O. F. Muell., Ceratium hirundinella Chap. et Lach. (häufig), Ceratium hirundinella O. F. Muell., Sphaerocystis Schroeteri Chod., Asterionella formosa Haß, Cheoococcus, Coelosphaerium, Gomphosphaeria aponnina Kütz., einige Cyanophyceen, Oscillaria, Cosmarium tetraophthalmum Breb., Hyalotheca dissilienes Breb., Spirogyra, Mongeotia, Botryococcus (häufig), Raphidium Braunii Kütz. (sehr häufig), Oocystis lacustris Chod., Sphaerocystis Schroeteri Chod. (häufig). Vorherrschend sind in der Probe vom Wocheiner See Ceratium hirundinella und Raphidium. Die Stichproben, welche im Veldeser See am 7. Juni 1904 gemacht wurden,

ergaben folgendes Resultat: Peridinium, Merismopedium glaucum Näg., Staurastrum gracile Ralfs, Sphaerocystis Schroeteri Chod. (häufig), Oocystis lacustris (häufig), Botryococcus Braunii Kütz. (reichlich), Coelastrum, Pediastrum Boryanum Men.

Im Wocheiner See tritt Ceratium hirundinella in einer Form auf, welche mit den drei von Zederbauer aufgestellten Formen gar nicht übereinstimmt. Für den Veldeser See ist der Mangel an Baccilariaceen auffallend. Viele Phytoplanktons konnten wegen ihrer Vereinzeltheit nicht bestimmt werden. Es wäre daher eine wissenschaftlich planmäßige Planktondurchforschung der Seen sowie des gesamten Gewässers Krains zu begrüßen. Dr. Gv. Sajovic

F. Seidl, Die in Krain 1904 und 1905 beobachteten seismischen Ereignisse. Allgemeiner Bericht und Chronik der in Österreich beobachteten Erdbeben. Offizielle Publikation, herausgegeben von der Direktion der k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik, Nr. I (a. 1906) und Nr. II (a. 1907).

In dem Berichtsjahre 1904 wurden in unserem Lande 68 Erschütterungen gezählt, darunter 35 sporadische, welche nur aus einem Orte gemeldet wurden. Das wichtigste seismische Ereignis war das Beben vom 10. März um 5 Uhr 23 Min., ein auswärtiges Beben mit dem Epizentrum bei Pontebba. Der Durchmesser der Schütterfläche wird beiläufig auf 350 km geschätzt. Die Intensität war am größten im Bezirke Radmannsdorf. Das stärkste autochthone Beben war das vom 10. November um 18 Uhr 9 Min., jedoch war es, wie alle übrigen, schwacher Natur. – Für das Solarjahr 1905 werden 74 seismische Störungen angegeben, von welchen 38 sporadischer Natur waren. Ein starkes Beben war jenes vom 23. Mai um 14 Uhr 13 Min., welches in einem Umkreise von 90 km fühlbar war. Seiner Intensität nach war es am stärksten in den Ortschaften St. Kanzian, Bučka, Swur und St. Margarethen. Von den Dächern fielen Ziegel und Zimmerdecken bekamen Sprünge; sonst hat es keinen namhaften Schaden verursacht. Bemerkenswert ist der Umstand, daß in diesem Jahre einige Herdgebiete ihre Tätigkeit wiederholt aufnahmen, so z. B.: das Laibacher Savebecken, das Triglavgebirge und das Mittelgebirge der Uskoken.

In beiden Jahren ereigneten sich in der nächtlichen Zeit, d. i. von 8 Uhr abends bis 8 Uhr morgens, mehr Erschütterungen als in der hellen Tageshälfte. Die seismischen Ereignisse weisen ihr Minimum in den Sommermonaten auf, während das Maximum auf den Herbst und den Frühling entfällt. Dr. Gv. Sajovic

Paul Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart. Teil I. Abteilung IX.

Die IX. Abteilung dieses Sammelwerkes bringt unter dem Titel: „Die osteuropäischen Literaturen und die slawischen Sprachen" zwei Arbeiten, die auch unsere Leser näher interessieren dürften. Die erste, überschrieben „Die slawischen Sprachen", rührt von Vatroslav von Jagić her, die zweite führt den Titel: „Die südslawischen Literaturen" von Matthias Murko.

Jagić entwirft in seinem Aufsatze zunächst ein Bild von der geographischen Gruppierung der Slawen, deren Gesamtzahl heute rund 125 Mil-

lionen betragen dürfte. Sie zerfallen in die Nordwestslawen (die Sorben der Ober- und Niederlausitz, die Kaschuben und Slowinzen Westpreußens und Pommerns, die Polen, genannt auch Masuren, und die Čechen nebst den Slowaken Nordungarns), die Ostslawen (die Russen mit ihrer südrussischen Abzweigung der Ruthenen) und die Südslawen (Slowenen, Kroaten-Serben und Bulgaren). In ihrer ältesten Geschichte führten sie den Gesamtnamen „Venetae" oder „Venedae" und „Sclaveni" oder „Sclavi" (slawisch „Slovêne"), der bei byzantinischen und fränkischen Chronisten auch dann sehr geläufig geblieben war, als die Einzelbenennungen nach den Stämmen (seit dem 8. und 9. Jahrhundert) schon aufgekommen waren.

Die Individualisierung der heutigen slawischen Hauptsprachen fällt in das 4., 5. und 6. Jahrhundert n. Chr., somit in die Zeit der Völkerwanderung. Die slawische gemeinsame Vorgeschichte, innerhalb deren die Absonderung des slawischen Sprachtypus aus der baltoslawischen Gemeinsamkeit und durch das allmähliche Anwachsen der Differenzen die Trennung in die slawischen Hauptsprachen zustande kam, dauerte viele Jahrhunderte. Die Trennung ist jedoch durch räumliche Verschiebung ohne innere Störung des Gesamtbildes geschehen, wofür die noch jetzt wahrnehmbare Harmonie zwischen der geographischen Gruppierung und den sprachlichen Verwandtschaftsverhältnissen der einzelnen slawischen Volksstämme spricht (Übergangsdialekte!). Die Kette ist jedoch leider durch die Magyaren und Rumänen durchbrochen. Nun sind aber die sprachlichen Vorgänge innerhalb der neuen Heimat bis ins 9., zum Teile bis ins 11., 12. und 13. Jahrhundert dunkel und die Gründe der sprachlichen Differenzierung sind uns unbekannt.

Jagić bespricht sodann die Bekehrung der Slawen zum Christentum, die Entstehung der kirchenslawischen Sprache, ihre weite Verbreitung und ihr allmähliches Zurückweichen mit der Beschränkung auf das Gebiet der Kirche und geht hiemit zu den slawischen Einzelsprachen über. Da mißfällt uns im V. Abschnitte (Slowenische Sprache) der Ausdruck: „Nur noch in einigen Tälern" (erg. wohnen noch die Slowenen in Kärnten), der leicht zu falschen Vorstellungen führen könnte, da die Slowenen nach der letzten staatlichen Zählung noch immer 25 % der Gesamtbevölkerung Kärntens bilden. Auch möchte ich hervorheben, daß Bleiweis nur schweren Herzens den Anschluß an das Illyrische, so in der Rechtschreibung, namentlich aber in vielen Punkten der grammatischen Formen, der Syntax und des Wortschatzes befürwortete. Ebenso gibt es in neuerer Zeit nur wenige Anhänger einer stärkeren Rücksichtnahme auf das Böhmische oder Russische, wohl aber viele Neu-Illyrier (die Richtung des Dr. Ilešič!).

Was die Arbeit des Jagić auszeichnet, ist der Umstand, daß er uns auf 36 Seiten auf alle Grundfragen der slawischen Philologie in übersichtlicher Weise genauen Bescheid zu tun weiß. Dabei drängt der graue Meister der Slawistik nirgends seine Person in den Vordergrund. Bei strittigen Punkten setzt er uns allerlei Ansichten auseinander und fügt dann sein überbescheidenes „ignoramus" hinzu.

Interessant ist die Schlußbetrachtung. Unter den neun slawischen Literatursprachen — man könnte deren sogar zwölf zählen — sieht Jagić in der russischen Sprache die einzige, die in nicht ferner Zukunft auf eine Rolle im internationalen Verkehr rechnen kann. Das Sorbische der Ober- und Niederlausitz ist dem Tode geweiht. In ihrer Existenz sind auch das Slowenische und Slowakische bedroht, während das Böhmische, Polnische,

Ruthenische, Serbokroatische und Bulgarische dem Schicksale des Sorbischen entrinnen dürften.

Trotz des innigen gegenseitigen Verwandtschaftsverhältnisses unter den slawischen Sprachen können sich die gebildeten Slawen nur zur Not untereinander verständigen. Und da die allgemeine Kenntnis einer slawischen Sprache derzeit unter den Slawen noch nicht vorhanden ist, nimmt im Verkehre der Slawen den ersten Rang noch immer — die deutsche Sprache ein.

Die Abhandlung Matthias Murkos berührt anfangs zum Teile dieselben Fragen wie die des Jagić. Der Unterschied besteht darin, daß Murko nur die Südslawen in den Kreis seiner Behandlung zieht. Demgemäß sind auch die Abschnitte über die Staatenbildungen und das geistige Leben der heidnischen Südslawen, über ihre Christianisierung oder über die altslawische Kirchensprache und ihr Schrifttum etwas breiter ausgefallen.

Die unter dem Einflusse des Abendlandes stehende Literatur in den südslawischen Nationalsprachen behandelt er in zwei Teilen.

Die ältere Periode (bis zum Aufklärungszeitalter) beginnt er mit der Besprechung der dalmatinisch-ragusanischen Literatur, greift dann in die Zeit der Reformation und Gegenreformation bei den Slowenen, Kroaten und Serben über und schließt diesen Abschnitt mit den Anfängen des westeuropäischen Kulturlebens bei den letzteren.

In derselben Reihenfolge der Völker zeigt er uns in Umrissen die moderne Periode der südslawischen Literatur. Eine abgesonderte Darstellung der neueren Literatur der Bulgaren, die mit ihrer kirchenslawischen Literatur an der Spitze der Slawen standen, schließt er hier an. Eine solche Darstellung erfordert nämlich die neuere bulgarische Literatur, da sie sehr jung ist und sich nicht organisch im Gefolge der europäischen Geistesströmungen entwickelt hat. Die Geburt der bulgarischen Kunstpoesie fällt ja erst in das Jahr 1845!

Die Schlußbemerkungen sind der Zukunft der südslawischen Literaturen gewidmet. Diese werden sich auf nationalen Grundlagen entwickeln müssen, sich aber von fremden Einflüssen nicht abschließen dürfen. Kulturell stehen unter allen Südslawen die Slowenen am höchsten, die Kroaten und Serben zeigen eine hohe künstlerische Begabung, die Bulgaren sind fleißig und arbeitsam. Namentlich empfiehlt Murko den Südslawen gegenseitiges Wirken auf dem Gebiete der Wissenschaft und das Schaffen eines kritischen Zentralorganes. Die politischen und religiös-nationalen Eifersüchteleien wird nach seiner Meinung die Ausbreitung und Vertiefung der modernen Kultur beseitigen.

Die Abhandlung ist mit Liebe zum Gegenstande und mit einem tiefen Blicke in die kulturellen Strömungen der Gegenwart und der Vergangenheit geschrieben. Hie und da wird vielleicht jemand an einer Ansicht Anstoß nehmen, sicher wird aber jedermann, der sich mit den südslawischen Literaturen beschäftigt hat, das Buch mit Befriedigung durchlesen. Leider ist die Darstellung infolge des beschränkten Raumes (51 Seiten) so gedrungen, daß ein Neuling auf dem Gebiete der südslawischen Literaturen ein klares Bild über diese aus der besprochenen Arbeit kaum gewinnen dürfte. Ein solcher wird zu des Verfassers Gesamtdarstellung der südslawischen Literaturen in der Sammlung „Die Literaturen des Ostens" (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag) greifen müssen.

Die den Aufsätzen Jagić' und Murkos angefügten Literaturnachweise werden jedem Lernbegierigen willkommen sein. Dr. Lokar

Luschin v. Ebengreuth, Landstände in den altösterreichischen Landen. Artikel im Österr. Staatswörterbuch von Mischler und Ulbrich, Wien 1907, 2. Aufl. 3. Bd. S. 370—388.

Die Anfänge der Landstände reichen in Steiermark ins 12. Jahrhundert zurück (Georgenberger Handfeste 1186), in Krain kam ihre Bildung jedenfalls im 13. Jahrhundert zustande; ihre bleibende Gestalt erhielten sie Anfang des 15. Jahrhunderts. Die Rechte der Landstände waren nicht allein in den Landesfreiheiten (Landhandfesten) niedergelegt, es behauptete sich daneben auch manches Vorrecht als Landesbrauch, als ungeschriebenes Gewohnheitsrecht. Ihre Macht war daher Schwankungen unterworfen, je nachdem ein kraftvoller Herrscher auf dem Throne saß. Geldnot sowie Kriegsläufte zwangen den Landesfürsten zu Zugeständnissen. So nützten die Stände besonders die Steuerbewilligungen für die Türkenkriege des 16. Jahrhunderts zur Erlangung religiöser Freiheiten aus. Das 16. Jahrhundert zeigt überhaupt die Landstände in ihrer größten Machtentfaltung; sie bilden gleichsam das konstitutionelle Element, eine Mitregierung, zugleich aber auch ein Hindernis der damals beginnenden absolutistischen Bestrebungen. Dieser politische Gegensatz zwischen dem nach absoluter Regierung strebenden Herrscher und den Verfechtern der Autonomie, den Landständen, wirkte bestimmend auf den Kampf um die Glaubensfreiheit, der nicht so sehr einen religiösen Streit bedeutete, als vielmehr das Ringen der Stände um Behauptung ihrer Herrschaft verkörperte. Die Gegenreformation, deren Beweggründe mehr politischem Interesse als kirchlichem Zwecke entsprangen, lähmte die Macht der Stände derart, daß ihr Wirken im 17. und 18. Jahrhundert nur mehr einen Schatten gegen früher bedeutet. Und ruhmlos und klanglos war auch ihr Ende im Jahre 1848.

In knappen Umrissen zeichnet der Altmeister der österreichischen Rechtsgeschichte ein plastisch wirkendes Bild des Werdens und der Organisation der Ständeregierung, bei aller Betonung der hauptsächlichen Momente die Darstellung fortwährend durch Details und Hervorhebung abweichender Entwickelung in den einzelnen Ländern hervorhebend. Ein eigener Abschnitt ist der landschaftlichen Verwaltung gewidmet, deren Ausgestaltung ebenfalls im 16. Jahrhundert erfolgte. In diesem Jahrhundert errichteten auch die meisten Landschaften ein Landhaus; nur die Krainer hatten bereits im Jahre 1467 ein Haus in Laibach erworben und zum Landhaus umgebaut und diesem Beispiele waren die Steirer im Jahre 1494 gefolgt. Dr. Walter Šmid

Ivić Aleksa Dr., Dolazak uskoka u Žumberak. Im Vjesnik kr. hrv. slav. dalm. zemaljskoga arkiva S. 115—147, Zagreb 1907.

Fournier A., Der Sichelburger Distrikt. Feuilleton der Neuen Freien Presse vom 27. Dezember 1907 Nr. 15571 S. 3 und 4.

Ivić veröffentlicht eine größere Anzahl Urkunden über die Ansiedlung der Uskoken in Sichelburg in den Jahren 1533 bis 1550, die die bisherigen Forschungen Biedermanns in Einzelheiten vervollständigen, obwohl manchmal der geringfügige Inhalt der Akte eine Wiedergabe derselben in extenso nicht erfordert und ein ausführliches Regest denselben Dienst geleistet hätte; ebenso hätte eine größere Berücksichtigung der Grundsätze moderner Edition der äußeren Form nur zum Vorteile gereicht.

Das wichtigste Ergebnis jedoch, das in den von Ivić veröffentlichten Akten neuerdings bestätigt wird, ist, daß Sichelburg ein zum Lande Krain gehöriges Gebiet ist. Dieser Beweisführung ist auch der Artikel Fourniers gewidmet, der durch die Anregung der österreichischen Quotendeputation nach Verhandlungen mit der ungarischen Regierung bezüglich der Wiedervereinigung des ehemaligen Sichelburger Militärgrenzdistriktes und der Gemeinde Mariental mit Krain veranlaßt worden ist. Dieser Artikel erschien Wiener und Grazer Blättern so wichtig, daß sie sich in Leitartikeln mit ihm befaßten, während die öffentliche Meinung in Krain die Ausführungen Fourniers nur registrierend vermerkte. Sonderbarerweise, denn das Territorium von Sichelburg verfügt über 6001 Joch schöner Waldbestände, die nach der Reinkorporierung in Anbetracht der seinerzeitigen großen Opfer für die Festungen der einstigen Meergrenze und des späteren Militärgrenzdistriktes zum großen Teile dem Lande Krain als Eigentum zufallen würden, da die Rechtsansprüche des ungarischen Staates, von dem die Forste jetzt ausgenutzt werden, nicht unanfechtbar sind.

Universitätsprofessor Fournier faßt noch einmal in überzeugender Weise alle Beweisgründe für die staatsrechtliche Zugehörigkeit Sichelburgs zu Krain zusammen, die er bereits im Jahre 1881 als Vorstand des Archivs des k. k. Ministeriums des Innern im umfangreichen „Memoriale über die Zugehörigkeit Sichelburgs und Marientals zu Krain“ in der Beilage 27 zur 3. Sitzung des Krainer Landtages vom 1. Oktober 1881 (Bericht über die Verhandlungen des krainischen Landtages 21. Bd. S. 464 ff.) veröffentlicht hat. Sein Nachweis über die Zugehörigkeit Sichelburgs zu Krain deckt sich mit den bereits erwähnten gediegenen Arbeiten Biedermanns (in Schumis Archiv Bd. 1 und besonders Bd. 2 S. 201 ff.). Kroatischen Gelehrten gereicht es nur zu traurigem Ruhm, daß sie, von Erwerbungsgelüsten kroatischer Politiker beeinflußt, auf Grund mangelhafter und unzuverlässiger Karten ein zweites in der Nachbarschaft des krainischen gelegenes kroatisches Sichelburg suchten und fanden. Obwohl dieser von ernsthaften Historikern nie ernst genommenen Aufstellung nur das Leben einer Eintagsfliege beschieden war, wurde doch die Absicht, die Hintanhaltung der Verhandlungen, erreicht. Nun die Angelegenheit vor einem Jahre neuerdings zur Erörterung gelangt ist, ist Hoffnung vorhanden, daß mit energischerem Nachdruck als bisher das unzweifelhafte Recht Krains durchgesetzt und die Wiedervereinigung Sichelburgs und Marientals mit Krain in absehbarer Zeit durchgeführt werden wird.

Dr. Walter Šmid

Ludwig R. v. Kurz, Der akademische Maler Franz Seraph R. v. Kurz zu Thurn und Goldenstein (1807 – 1878). S. 67 – 76 der von Dr. Johann Ranftl herausgegebenen Kunsthistorischen Studien, Jahrbuch für 1907. Graz, Styria, 1908.

Ein Epitaph, von dankbarer Sohneshand dem Andenken des Vaters geweiht. Ein an Arbeit reiches, vielseitiges Leben wird vor uns entrollt. Den im Jahre 1834 als Zeichenlehrer an die Mahrsche Handelsschule Berufenen lernte man in Laibach bald schätzen. Er war Mitglied der Philharmonischen Gesellschaft und des Domkirchenchores, daneben ein fruchtbarer Maler heiliger Gräber und Altarbilder (bei 1000), Kirchendecken und Theaterdekorationen. Historisch wertvoll sind ungefähr achtzig

Bilder und Skizzen krainischer Orte und vor allem die im Auftrage des polnischen Emigranten Korytko angefertigte Sammlung südslawischer Trachtenbilder, die jetzt im Rudolfinum verwahrt werden. Die Zurücksetzung, die ihm durch die inzwischen in Laibach entstandene Malerkolonie, in der sich der talentvolle Anton Karinger, Künl und Wolf hervortaten, und ihre Konkurrenz zuteil wurde, verleidete ihm den Aufenthalt in Laibach; im Jahre 1867 übersiedelte er nach Graz.

Als Maler kein schöpferischer Geist, bevorzugte er besonders bei den Altarbildern die Malweise der Nazarener, vor allem Führichs. Doch konnte er dabei der Gefahr des Epigonentums nicht entrinnen und verfiel in die Schablone; die große Zahl der Aufträge trug das ihrige dazu bei. Ein Aufenthalt in München hatte einige unter Schwinds Einfluß entstandene Werke zur Folge. Sein gesunder Sinn wandte sich in den vierziger Jahren gegen die ungeeignete Restauration der Domkirche; leider verhallte sein Protest ebenso wirkungslos, wie das Abmahnen Kunstverständiger vor einer neuerlichen gründlichen Renovation, die vor zwei Jahren nicht besonders glücklich durchgeführt worden ist. Dr. Walter Šmid

Vereinschronik

Neue Mitglieder seit dem 15. April 1908. Hans Berreitter, k. k. Universitätsquästor in Innsbruck; Bezirkslehrerbibliothek in Adelsberg; Bezirkslehrerbibliothek in Gurkfeld; Bezirkslehrerbibliothek in Rudolfswert; Josef Breznik, Supplent an der k. k. Oberrealschule in Laibach; Bürgerschule in Adelsberg; Graf Rudolf Chorinsky, k. k. Hofrat in Laibach; Nikolaus Ritter von Gutmansthal-Benvenuti, k. k. Legationssekretär und Gutsbesitzer in Weixelstein bei Ratschach; Dr. Karl Hinterlechner, Sektionsgeologe in Wien; Franz Jeraj, k. k. Gymnasialprofessor in Laibach; Josef Ivanič, Dr. theol., Präfekt im Theresianum in Wien; Max Jermann, Privatier in Laibach; Anton Jeršinović, k. k. Gymnasialprofessor in Laibach; Kartäuserstift Pleterje; Josef Komljanec, Gymnasialprofessor in Pettau; Dr. Johann Evang. Krek, Reichsratsabgeordneter; Dr. Eugen Lampe, Landesausschußbeisitzer in Laibach; Landwirtschaftlich-chemische Versuchsanstalt in Laibach; „Ljudska knjižnica“ in Bischoflack; Dr. Janko Lokar, Gymnasialprofessor in Laibach; Rudolf Mole, Supplent am Mädchenlyzeum; Dr. Eugen Müller, Freiherr von, Gutsbesitzer in Strobelhof bei Laibach; Exz. Eduard Gaston Pöttickh, Graf von Pettenegg, k. u. k. wirklicher Geheimer Rat und Kämmerer in Laibach; Cyrill Pirc, Kaufmann und Landtagsabgeordneter in Krainburg; Josef Nikolaus Sadnikar, k. k. Oberbezirkstierarzt in Stein; Josef Sajovic, k. u. k. Leutnant-Rechnungsführer in Laibach; Heinrich Schollmayer-Lichtenberg, Forstmeister und Landtagsabgeordneter in Schneeberg; Dr. Jakob Sket, k. k. Professor in Klagenfurt; Anton Smrdelj, städt. Lehrer in Laibach; Viktor Skrabar, Korrespondent der k. k. Zentralkommission in Pettau; Hofrat Franz Šuklje, Landeshauptmann von Krain; „Zarja“, slowenischer kathol. akadem. Verein in Graz; Urban Zúpanec, Kaufmann in Laibach; Franz Žvan, städtischer Kaplan in Laibach.

Die Abbildungen auf den Tafeln XVII und XVIII verdankt die Redaktion dem Entgegenkommen des Christlichen Kunstvereines der Diözese Seckau.

Buchdruckerei von Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg in Laibach

Tafel V



Bildstock im Felde bei Neumarktl



Tafel VI



Wegkreuz an der Straße Krainburg - Stein



[illegible] der [illegible]



Wegkreuz bei Mitterdorf in der Wochein



Bildstock aus Vigaun



Bildstock bei Steinbüchel



Bildstock be Lees



Bildstock bei Kropp-Steinbüchel



Bildstock bei Kronau



Wegkapelle bei Birkendorf



Wegkapelle bei Radmannsdorf



Wegkapelle bei Podnart



Wegkapelle bei Kropp-Steinbüchel



Am Wege nach Brezje



Wegkapelle bei Brezje



Landstraßenkreuze am Wege nach der Wochein



Bildstock und Wegkreuze von Oberkrainer Landstraßen





Vorhalle der Bergkapelle in Asp bei Veldes



Bildstock bei Krainburg



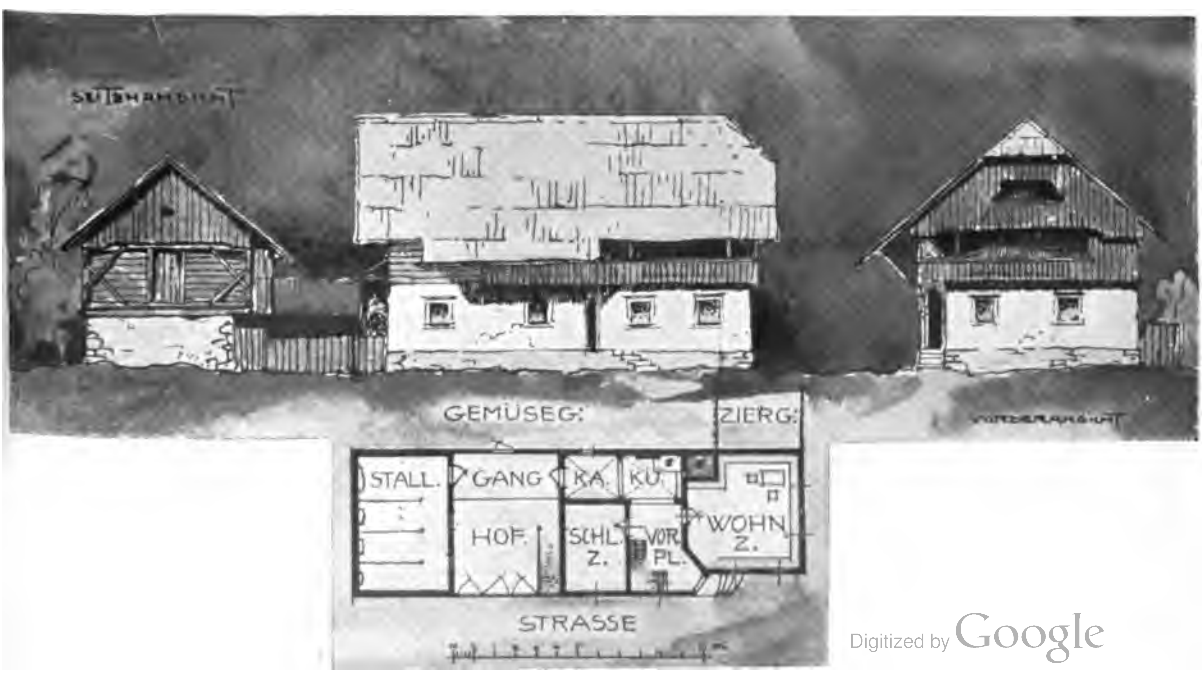
Wegkreuz bei Stein



Wegkreuz bei Stein



Bauernhaus aus der Pokluka bei Veldes



Bauernhaus im Dorfe Veldes

Tafel XIV

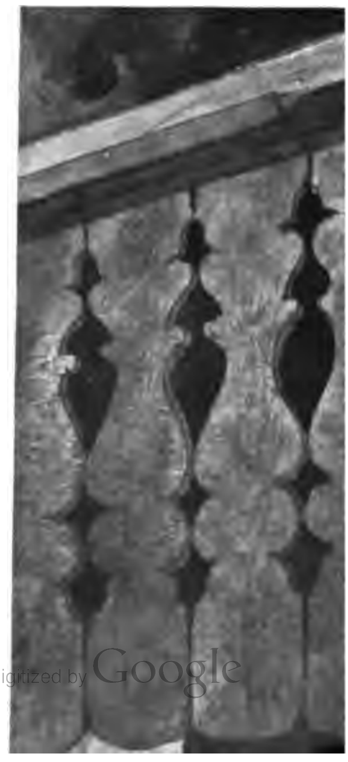












Altanengeländer
von Bauernhäusern
aus der Wochein

1
Situla von
Rudolfswert

2
Ciste

3
Situla von
St. Magdalenen

5–12 Bestandteile des Pferdeschmuckes

4
eiserne Trense

5

8

6
Abwickelung
einer Bronzescheibe

7
Stirnkreuz

9
Halsband

10
Trense

11
Trensenknebel

12

20 und 21 Armringe

20

21

22
Gefäß-
henkel

13 14 15
Beschlägstücke

19
Rekonstruktion
des Pferdeschmuckes

16
Ton-
wirtel

17
Bronze-
knopf

18

18, 23 und 25 Gürtelbeschläge

23

24
Tierfibel

25

Fig. 1—5 und 7—12 1/8 nat. Größe, Fig. 6, 13—18 und 20—25 1/2 nat. Größe.

1
Situla von
Rudolfswert

2
Ciste

3
Situla von
St. Magdalenen

5–12 Bestandteile des Pferdeschmuckes

4
eiserne Trense

5

8

6
Abwickelung
einer Bronzescheibe

7
Stirnkreuz

9
Halsband

10
Trense

11
Trensenknebel

12

20 und 21 Armringe

13 14 15
Beschlägstücke

19
Rekonstruktion
des Pferdeschmuckes

20
21
22
Gefäß-
henkel

16
Ton-
wirtel

17
Bronze-
knopf

18

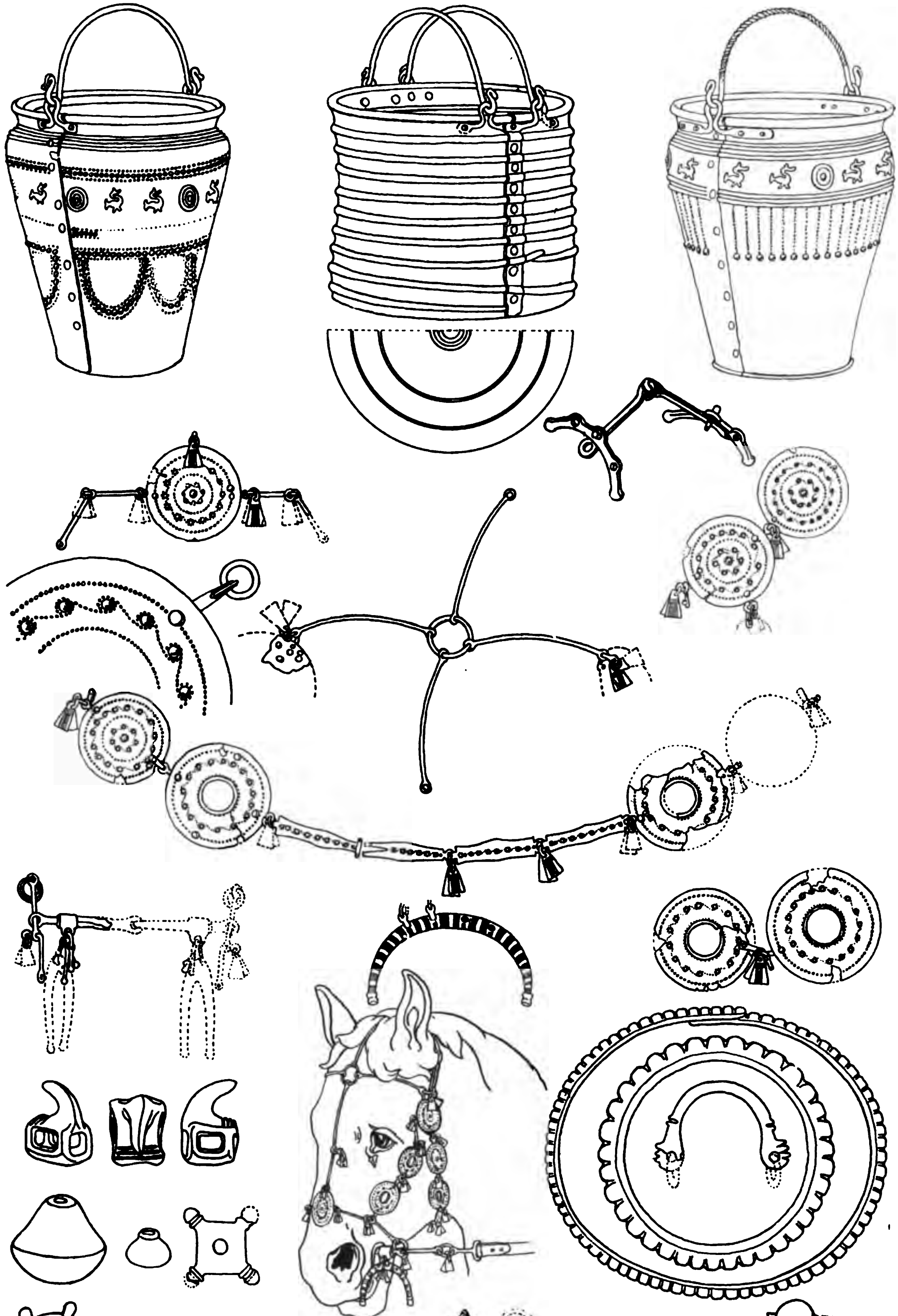
18, 23 und 25 Gürtelbeschläge

23

24
Tierfibel

25

Fig. 1–5 und 7–12 ⅓ nat. Größe, Fig. 6, 13–18 und 20–25 ½ nat. Größe.


P. ŽMITEK 1908



Halbmondfibel der älteren Hallstattperiode





Franz S. Ritter von Kurz zu Thurn und Goldenstein, akademischer Maler

Nach einer Photographie vom Jahre 1877

Nach einem Selbstbildnisse vom Jahre 1848



Plafond im Presbyterium der Wallfahrtskirche zu Maria Au bei Wippach

Al fresco ausgeführt im Jahre 1843